Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus

Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Glarus

Band: 87 (2007)

Artikel: Von Fabrikanten, Teilhabern, Drogenhändlern und Versicherungsagenten in der Glarner Industrielandschaft des 19. Jahrhunderts

Autor: Mazzolini-Trümpy, Hansruedi

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-584455

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.09.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von Fabrikanten, Teilhabern, Drogenhändlern und Versicherungsagenten in der Glarner Industrielandschaft des 19. Jahrhunderts

Hansruedi Mazzolini-Trümpy

Vorschau und Übersicht

Es geht um das Glarnerland im 19. Jahrhundert – man könnte sagen: um das glarnerische 19. Jahrhundert, das etwas vor 1800 beginnt und bis zum Ersten Weltkrieg und etwas darüber hinaus dauerte. Es war das Jahrhundert der Glarner Textilindustrie, die es am Ende des 18. Jahrhunderts in Ansätzen schon gab, die im nächsten Jahrhundert einen ungeahnten Aufstieg erlebte und im übernächsten einen unaufhaltsamen Niedergang hinnehmen musste.

Darüber, wie die Zeitgenossen das wahrgenommen haben, geben erhalten gebliebene Briefe Auskunft. Sie erlauben es, eine Geschichte des Jahrhunderts zu schreiben, die den Titel «Ein Jahrhundert in Briefen» tragen könnte, wenn die vorhandenen Briefe gleichmässig über den Zeitraum verteilt und wenn alle wichtigen Personen mit genügend vielen Briefen vertreten wären. Jedenfalls handelt es sich um eine spezielle Geschichte des Jahrhunderts, die wir darum «unsere Geschichte» nennen wollen.

Es war die Textilverarbeitung, die zuerst zur Produktion in der Fabrik überging. In den ersten Jahren des Jahrhunderts wurde damit begonnen, die Spinnerei zu mechanisieren. In den 1820er- und 30er-Jahren folgten die mechanischen Webereien. Dass sich die schweizerische Baumwollweberei – und mit ihr die Baumwollspinnerei – trotz der starken ausländischen Konkurrenz halten konnte, hat bis zu einem hohen Grad damit zu tun, dass die Stückfärberei und der Zeugdruck auf ihre Produkte angewiesen waren. Nur war dieser Bereich seinerseits exponiert und Gefahren ausgesetzt. Die englische Konkurrenz, die schon früh mit dem Walzendruck kostengünstiger produzierte, liess die Genfer und Basler Handdruck-Betriebe eingehen. Die aargauischen Unternehmungen fielen in den 1830er-Jahren dem Deutschen Zollverein zum Opfer. Etwas länger überlebten die zürcherischen, einzelne konnten sich ins nächste Jahrhundert retten. Im Glarnerland nahm die Textilindustrie – vorab die Druckerei – einen eigenen Verlauf.

Im Zentrum unserer Geschichte stehen drei Briefschreiber, die um 1850 aufeinander treffen, zwei Glarner und ein Thurgauer. Die beiden Glarner hat-

ten schon vorher miteinander zu tun. Der ältere, Johann Caspar Tschudi, der in Schwanden eine schliesslich erfolgreiche Fabrik besass, die seine Nachkommen etwas über das Jahrhundert hinaus weiterführten. Der jüngere, Schwiegersohn des älteren, Alexander Spelty, war in den 1820er-Jahren aus Russland ins heimatliche Netstal gekommen und hatte in der Glarner Industrielandschaft seinen Weg gefunden. Der Thurgauer, ebenfalls Schwiegersohn des älteren Glarners, tauchte wie aus heiterem Himmel auf. Er war das, was man damals einen «Handelsmann» nannte. Seinetwegen begann für den Schwiegervater so etwas wie ein neuer Lebensabschnitt, der zwar sein letzter war und nur zwei Jahre dauerte.

Die drei Männer stimmen neben gemeinsamen geschäftlichen Interessen auch darin überein, dass sie die gleiche Lust haben, Briefe zu schreiben. Sie sind keine Literaten mit einem kunstvollen Schreibstil. Sie haben in einer Art und Weise Briefe geschrieben, die wir Nachgeborenen, die wir telefonieren und anderes mehr gelernt haben, verloren haben.

Von den Ereignissen, die das historische Inventar des Jahrhunderts ausmachen und die Einfluss auf den Gang der glarnerischen Wirtschaft hatten, sind einige Gegenstand der Briefe, die meisten nicht. Immerhin kommen wichtige politische Ereignisse und ökonomische Verhältnisse in jenen Weltgegenden zur Sprache, in denen die Glarner Fabrikanten ihre Produkte absetzten.

Von dem, was in der Schweiz geschah, in der Politik und im Alltag, ist anzunehmen, dass sich die Briefschreiber darauf verlassen hatten, dass es in der Zeitung zu lesen oder am Stammtisch zu erfahren war. Das wichtigste Ereignis nach den turbulenten Jahren der ersten Hälfte des Jahrhunderts war die Gründung des Bundesstaates 1848. Danach mussten nicht zuletzt die Wunden verheilen, die der Sonderbundskrieg 1847 und die Durchsetzung der neuen Verfassung hinterlassen hatten. Die eidgenössische Politik drehte sich im Grunde genommen um die Frage, was Sache des Bundes werden und was Sache der Kantone bleiben sollte. Diese Auseinandersetzung brachte es mit sich, dass die Bundesverfassung schon 1874 revidiert wurde. Streitpunkte waren etwa die Rolle des Bundes beim Militär, das Banknotenmonopol, das 1891 dem Bund übertragen wurde, die Übernahme von vier Eisenbahngesellschaften, die 1898 zustande kam, und die Schaffung einer Bundesbank, was 1905 mit der «Nationalbank» realisiert werden konnte.

Auch beim europäischen Geschehen ersparten sich die Briefschreiber weitgehend die Mühe, sich darüber auszulassen. Johann Caspar Tschudi hatte die schwierigen Zeiten am Anfang des Jahrhunderts miterlebt und 1815 sogar an militärischen Aktionen teilgenommen. Alexander Spelty war in St. Petersburg gerade dann auf die Welt gekommen, als dort für die Notleidenden im Glarnerland und in andern Gegenden der Ostschweiz Geld gesammelt wurde. Zu den Revolutionen von 1830 und 1848 und zu den Befreiungs- und Einigungsbewegungen in Italien und in Deutschland gibt es

dann Äusserungen, wenn die Geschäfte betroffen waren. Der Krimkrieg 1854 bis 1856 und der Russisch-türkische Krieg 1876 bis 1878, auch die Schutzzollpolitik gegen Ende des Jahrhunderts, die den jahrzehntelangen Freihandel ablöste, waren Themen der Korrespondenz. Für die Schweiz war Europa in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein einigermassen friedlicher Erdteil. Die Schweizer werden nur ungern realisiert haben, dass es einige Male bis an die Schwelle eines grossen europäischen Krieges gekommen war. Nach 1900 häuften sich die politischen Krisen derart, dass ein solcher Krieg unvermeidlich erscheinen musste. Damit konfrontiert waren jetzt Enkel und Urenkel der beiden Glarner Protagonisten von 1850, die ohnehin mit Fabrikschliessungen und andern Zeichen des Niedergangs fertig werden mussten. Ihre Briefe zeugen davon, dass ihnen bewusst war, in einer ungemütlichen Zeit zu leben und eine ungewisse Zukunft vor sich zu haben. Man bereitete sich auf den so genannten Ernstfall vor, von dem sich allerdings niemand eine klare Vorstellung machen konnte.

Neben den drei Hauptdarstellern und ihrem Anhang treten in unserer Geschichte Figuren auf, die der Epoche den Stempel aufgedrückt haben. Ein helvetischer Regierungsstatthalter des Kantons Linth, der erste Glarner Bundesrat, der erste kantonale und eidgenössische Fabrikinspektor sowie ein über Jahrzehnte amtierender Landammann werden erwähnt. Am Rande tauchen kleinere und grössere Berühmtheiten auf, darunter der in Netstal geborene Ludwig Hohl.

Wir werden in unserer Geschichte zwei Fabriken näher kennen lernen, die mit dem Färben und Bedrucken von Textilien zu tun hatten. Von den gut 50 andern Unternehmungen des Textilfaches werden zumindest einige erwähnt. Es ist noch darauf hinzuweisen, dass von den Briefen, auf die sich unsere Geschichte stützt, nur wenige ganz zitiert werden, meist sind es nur Ausschnitte, die nach bestimmten Gesichtspunkten ausgewählt wurden – und zwar nach m e i n e n Gesichtspunkten, und sie dienen m e i n e n Zwecken. Denkbar ist selbstverständlich eine andere Auswahl.

I. Johann Caspar Tschudi, Fabrikant «in der Herren» in Schwanden – seine Söhne, Töchter und Schwiegersöhne

- 1 -

Der eigentliche Grund dafür, dass die drei Männer, die zwei Glarner und der Thurgauer, aufeinander stiessen, war eine Liebesgeschichte. Johann Caspar Tschudi (1795–1851), Fabrikant «in der Herren» in Schwanden, führt am 29. September 1849 in einem Brief an Conrad Sauter (1800–?), Zürich, dazu aus:

«Meine jüngste Tochter [Anna Maria] hat meine liebe Frau als ihre zärtlich liebende Mutter ins Bad begleitet und ihr 5 Tage Gesellschaft geleistet, bis sie recht heimisch war. Nun ist diese nach ihrem eigentlichen Vorhaben zu einer Jugendfreundin nach Diessenhofen abgereist (...). Zufällig lernte sie einen der ersten ledigen Herren in Diessenhofen im Hause ihrer Freundin[1] kennen, so dass sie in wenigen Tagen sich ehlich unter Vorbehalt unserer Genehmigung verbanden.»

Anna Maria Tschudi (1824–1920) begleitete ihre Mutter, Johann Caspar Tschudis zweite Frau, Regula Tschudi-Dürst (1795–1863), zur Kur nach Ragaz ins Bad Pfäfers und begegnete in dem thurgauischen Rheinstädtchen eben «zufällig» dem unverheirateten, wohlhabenden Johann Rudolf Hanhart (1818–1872).

Was mit diesem Brief begann, liess Johann Caspar Tschudi, der im Folgenden meist «Johann Caspar» genannt wird, in seinen zwei letzten Lebensjahren noch manches planen und unternehmen, worauf er sonst nicht im Traum gekommen wäre. Es beeinflusste nicht nur sein eigenes Leben und jenes seiner jüngsten Tochter, sondern das Leben all jener, deren Stammvater er ist.[2]

[1] Cleophea Jenny (1825–1850), verheiratet mit Johann Adolf Ritter (1820–1884). Tochter des Fridolin Jenny (1793–1848) und der Anna Katharina Iselin (1792–1838).

[2] Vgl. Marti-Weissenbach, K., Die Unternehmerfamilie Tschudi aus dem glarnerischen Schwanden. Ihre Geschichte seit dem 16. Jahrhundert. Glarus 2003, S. 70–123.

Am übernächsten Tag, am 1. Oktober 1849, schreibt Johann Caspar seiner Schwester Verena Wild-Tschudi (1793–1851), die im texanischen Galveston lebte:

«Nun, liebe Schwester, habe ich von meinen 6 Kindern noch zwei unverheiratet, nämlich beide Söhne, Heinrich und Joachim, beide geschickte und angesehene Männer.»

Gemeint sind die über die Kindheit hinaus am Leben gebliebenen Kinder, je drei aus erster und aus zweiter Ehe.[3] Die erstgeborene Anna Katharina (1808–1878) war mit dem Schwander Metzger Jost Luchsinger (1804–1885) verheiratet.

Deren Sohn war, bevor er in Italien selber Unternehmer wurde, «in der Herren» tätig gewesen. Sohn Johann Heinrich (1810–1858) blieb unverheiratet. Sohn Joachim (1822–1893) heiratete erst nach dem Tod des Vaters. Die Tochter Regula (1812–1886) wanderte 1845 mit ihrem Mann, Caspar Stüssi (1804–1845) aus Glarus nach Amerika aus. Sie hatte sechs Kinder auf die Welt gebracht, von denen zwei in jungen Jahren starben. Als Witwe kehrte sie in die Schweiz zurück. Sie starb in Männedorf.

Auch die Tochter Regula hatte wie Anna Maria bei der Heirat ihren Kopf durchgesetzt – nur mit etwas andern Folgen. In einem Brief Johann Caspars an Caspar Lüthy[4] in Innsbruck vom 1. November 1851 ist zu lesen:

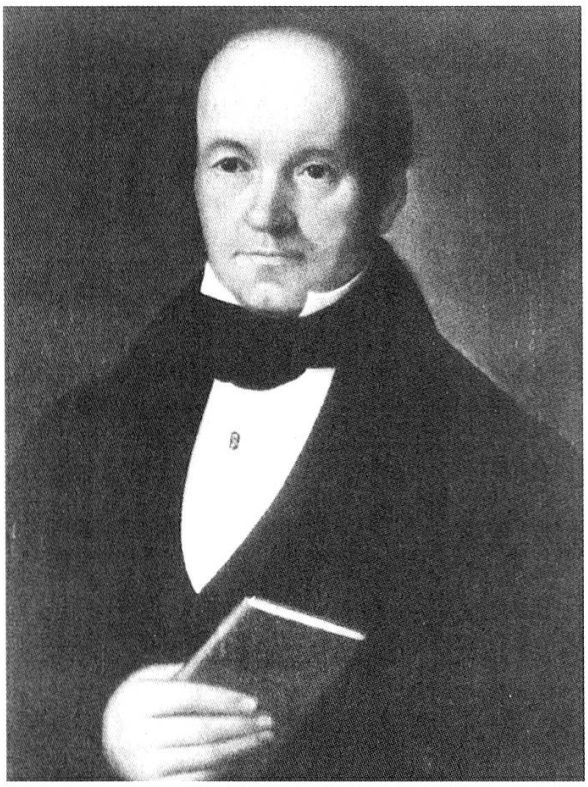
«Von meiner Tochter Regula und ihrem Mann und [ihren] Kindern habe ich schon lange keine direkte Nachricht empfangen, denn unsere Verhältnisse sind etwas gespannt. Sie leben immer unter abwechselndem Schicksal in New Orleans, waren leider zu wiederholten Malen fieberkrank, erholten sich aber dann immer wieder.»

Gespannt waren die Verhältnisse, weil der Tochtermann Johann Caspars Nichte Sophie Wild in Galveston 230 Dollar schuldete. Im erwähnten Brief an die Schwester Verena Wild-Tschudi heisst es dazu:

«Die Tochter Regula hat mir geschrieben den 7. Juli (...), dass ihnen in Gottesnamen noch nicht möglich gewesen sei, der Frau Bas Zahlungen zu leisten, indem sie die wiederholten Krankheiten der ganzen Haushaltung und

[3] Ebenda.

[4] Caspar Lüthy (1800–1857) hatte «in der Herren» während einiger Zeit die tschudische Garnzwirnerei, die er von Andreas Billeter (1768–1821) übernommen hatte, weiterbetrieben. Er blieb nach dem Wegzug aus dem Glarnerland Johann Caspar Tschudis Freund und Briefpartner. Auch Caspar Lüthys Vater Heinrich, sowie Bruder Heinrich und Neffe Caspar gehörten zu Johann Caspars Bekanntenkreis. Die Lüthys stammten aus dem Thalgarten in Männedorf, wo sie einen Handel mit Tuch- und Manufakturwaren betrieben. Caspar Lüthy war ein Spinnereifachmann und während einiger Zeit Direktor der Spinnerei Jenny & Schindler in Hard b. Bregenz. Um 1850 war er in Innsbruck tätig. Staatsarchiv Zürich; Allgemeines Ragionenbuch des Bezirks Meilen 1836–1858, S. 157. Hans-Rudolf Galliker: Reben, Leder und Hightech, Bd. 2, Männerdorf 2006, S. 28.



Johann Caspar Tschudi (1790–1851). (PTF)

Regula Tschudi-Dürst (1795–1863). (PTF)

Verdienstlosigkeit so in Rückstand gebracht haben, dass sie kaum mehr das Leben zu fristen vermochten.»

Bei Gelegenheit konnte der Mensch Johann Caspar durchaus dem Geschäftsmann Johann Caspar in die Quere kommen. Jedenfalls hatte er 1849 anstelle des Schwiegersohns aus eigener Tasche 50 Dollar zurückbezahlt. Weiter unten im gleichen Brief fährt er fort:

«Was Stüssis Eltern anbetrifft, liebe Schwester, ist keine Hoffnung zu haben. Sie sind alle arme Leute. Wie [ich] Dir schon früher geschrieben, musste ich voriges Jahr fl. 400.– nebst 2 Jahre Zinsen für geleistete Bürgschaft für den Alten bezahlen, welche zwar an Tochtermann Caspar zu Last fallen. Natürlich sind meine Frau und Kinder sehr ungehalten dafür, und es gibt oft manche unangenehme Bemerkungen darüber, welches ich nicht wohl entschuldigen kann, obschon es nur eine väterliche Notschuld von mir ist, welche nicht wohl zu vermeiden war!»

Die ältere Tochter aus zweiter Ehe, Verena (1817–1906), war seit 1836 mit Alexander Spelty (1815–1864) aus Netstal verheiratet. Über diesen schreibt Johann Caspar seiner Schwester in Amerika:

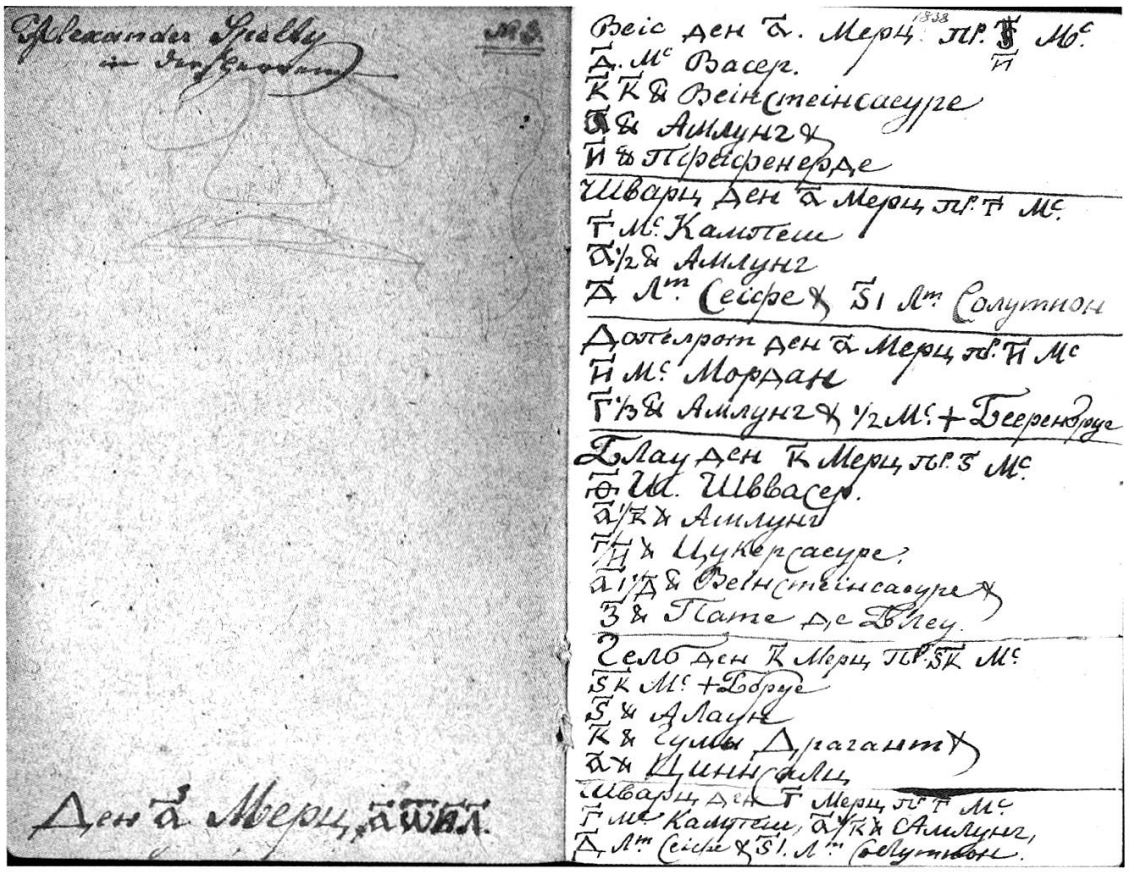
«Unser lieber Tochtermann, Herr Spelty, hat uns in Weesen in einer Chaise abgeholt und uns bis in sein elterliches Haus in Netstal geführt.»

Mehr über ihn ist dem Brief vom 6. November 1850 an den nachmaligen Schwiegersohn in Diessenhofen zu entnehmen:

«Wir sind Gott sei Dank alle gesund und wohl, jedoch auch leider mit Ausnahme vom lieben Tochtermann Spelty, welcher jetzt in kurzer Zeit schon zwei Anfälle von starken krampfhaften Unterleibsschmerzen gelitten hat, möge der Himmel ihn von ferneren Anfällen dieser oder anderer Art bewahren und ihm ein gesundes und langes Leben schenken, zum Heil und Trost für uns und für Frau und Kinder, denn er ist aufrichtig gestanden ein recht tätiger und wirksamer Mann, und es ruht und lastet viel Arbeit und Sorgen auf ihm.»

Schon im vorigen Jahr, am 15. September 1848, schreibt er der Schwester: «Mein Tochtermann Alexander Spelty besorgt unsere Agentur für französische und deutsche Häuser mit gutem Erfolg, so dass [wir] ausserordentlich mit ihm zufrieden sind. Es würde mich freuen, wenn er für ein gutes Haus (in Amerika), das gute Baumwolle liefern könnte, eine Agentur besorgen könnte. (...) Dieser Tage ist er wirklich auf der Reise in Geschäften für Häuser in der Schweiz und im Vorarlberg.»

Weil Alexander Spelty die ersten Jahre in Russland verlebt und dort auch die Schule besucht hatte, notierte er die geheimzuhaltenden Farbrezepte in russischer Schrift.



Alexander Spelty-Tschudi: Farbrezepte in russischer Schrift.

Anderthalb Jahre nach Johann Caspars Tod musste Alexander eines Augenleidens wegen die Tätigkeit in der schwiegerväterlichen Fabrik aufgeben. Dieses Augenleiden war sicher das einschneidenste Ereignis seines Lebens und hatte das Aufsehen erregendere, die Teilnahme am Sonderbundskrieg, in den Schatten gestellt. Ein während des Feldzuges geschriebener Brief[5] an seine Frau soll indes an jene bewegte Zeit erinnern:

«Meine Liebe!
Mein Letztes vom 8. dies, morgens, von Benken höflich bestätigend, benutze [ich] gerne diesen Augenblick, während die Mannschaft ihre Kuppel (Säbelkuppel, Säbelkoppel, Lederzeug) weiss anstreicht, Dir zu schreiben, um Dich betreff Meiner vollkommen zu beruhigen. Ich war nie munterer als

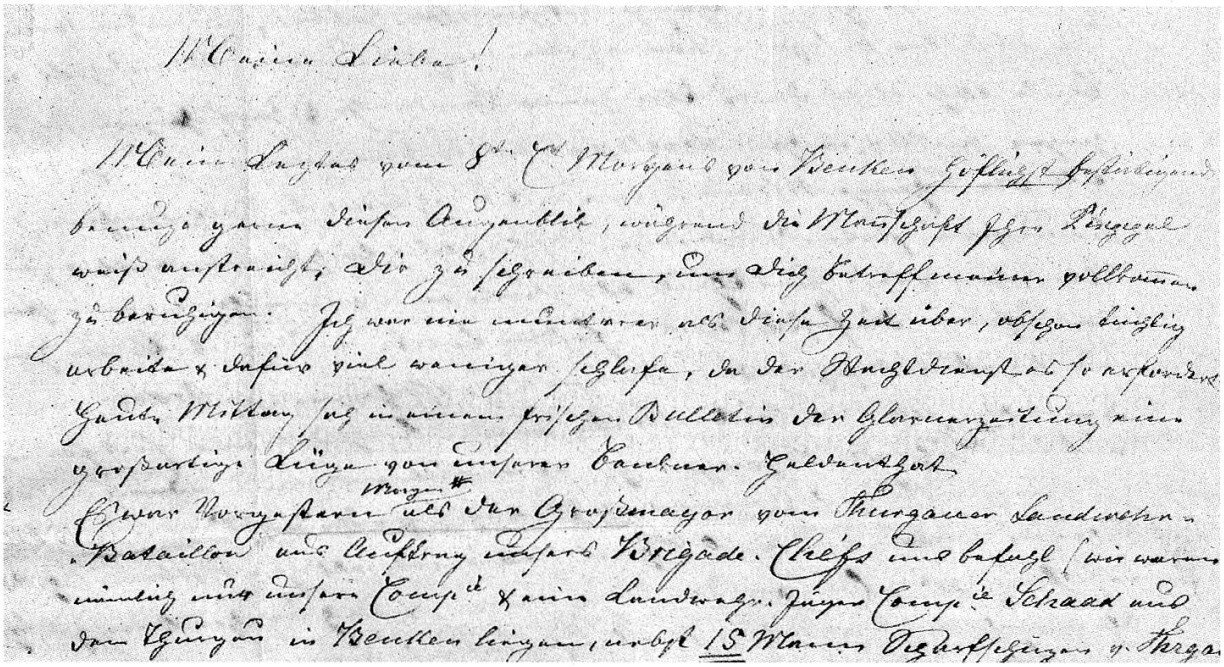
[5] Alexander Spelty-Tschudi schrieb 1847 während des Sonderbundskrieges als Lieutenant des Glarner Landwehr-Bataillons Trümpy aus dem Gaster und aus der March seiner Frau nach Schwanden 14 Briefe. Siehe JHVG, Heft 77, S. 109–123. Inzwischen ist ein weiterer Brief aufgetaucht, der am 12. November in Wiesenthal (nördlich von Maseltrangen), «nachmittags», geschrieben wurde und der der Vollständigkeit halber hier abgedruckt ist. Indem er sich ausführlich mit dem Vorfall befasst, über den die «Glarner Zeitung» zum Ärger der beteiligten Glarner Kompanie unzutreffend berichtet hatte, beantwortet er Fragen, die die publizierten Briefe offen gelassen haben.

Verena Spelty-Tschudi (1817–1906).

Alexander Heinrich Spelty-Tschudi (1815–1864).

diese Zeit über, obschon [ich] tüchtig arbeite und dafür weniger schlafe, da der Nachtdienst es so erfordert. Heute Mittag sah [ich] in einem frischen Bulletin der Glarner Zeitung eine bösartige Lüge von unserer Benkner Heldentat. Es war vorgestern Morgen, als der Grossmajor vom Thurgauer Landwehr-Bataillon aus Auftrag unseres Brigade-Chefs uns befahl (wir waren nämlich nur unsere Companie und eine Landwehr-Jäger-Companie Schaad aus dem Thurgau in Benken liegen, nebst 15 Mann Scharfschützen vom Thurgau), unsere Vorposten bis an die Grenze vom Ct. Schwyz vorzuschieben; denn Du musst nämlich wissen, dass auf dem jenseitigen Ufer der Linth der Ct. St. Gallen oder Benken einen grossen Bezirk Land nebst zwei Häusern inne hat. Die Schildwachen wurden wirklich so aufgestellt wie befohlen wurde, allein mittags (wir waren just an der Suppe) machten die äussern Vorposten Lärm, dass der Feind sich nahe. Wir sprangen schnell auf und riefen die Wache ins Gewehr, mit der wir dann, etwa 40 Mann, ausrückten. Mittlerweile wurde Generalmarsch geblasen, um die andere in den Quartieren sich befindliche Mannschaft ebenfalls zu sammeln, was Lieutenant Blumer und 2 Thurgauer Offiziere zu besorgen hatten, indem selbe im Dorf Benken zu Mittag speisten, indessen wir bei unserem Hauptposten an der Giessenbrücke logierten. Lieutenant Feldmann zog mit unserer Wachtabteilung und ich mit den Thurgauer-Jägern aus unter dem Commando unseres tüchtigen Hauptmanns Schneely. Unsere Absicht war jedoch, nicht anzugreifen, weil wir gar keinen Befehl hierzu hatten, im Gegenteil war uns dieses verboten und überdies wollten wir die beiden versammelten Companien erwarten. Wir zogen also in bester und schönster Ordnung über die Brücke, um uns als Beobachtungscorps an der Grenze aufzustellen und gleichzeitig wenn möglich zu verhüten, dass die mit Schusswaffen anrückenden 50–60 Schwyzer, die fast an ihrer Grenze eine lange grosse Schanze aufgeworfen hatten, dieselbe besetzen. Kaum hatten wir mit unserer Mannschaft die Brücke passiert und die 15 Thurgauer Landwehr-Scharfschützen sich in Kettenzügen links und rechts developpiert, um bis an unsere Grenze vorzudringen, als die Schwyzer Maulhelden auf 2 Schussweiten Halt machten und endlich bei unserem steten Vordringen sich schnellst und höchst unordentlich zurückzogen. Wir sahen dies zum Teil als Finte an, vermutend, es möchten hinter der Schanze, die fast 2 Companien fassen konnte, anderes Volk im Hinterhalt sein, und gaben deshalb den wenigen Scharfschützen die Ordre, sowohl von der rechten wie von der linken Seite aus in bescheidener Entfernung bis auf die gleiche Höhe der Schanze zu patrouillieren, um dadurch in Erfahrung zu bringen, ob noch jemand dahinter sei oder nichts. Die 15 Mann Schützen waren kaum 10 Schritte vorgerückt, als zwei Mann Schildwache in schleunigster Eile von der Schanze weg und nach Reichenburg zu sprangen, ohne auch nur einen Schuss abzufeuern.

Infolge dessen liessen wir die schlagfertige, nun endlich gänzlich eingeübte Mannschaft Pyramiden formieren, d.h. die Gewehre ab- und in Pyra-



Alexander Spelty an Verena Spelty-Tschudi am 12. November 1847 aus Wiesenthal (zwischen Kaltbrunn und Schänis).

miden aufstellen, Werkzeug holen und nun gings lebhaft mit Pickel, Spaten und Schaufeln hinter diese grosse Schanze, welche in weniger als zwei Stunden vollkommen demoliert war. Unsere Glarner arbeiteten wie Rosse, auch einige Thurgauer, denn die andern waren als Schutzwache aufgestellt. Die Scharfschützen zerstörten unterdessen 5 Minuten weiter unten eine frische, festgemachte Schwelle mit ihren Weidmessern, wodurch das Wasser um die Schanze Abzug erhielt. Kein Schuss wurde gefeuert und wir an unserer Arbeit nicht im Mindesten gestört, obwohl der ganze Landsturm und ihre Militärs uns von den entfernten Höhen und Hügeln zuschauen mussten. Dies ist der wahre Sachverhalt, und was das gestrige Bulletin bringt, rein erlogen, wenn auch diese Lüge eine Extra-Stafette nach Glarus gebracht.

Nach geschehener Arbeit, indem wir noch die zwei zerstörten Brücken wieder practicabel machten, zogen wir in schönster Ordnung wieder unter Trompetenschall und Trommelschlag auf unsere Wachtposten.

Habt doch um Gottes Willen keine Furcht, die Märchler alle sind nur Maulhelden, die nichts wagen dürfen. Es wurden nämlich von den Schwyzern auf ihrem Gebiet zwei Brücken zerstört, um die Communication zu hindern, falls man einfallen wollte, was uns aber nicht im Mindesten störte. Die Thurgauer sind brave Burschen.

Wie ich vorhin von Oberst Trümpy und Quartierhauptmann Jenny hörte, muss es gestern Abend abscheulich zugegangen sein im ganzen Lande. Ach, Ihr jämmerlichen Furchthansen!

Soeben erhalte [ich], mein liebes Verenchen, Dein liebes Briefchen vom 9. dies hier im Wiesental, wo sich unsere Companie seit mittags 11 Uhr befindet. Morgen werden wir laut Befehl unser Quartier in Schänis aufschlagen, um von unsern Strapazen ausruhen zu können; denn Tag und Nacht währt ewig.

Wie [ich] Dir schon gesagt, bin [ich] fröhlich und munter, den Husten habe [ich] nur abends, wenn [ich] ins Bett gehe. Wein darf [ich] nicht trinken, weil weder in Benken, wo [wir] heute Morgen um 4 Uhr abmarschierten, noch hier guten roten Wein zu erhalten ist.

Dass bei Euch alles wohl ist, freut mich sehr. Ich würde, weil [ich] nun einmal im Zug bin, gerne mich länger mit Dir unterhalten. Allein die Pflicht ruft mich ab. Grüsse mir alle in Hof und Haus, küsse meine Kinder und empfange im Geiste meine herzliche Umarmung.

Dein treuerster Alexander»

- 2 -

Am 8. Oktober 1852 verliess Alexander Spelty mit seiner Familie Schwanden und zog nach Netstal ins elterliche Haus. Dieses war anfangs der 1820er-Jahre von Johann Jacob Spelty (1768–1839) für dessen Bruder, Jost Spelty (1780–1865), gebaut worden, der in St. Petersburg für den ebenfalls aus Netstal stammenden Fabrikanten Michael Weber (1777–1839) das «Hotel zur Stadt London» verwaltet hatte.[6]

In seinem Notizbuch hatte Jost Spelty festgehalten: «Augustmonat den 28ten 1796 hab ich die Reise nach Petersburg angetreten. (...) October den 6ten 1796 bin ich in Petersburg angekommen.»

In Russland wurde er von den Vettern Leonhard Weber (1766–1813) und Michael Weber, dem zukünftigen Arbeitgeber, empfangen und mit Wäsche, Kleidern und Stiefeln ausgestattet. Im Januar des folgenden Jahres erhielt er vom Vetter Felix Weber (1775–1824), der in Moskau tätig war, ein Paar neue und ein Paar geflickte Stiefel.

Die drei Verwandten aus der Familie Weber hatten, der eine mehr, die andern weniger, mit der «Rabenfabrik» in Netstal zu tun. Diese war während rund 40 Jahren unter dem Namen eben des Vetters Felix Weber geführt worden. Die verwandtschaftlichen Banden zwischen Spelty und Weber wurden in den 1860er-Jahren durch Heirat nochmals gefestigt.

[6] Es haben sich das von Jost Spelty 1822 erstellte Hotel-Inventar, ein Plan des Regierungsviertels von St. Petersburg, eine grosse Russland-Karte von 1766, ein vom Zarenhof verliehener Orden, ein Freimaurer-Buch von 1816, ein «St. Petersburger Kalender» für 1823 und andere Dokumente erhalten.

Die Frage, warum Jost Spelty-Linden 1824 mit seiner Familie aus Russland zurückkehrte, wird in dem vom 6. Juni 1824 datierten Brief aus Petersburg von Andrea Lareda, einem Bündner, beantwortet:

«Liebster Freund!

Die Zeiten hier werden je länger je schlechter; ich habe kaum mein Auskommen, (...) und zu allem Unglück hat sich meine Familie um eine Tochter vermehrt, wobei meine Frau dem Tode nahe war. (...) Es geht hier die Sage, dass Sie wollten wieder zurückkommen, nun aber glaube ich es nicht, da Sie mir doch nichts davon erwähnen, will auch nicht wünschen, dass es Ihnen dort nicht gefalle; ach! wie wünscht ich mich an Ihre Stelle.»

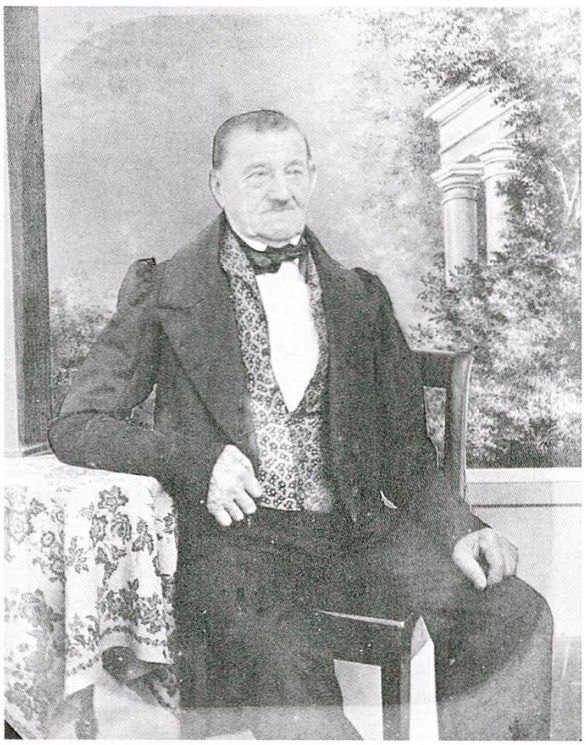
Der Aufenthalt von Jost Spelty in Russland fiel in die Zeit der grossen europäischen Umbrüche nach der Französischen Revolution und der napoleonischen Kriege, in die auch das Zarenreich verwickelt war – auch in die Zeit, da in der Folge der Ereignisse in der Schweiz und im Glarnerland Not und Hunger herrschten. Die in St. Petersburg lebenden Schweizer, darunter viele Glarner, führten 1814 und 1817 «zur gänzlichen Hebung des beispiellosen Elends der Einwohner des Cantons Glarus und einiger anderen Gegenden der Schweiz» (St. Gallen, Appenzell, Thurgau) eine Geldsammlung durch, über die im «Bericht über die Verwendung der Schweizer-Collecte» Rechenschaft abgelegt wurde. Diesem Bericht liegt ein Verzeichnis der Spender bei. Mit 100000 Rubel, dem grössten Beitrag, figuriert darauf «Sr. Kaiserliche Majestät» (Zar Alexander I., 1777–1825), mit dem zweitgrössten Beitrag Michael Weber und mit einem bescheidenen Jost Spelty. Eine Hälfte des Beitrages des Zaren war dazu bestimmt, «den Ankauf und die zweckmässige Benutzung des durch die Linth-Unternehmung urbar gemachten Bodens zu erleichtern», die andere Hälfte «zu einiger Linderung des damaligen Elends» und wurde folgendermassen verteilt: Glarus 16000 Rubel, St. Gallen 15000, Appenzell 15000 und Thurgau 4000.

In einem Brief vom 10. Oktober 1819 von Pastor Johannes von Muralt, einem Zürcher, Vorsteher der «Schweizerischen Hilfsgesellschaft in St. Petersburg», ist zu lesen:

«Herrn Jost Spelty hieselbst, wertester Herr Landsmann! Die vielen von Ihnen Ihren armen und hilfsbedürftigen Landsleuten bei jedem Anlasse erzeigten Gefälligkeiten und Wohltaten, besonders der neuerdings der Familie Schmalz so liebevoll geleistete Beistand, bewegt die Schweizerische Hilfsgesellschaft, Ihnen in einem besondern Schreiben die Gefühle ihres wärmsten Dankes darzubringen und Sie zu bitten, in Ihrem nämlichen Edelsinn auch ferners zu beharren.»

Einer Quittung vom 27. Januar 1823 der «Reform. Kirchen-Schule» in Petersburg ist zu entnehmen, dass der acht Jahre alte Sohn Alexander eben diese Schule besucht hatte.

Die Rückkehr in die Heimat war über längere Zeit vorbereitet worden. 1819 veranlasste Jost Spelty, dass seine Familie in der Kirchgemeinde Nets-



Jost Spelty-Linden (1780–1865).

Zweite Subscriptions-Liste von 1817
zur Collecte für die hülfsbedürftigen Einwohner des Cantons Glarus.

	Rubel.	Cop.
Frau Wittwe Harder	100	—
Herr C. Harder	100	—
- *Busch*	100	—
- *Ph. J. Blessig*	100	—
- *Prehn*	100	—
- *R. Holm*	100	—
- *Doctor Harder*	500	—
Madame Cramer	150	—
Herr F. Gossler	100	—
Madame Bacheracht	100	—
- *Krause*	100	—
- *W. Severin*	100	—
Herren G et C. Schwartz	200	—
Sr. Kaiserlichen Majestät	100,000	—
Herr B. Cramer	100	—
- *M. et J. Krause*	100	—
- *Fonin*	10	—
- *S. Cramer*	100	—
- *Smith*	100	—
- *Higginbothom*	100	—
- *Wilger Duris*	140	—
- *L. Wendt*	100	—
- *J. C. Meyer*	200	—
- *Meyer et Brüxner*	200	—
- *Froost*	100	—
- *Carl Grammann*	100	—
- *Mortzfeldt*	100	—
- *Aug. Scheer*	100	—
Rbl.	103,400	—

	Rub l.	Cop
Uebertrag —	103,400	—
Herr J. C. Grell	100	—
Madame Cropp	100	—
Herr H. Cleminius	50	—
- *Ch. von Essen*	50	—
Verschiedene junge Leute	100	—
Demoiselle Nancy Harder	50	—
Herr Frid. Wistinghausen	1,000	—
- *Richard Schneider*	200	—
- *W. Read*	50	—
- *John Dixon*	40	—
- *W. Day*	25	—
- *Th. Clayworth*	25	—
- *Jos. Pim*	25	—
- *Fred Hungwood*	25	—
- *Charles Hide*	10	—
- *John Snow*	25	—
- *P. Krafft*	25	—
- *F et E. Livio*	300	—
- *Nicolay Stieglitz*	100	—
- *Jansen Joost et Comp.*	100	—
- *A. et P. Severin*	200	—
- *C. Nicholls*	100	—
- *J. Fiers*	100	—
- *Philippin Duval*	200	—
- *Anedine*	25	—
Ihre Kaiserliche Majestät Maria Feodorowna	2,000	—
Frau von Löwenstern	50	—
R.	108,475	—

St. Petersburg: 2. Subskriptionsliste von 1817.

Jost Spelty-Linden:
vom Zarenhof verliehener
Orden.

tal in die Kirchenbücher eingetragen wurde – nämlich er selber, seine 1810 in Petersburg geheiratete aus Wyburg stammende Frau, Christina Linden (1786–1849), und seine Kinder, Fridolin (geb. 1813), Alexander Heinrich (geb. 1815), Michael Jost (geb. 1816) und Fridolin Jacob Caspar (geb. 1818).

Für die Reise in die Schweiz benötigte die Familie einen Reisepass, der am 11. August 1823 auf Deutsch und auf Russisch ausgestellt wurde:

«Auf Befehl Sr. Kaiserlichen Majestät Alexander des Ersten, Selbstherrscher aller Reussen, allen und jeden, denen daran gelegen, wird hiemit kund und zu wissen getan, dass Vorzeiger dieses des aus der Schweiz und zwar aus Glarus gebürtigen Haus-Verwalter Joseph Spelty mit seiner Frau Christina Spelty, geborene Lindy und seinen Kindern, fünf an der Zahl Urkund dessen und zu seiner freien Reise ist ihm dieser Pass durch den Kriegs-General-Gouverneur in St. Petersburg, unter Seiner Kaiserlichen Majestät Insiegel, erteilt worden.»

Jetzt waren es fünf Kinder, 1819 vier. Inzwischen war eines gestorben und waren zwei dazugekommen.

Ausser dem Reisepass verfügte Jost Spelty über eine «Post-Reiseroute» mit Distanzangaben: Petersburg, Memel, Königsberg, Leipzig, Nürnberg ... Augsburg ... Lindau.

In Netstal konnte das erwähnte Haus, das die Rückkehrer «Zur Stadt London», nannten und das im Dorf etwas verballhornt noch heute «Lunde» heisst, bezogen werden. Nach dem Kaufvertrag vom 24. August 1820 «verkauft Jacob Spelty in hier seinem Bruder Jost Spelty dermalen in St. Petersburg sein in Netstal neu erbautes Haus und Stall, mit der No. 408 in der Brandversicherungsanstalt aufgenommen, sowie auch den Garten vor dem Haus gelegen, nebst Rechten, Nutzen und Beschwerden, [für] tausendsechshundert Gulden, ferner ist dem Verkäufer angedungen, die Haustür, Fensterladen sowie auch das Dach gut in Verkäufers Kosten und Ehren zu unterhalten, und zwar so lange, bis Herr Käufer seinerzeit selbst nach Hause kommt oder das Haus an einem andern werde verkauft. (...) Dieser Markt ist zwischen ihnen durch Briefwechsel geschlossen und von mir als Schreiber dessen auf Begehren zwei gleichlautende Kaufbriefe ausgefertigt, und sollen beide zur gehörigen Unterschrift dem Herrn Käufer [nach] St. Petersburg eingesandt werden (...).»

Im Juni 1824, kurz nach der Rückkehr, wurde Jost Spelty Mitglied der «Evang. Hülfsgesellschaft zu Glarus», etwas später Mitglied des Stillstandes, also des evangelischen Kirchenrates, und schliesslich Kirchenvogt – wie später auch sein gleichnamiger Enkel.

Jost Speltys anderer Sohn, Fridolin Jacob Caspar (1818–1881), genannt Fritz, kam erst 1828 in die Schweiz. In einem vom 18. August 1828 datierten Brief dankt eine Catharina Bruderer in St. Petersburg für ein Kleid, das sie aus Netstal von Christina Spelty-Linden für ihre Tochter Katinga erhalten hatte. Ihr Gegengeschenk, «zwei kleine Stiefel für Ihre zwei Töchter», brachte Fritz Spelty nach Netstal.

1835 versuchte Jost Spelty seinem Sohn Fritz eine Buchhalter- und Cassaverwalterstelle zu verschaffen. Er hätte sich mit 50 % an einer Fabrik beteiligen sollen, die er zusammen mit dem künftigen «Colorist und Direktor» Fridolin Heussi von Mühlehorn, der die andern 50 % beitragen sollte, gründen wollte. Bei diesem Heussi könnte es sich um den in Hard bei Bregenz tätig gewesenen Modelstecher handeln, der von 1797 bis 1847 lebte. Eine solche Fabrik konnte im Glarnerland jedoch nicht ermittelt werden.

Dem Anschein nach war Fritz aber 1836 nach Russland zurückgekehrt. Am 20. Juli 1836 stellte der Netstaler Polizei-Vorsteher ein von der Kanzlei des Kantons Glarus beglaubigtes Leumundszeugnis aus, das bezeugt, dass sich Fritz Spelty «stets einer guten Aufführung und eines rechtschaffenen Lebenswandels beflissen [habe] und für seine Reise mit den nötigen Geldmitteln hinreichend versehen sei».

Liest man den Brief vom 28. April 1848 von Vater Jost an Sohn Fritz, fällt einem gleich die Parabel vom «Verlorenen Sohn» ein:

«Deinen Brief habe ich erhalten, und es hat uns alle sehr gefreut und gerührt, auch wieder einmal einen Brief von Dir lesen zu können. Du bist noch immer der liebe Sohn Deiner lieben Eltern und Dein aufrichtiges Schreiben hat ein gütiges Ohr gefunden. (...) Mein innigster Wunsch ist, dass, wenn Du einmal soviel Geld zu einer Reise nach der Schweiz erspart hast, und die Ruhe im In- und Ausland wieder hergestellt ist, Du uns besuchen würdest, und wenn es Dir nicht gefiele zu bleiben, so wird man wieder sehen, was zu tun ist.»

Mit der «Ruhe im In- und Ausland» meinte Jost Spelty die Turbulenzen, unter denen 1848 die Gründung des Bundsstaates vonstatten ging, und den revolutionären Flächenbrand, der Europa in diesem Jahr erfasste.

Am 20. April 1849 hat Jost Spelty für Sohn Fritz, «dato wohnhaft in Moskau», eine Vollmacht ausgestellt, mit der dieser bei Heinrich Haag (von Frauenfeld TG) ein Guthaben im Betrag von 50 Rubel «samt den treffenden Zins des Capitals vom 31. August 1822 bis zum Tag der gänzlichen Einzahlung» «gütlich oder rechtlich nach dortigen Gesetzen» einkassieren sollte.

Sohn Fritz hatte in Moskau schon früher einen Brief des Vaters, datiert vom 21. Januar 1847, erhalten:

«Ich habe vor einigen Tagen Deine Adresse erhalten, von der ich hiermit Gebrauch mache, Dir zu schreiben, was sich in unserer Familie seit zehn Jahren zugetragen hat – erstens hat Dein Bruder Alexander anno 1836 im Herbstmonat Hochzeit gehabt, und schon hat Gott ihm 4 Kinder geschenkt, wovon das zweitälteste, ein Sohn (Jost, 16. 6.–2. 8. 1838) gestorben ist, und jetzt noch die drei Geschwister, Christina, Jost und Johann Caspar Emil am Leben und gottlob gesund sind, wovon Du dem ältesten, der Christina, der Taufpate bist. Auch ist Deine Schwester Christina [geb. 1823] den 20. April 1839 an einer halbjährigen Auszehrung gestorben, und auch mein Bruder Jacob [1768–1839] und seine Frau [Dorothe Spelty-Leuzinger, 1789–1841] und meine Schwester [Anna] Maria [1774–1842] und ihr Mann [Marx Wild, 1765–1845] sind verstorben. Indes wirst Du noch nicht erfahren haben, dass mein Schwager Joachim Leuzinger [geb. 1775] am 31. Oktober 1846 (auf einem Landgut 65 Werst von St. Petersburg) an einer zweiwöchigen Engbrüstigkeit gestorben ist. (...)

Es tut mir leid, dass ich nicht früher Deine Adresse bekommen habe, sonst hätte ich Dir schon vor vier Wochen geschrieben. (...) Die Schwester Magdalena Boller-Spelty [1784–1864] ist mit ihrem Ehemann 1839 aus Mailand nach ihrer Schweizerheimat in den Canton Zürich gezogen. Sie leben von ihrem Wohlerworbenen.»

Am 14. Februar starb die Schwester, Elisabeth Leuzinger-Spelty (1782–1847). Der Erbgang – auch die beiden Kinder lebten nicht mehr – beschäf-

tigte mit einem umfangreichen Schriftwechsel den Schweizer Konsul in St. Petersburg und die Standeskommission des Kantons Glarus bis Ende 1848. Der gesamte Nachlass des Ehepaares fiel je zur Hälfte an die Erbberechtigten des Mannes und der Frau. Bei den Speltys waren es Jost, Magdalena Boller-Spelty und David Wild (1805–1887). Von den Habseligkeiten, von denen der Generalkonsul, J. Bonenblust, ein Verzeichnis hatte erstellen lassen, hatte der in St. Petersburg lebende Verwandte Caspar Leuzinger mindestens einen Teil aufgekauft. Er hätte es zwar verdient, für seine Dienste rund um die Todesfälle, worüber im Brief vom 15. November 1846 an seine Eltern in Netstal nachzulesen ist, einiges geschenkt zu bekommen:

«Ich muss Ihnen melden, dass den 31. Oktober unser Vetter Joachim (...) gestorben ist und [dass] die Bäsi am 1. November einen Bauer nach mir schickte, ich soll einen Sarg kaufen und mitbringen.»

Fritz Spelty befand sich 1850 wieder im Glarnerland. Auf den 1. Januar 1851 wurde er von seinem Bruder Alexander als Associé in dessen Firma, einem Agentur- und Commissions-Geschäft, das er Kaspar Heer (1810–1844) von Glarus abgekauft hatte, aufgenommen. Im Associons-Vertrag ist unter anderem festgehalten:

«Während der Dauer der Association darf weder der eine noch der andere ohne Zustimmung seines Bruders und Associés etwas für eigene Rechnung anfangen, sondern sollen alle und jede Geschäfte und Unternehmungen für gemeinschaftliche Rechnung gehen. (Natürlich berührt aber dieser Punkt nicht im mindesten Alexander Speltys Verhältnis zu seinem schwiegerväterlichen Haus und hat er auch darüber niemandem Rede zu stehen.)»

Die «Association» dauerte höchstens bis 1854, bis Fritz die Schweiz wieder verliess – Richtung Amerika.

Von der Hand Fritz Speltys hat sich ein einziger Brief erhalten. Er wurde am 6. Juli 1851 in Schwanden geschrieben, ist an den Vater in Netstal gerichtet und hat mit dem Tod von Johann Caspar Tschudi beziehungsweise mit dem damit zusammenhängenden Rechnungsruf zu tun:

«Teils Beschäftigung, teils Regen hielten mich gestern Abend ab, Ihnen Beiliegendes persönlich zu überbringen, weshalb ich es Ihnen nun mit der Post zusende, um die vom Gesetze anberaumte Frist nicht zu versäumen.»

Beim «Beiliegendem» handelt es sich um «Rechnung und Gegenrechnung», die Jost Spelty für die dem «Herrn Mitvater geleisteten verschiedenen Bürgschaften» zu melden hatte.

Über das, was in diesen Jahren vor der Jahrhundertmitte bei den Speltys vor sich ging, geben zum einen Geschäftspapiere Auskunft, auch über die geschäftlichen Beziehungen mit Johann Caspar Tschudi. 1848, 1849 und 1852 etwa ging es um Geld von Josts Schwester, Magdalena Boller-Spelty, das in die «Herren»-Fabrik gesteckt wurde und das dann 1864 Bestandteil

ihres Nachlasses war. Zum andern geben Briefe Auskunft. Am 6. Februar 1846 gab es eine Auseinandersetzung zwischen Vater Jost und Sohn Alexander, weil jener verheimlicht hatte, dass er Landessäckermeister Johann Heinrich Wild (1785–1869) in Mitlödi wegen einer Zollrechnung rund 900 Gulden schuldete. Am 23. Juli 1839 ereifert sich Jost Spelty in einem Brief an Sohn Alexander über die vom Land Glarus geplante Verbreiterung der «Strasse vom Horgenberg bis Hinter Mitlödi» und über den Gegenvorschlag, aus Kostengründen etwas weniger zu verbreitern.

- 3 -

Im Sommer 1838 schreibt Alexander seiner Frau zwei Briefe nach Netstal. Diese hielt sich vorübergehend bei ihren Schwiegereltern und bei der Schwägerin in der «Lunde» auf, wo am 16. Juni ihr zweites Kind, Jost, auf die Welt gekommen war.

Jener vom 21. Juni beginnt so:

«In Eile ergreife ich die Feder, um sowohl Dir meine glückliche Ankunft (obwohl von Schweiss triefend) in hier zu melden, als Dir anzuzeigen, dass mir gestern bei meinem Eintreffen ein Brief von Forster[7] übergeben wurde. (...) Dieser Brief nun, (...) ist nicht etwa eine Antwort auf den meinigen vom letzten Sonntag, sondern auf denjenigen vom 9. dies. (...) Er wünscht Dir eine glückliche Entbindung (indem ich ihm schrieb, dass ich Dich zu diesem Zwecke nach Netstal führte) und spricht sein Bedauern aus, dass er seine ehrenvolle Stelle nicht selbst vertreten könne, so dass wir also mit der Taufe nächsten Sonntag fortfahren können. Auch ist er neugierig, ob er einen kleinen Götti oder [eine] Gotte bekommt. Nun, diese Neugier wird jetzt durch meinen Brief vom letzten Sonntag befriedigt worden sein. Ich hoffe, Du wirst mit Deinem Josli an Kraft und Gesundheit zunehmen und [ich] grüsse Dich somit von ganzem Herzen, indem ich Dir noch tausend, tausend Küsse auf Deine teuren Lippen drücke.

Dein Ehemann bis in den Tod.»

Ein zweiter Brief ist vom 1. August 1838 datiert:

«Das war doch nicht der Speich, der letzten Montag vor Felix Kubli hielt; denn er ist mir gestern Morgen auf der neuen Strasse in seinem Wägeli begegnet, und ich habe ihn gefragt, ob er in Netstal gewesen wäre. Da sagte er

[7] In den Briefen wird dieser Freund oft erwähnt – immer nur als «Forster», ohne Vornamen und ohne weitere Angaben. Adolf Jenny erwähnt in «Die Schweizerische Baumwollindustrie» auf S. 37 einen Johann Konrad Forster, der in Oberuzwil in den 1840er-Jahren die Jacquard-Weberei einführte, und auf S. 42 eine Firma Färberei Sitterthal, Forster & Co. in Bruggen bei St. Gallen. In Handel 2 nennt Jenny auf S. 487 eine Druckerei Forster und Markwalder in Dietikon.

mir, schon seit Jahrhunderten nicht mehr. Er frug nach Dir und der Familie, und ob ich schon wieder eine neue Anreisig habe, auf welche Frage ich die gehörige Antwort gab. Er ist noch immer der alte Spassvogel, der überall in seinem Bernerwägeli[8] herumhottert. Wir sprachen lange zusammen, und als ich ihm von der gefährlichen Krankheit unseres Gesellen erzählte, musste er laut auflachen, indem ihm das eigene gestorbene Kind in den Sinn kam. (...)

Wegen einem neuen schwarzen Rock für Dich habe ich mit der Mutter gesprochen und sie hat mir die Versicherung gegeben, dass Du im Fall der Not wieder einen schönen erhalten werdest. (...) Endlich ersuche ich Dich noch, mir baldigst zu melden, wie es dem Buob gehe, ob es auf der bessern oder schlimmeren Seite mit ihm steht. Wenn das arme Tröpflein nur nicht so viel leiden müsste. Es hat alles Erbärmnist mit uns. Vögelis Eduard ist schon mehrere Monate so gefährlich krank, dass sie schon lange seinen Tod berechneten. Sie glauben, weil Frau Vögeli ihr Übel bei der letzten Kindbette verloren [hat], dass es sich auf das Kind übergepflanzt habe.»

Am 2. August war der «Geselle» tot und der «Fall der Not» für einen neuen schwarzen Rock eingetreten. Nicht ganz sieben Wochen hat er gelebt. Die Kindersterblichkeit war im 18. und auch noch im 19. Jahrhundert verheerend. Das «Übel», das sich von Frau Vögeli auf ihr Kind übertragen hat, und Speichs lautes Auflachen, als er an das eigene tote Kind dachte, zeugen für die allgemeine Hilflosigkeit diesen Zuständen gegenüber.

Angefangen hat Alexander den Brief folgendermassen:

«Sobald der Mittwochmorgen kommt, so ist es auch mit meinem festen Vorsatz, Dir, der Krone der Weiber, nicht zu schreiben, fertig. Zuckungen geraten in meine Glieder, bis das Papier und die Feder geordnet sind und (...) die Feder [sich] zu fliegen entschliesst, welche dann alles aufs Papier fliessen lässt, was ihr Führer im Herzen denkt. (...)

Mein erstes Geschäft ist, wenn ich [vom Besuch in Netstal] wieder hier anlange, die Briefe zu lesen. (...) Als ich in dem Haufen Briefe schaufelte, fiel mir ein Schreiben von Herrn Heinrich Lüthy aus Männedorf in die Hände. Er spricht auch sein Bedauern über unser Brandunglück[9] aus und sagt, dass er nach unserem Verlangen diese traurige Nachricht seinem Bruder Caspar mitgeteilt habe, welcher ihm aber noch nicht geantwortet hat, weil er, wie er vermutet, mit der neu zu errichtenden Spinnmaschine viel zu tun hat. (...)

[8] Ein vierrädriges, leicht gebautes, offenes, einspänniges, im Bernbiet gebräuchliches Gefährt.

[9] Am 18. Mai 1838 wurde ein Teil der Fabrik und der Wohnhäuser «in der Herren» von einer Feuersbrunst heimgesucht. Im Brief vom 21. Juni 1838 schreibt Alexander Spelty: «Die Genehmigung von Paris ist angelangt, also 70 000 Franken netto – Ratsherr Streiff von Glarus war hier.» Der Betrag war die Entschädigung der Feuerversicherung, der «Companie Royal» in Paris. Genaueres über Ratsherrn Streiff konnte nicht eruiert werden. Kapital für den Wiederaufbau versuchte Johann Caspar etwa auch mit einem Lotterietreffer zu beschaffen.

Er soll schon seit dem Frühjahr in Innsbruck sich mit seiner Ehehälfte aufhalten, um, wie schon gesagt, ein neues Werk zustande zu bringen.»

Vieles in dem Brief hat vermutlich mit den Folgen des Brandunglückes zu tun:

«Auch Jakob von Winterthur drängt auf Zahlung und sagt, wenn es der junge Herr noch nicht verstehen wolle, so wolle er ihm jemanden schicken, (...) es sei doch sonderbar, dass er (...) diese einfache Operation nicht einsehe, die doch jedem Schulkind begreiflich wäre.»

«Der Herr Riggenbach macht auch Lärm. Er sagt, dass dieses Geschäft ihn nichts angehe, sondern nur die Liquidatoren, (...), die einen Wechsel per Saldo ihrer Rechnung mit 10 % Abzug (...) übermachten. Er bleibt durchaus bei seiner Forderung und verlangt, dass man ihm auf der Stelle die Restanz, also die 10 %, nachsende.»

«Es ist schade, dass das Rot nicht besser daran ist. Allein, wir hatten keine andere als Hegetschwyler[10] Tücher. Und diese sind noch von [den] besten, welche der Meister selber auswählte. Du kannst Dir denken, wie die andere Ware aussehen muss.»

«Ich sollte diese Woche auch nach Glarus, um bei Gabriel Zweifel etwa 8 Stücke Indienne, die er von Herrn Mentha erhalten [hat], zu untersuchen, indem er vorgibt, dass sie voll Löcher seien. Der Herr Mentha hat mir nun diese ehrenhafte Commission übergeben, und ich wollte, dass sie zum Teufel wäre. (...) ich muss nämlich das [Schlechte] herausschneiden und ihm das Gute wieder verkaufen und die besten dem alten Herrn zurückschicken.»

Nach den Tagesgeschäften durften die Tagesgespräche nicht zu kurz kommen:

«Weisst Du schon, dass das Liseli Billeter letzte Woche mit dem Hofmann Hochzeit gemacht hat und dass es bald Mutter sein wird. Das muss den Leuten gefallen haben, dass es alles auch nachmacht.»[11]

«Letzten Dienstag war der Schneider Jenny ab Sool, des Ratsherrn Johannes Jenny's Bruder, zu vergraben. Es soll kein grosses Leid gewesen sein, denn [die] Erben waren nicht am Leichenbegräbnis, sondern in der Fabrik bei ihren Drucktischen.»[12]

Anscheinend war dem Brand auch die Behausung der Familie Spelty-Tschudi zum Opfer gefallen:

[10] Es ist unklar, um wen es sich hier handelt.

[11] Elisabeth Billeter (1819–1889) heiratete am am 24. Juni 1838 Bartholome Hofmann (1808–1845).

[12] Ratsherr Johannes Jenny (1778–1855) war zusammen mit seinen Brüdern Felix (1765–1854) und Fridolin (1783–1866) Teilhaber der Firma Blumer & Jenny «auf der Mühle» in Schwanden. Er war ein Onkel von Peter Jenny-Tschudi (1800–1874), genannt «älter», nachmaliger Chef der Firma, den Johann Caspar «Vetter» nannte und der den Tschudis ein guter Ratgeber war. Der genannte Felix Jenny war ein Grossvater von Cleophea Ritter-Jenny. (Vgl. Anm. 1)

«Mit unserm Häuschen geht es jetzt im Sturmschritt. Die Küche ist schon geweisselt, und zum [Ver]blenden hat man heute Morgen Anstalten gemacht. Allem Anschein nach wird es ein sehr niedliches Häuschen, wenn besonders der Friede darin wohnt, was Gott gnädigst immer gedeihen lassen wolle.»

Es muss vielerlei Betrieb «in der Herren» gewesen sein und es kann nicht verwundern, dass die Niederkunft nicht dort stattfinden konnte. Es fällt auf, dass die Leute «in der Herren» alleweil Menschen aus Fleisch und Blut waren, viktorianisch gar nicht angekränkelt:

«Du hast die Hemden sehr gespart, denn ich muss alle Tage ein anderes anziehen, indem ich so unvernünftig schwitze, dass ich jedesmal nach dem Exerzieren das Hemd ganz auswinden kann und muss, wenn ich will, dass es bald trocknet. Übersende mir daher heute noch einige Hemden, und ich will es Dir gern einmal dafür machen. – Gestern haben wir also geschworen, was Du wohl erfahren haben wirst.»

Das steht in einem Brief vom vorigen Jahr, datiert nur mit August 1837, geschrieben in Glarus, wo sich das Glarner Militär darauf vorbereitete, am 22. August in Näfels, das gegen die neue Kantonsverfassung Widerstand leistete, einzumarschieren.

- 4 -

Der Thurgau lebte im Unterschied zum Glarnerland bis ins 19. Jahrhundert hinein vorwiegend von der Landwirtschaft, die erst noch von feudalen Abgaben behindert war. Erst 1798 war der Kanton aus 338-jähriger eidgenössischer Untertanenschaft entlassen worden. Das Gewerbe war vergleichsweise spärlich vertreten. Von Industrie kann erst seit den 1830er-Jahren die Rede sein, weil dafür erst mit dem öffentlichen Schulunterricht, mit der Niederlassungs- sowie der Handels- und Gewerbefreiheit die Voraussetzungen geschaffen wurden. 1831 löste eine noch fortschrittlichere Kantonsverfassung jene ab, die sich die Thurgauer 1803 nach der Befreiung gegeben hatten.

Das Städtchen Diessenhofen hatte während den Jahrhunderten der Fremdherrschaft ein hohes Mass an Autonomie genossen. Es hatte beim Umbruch am Ende des 18. Jahrhunderts versucht, davon möglichst viel in die neue Zeit hinüber zu retten. Das führte dazu, dass es sich um 1800 vorübergehend dem Kanton Schaffhausen anschloss. Die relative Eigenständigkeit erklärt einigermassen, weshalb der «ledige Herr», der überraschend in Anna Maria Tschudis Leben getreten war, wohlhabend war. Schon 1837 gab es in Diessenhofen sogar eine Kattundruckerei mit 45 Drucktischen und rund hundert Beschäftigten.[13]

[13] Jenny, Handel 2, S. 132.

Johann Rudolf Hanhart-Tschudi
(1818–1972).

Anna Maria Hanhart–Tschudi (1824–1920).

Mit welchen Gefühlen sich Johann Caspar darein schickte, dass es seine jüngste Tochter an diesen für damalige Begriffe entlegenen Ort verschlug, steht im Brief vom 6. September 1849, mit dem er jenen der Tochter vom 1. September beantwortet:

«Meine innigst geliebte Tochter Marie! Gestern Nachmittag bei unserer Zurückkunft in Netstal übergab uns unsere liebe Tochter Verena Deinen teuren Brief vom 1. dies, dessen Inhalt Deine Dich zärtlich liebenden Eltern nicht wenig in Überraschung und Verwunderung setzte, wie es auch möglich sein könne, dass das Schicksal so auf einmal unsere liebe Marie einen so wichtigen Schritt tun lasse, welcher sie aus unserem Familienleben heraus in ganz andere Verhältnisse hinüberführen soll?!»

Es kam damals selten vor, dass eine Glarnerin sich ausserhalb des Kantons verheiratete.[14]

Über die Familie von Anna Marias Bräutigam berichtet Johann Caspar am 1. Oktober 1849 seiner Schwester Verena nach Texas:

«Seine würdigen Eltern hatten neun Kinder, wovon aber sieben in den jungen Jahren [von 2 bis 9 Jahre alt] gestorben sind. Und am Kummer ihrer Kinderverluste seien sie vor circa 6 Jahren, Vater und Mutter, an einem Tag in die bessere Welt hinüber geschlummert, so dass also nur noch er und ein Bruder, 25 Jahre alt, auch noch ledig, von diesem Ehepaar dato noch am Leben sind.»[15]

Verwandte hatten die Hanharts im Thurgau, im Schaffhausischen und in der Stadt St. Gallen, wohin der Tochtermann seine Braut in der eigenen Kutsche gefahren habe und wo er «mit ewigem Vergnügen seine zukünftige Lebensgefährtin in Person vorgestellt habe».

- 5 -

Was sich im September 1849 in Johann Caspars Haus anbahnte, ist in Briefen nachzulesen, die von 1849 bis 1851, seinen letzten Lebensjahren, fast ausschliesslich aus seiner Feder stammen. Er verfasste dabei, ohne es zu wollen, ein buntes Panorama sowohl der glarnerischen als auch der

[14] Head-König, A., Eheversprechen, Illegitimität und Eheschliessung im Glarnerland vom 17.–19. Jahrhundert. JHVG, Heft 76, Glarus 1996. S. 158.

[15] Tatsächlich sind die Eltern Hanhart, Vater Martin (1781–1845) und Mutter Dorothea, geborene Müller (1785–1845), am gleichen Tag gestorben, allerdings vor 4 Jahren. Vater Martin Hanhart seinerseits war der Sohn von Rudolf Hanhart (1750–1799) und seiner ersten Frau, Elisabeth Müller (1759–1786); in zweiter Ehe war dieser mit Catharina Wepfer (1744–1786) verheiratet. Die Grosseltern von Vater Martin Hanhart waren Hans Rudolf Hanhart (1711–1786) und Barbara Wepfer (1713–1791), die Urgrosseltern Hans rudolf Hanhart (1688–1734) und Elsbeth Müller (1689–1736). Weil die Genealogie nicht weiter zurückreicht , ist dieser Hans Rudolf als Stammvater der Hanhart «zur Sonne» zu betrachten.

schweizerischen Wirklichkeit an der Wende von den 1840er- zu den 1850er-Jahren.

Nach Johann Caspars Tod erzählen die Söhne, die Töchter, die Schwiegersöhne und die Grosskinder die Geschichte weiter – vor allem die beiden Töchter Verena und Anna Maria und deren Familien. Sohn Joachim – Johann Caspars Nachfolger als Familienoberhaupt und als Firmenchef – wird immer wieder zum Wort kommen, obwohl seine Geschichte und die seiner Nachkommen hier nicht Gegenstand sind.

Johann Caspar fertigte von seinen Briefen Kopien an, die im Firmenarchiv erhalten sind. Die Briefe wurden mit einer besonderen Tinte auf ein besonderes Papier geschrieben. Das befeuchtete Original hinterliess auf der Rückseite eines dünnen Papiers einen seitenverkehrten Abdruck, der auf der Vorderseite als Kopie des Briefes durchscheint.

Allen Briefen, die bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts von Hand in Deutscher Kurrentschrift geschrieben wurden, ist gemein, dass sie in einer heute eher seltsam anmutenden Mitteilsamkeit verfasst wurden. Der Brief war damals das einzige brauchbare Kommunikationsmittel über Distanz. Die erste Telegraphenlinie der Schweiz wurde erst 1852 eröffnet und war nur für knappste Mitteilungen geeignet.

Die Briefe, die Johann Caspar und die Seinen aus geschäftlichen Gründen geschrieben hatten, dienten auch dem privaten «Gespräch» mit dem Briefpartner, von dem der Schreiber nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich getrennt war. Aber diese geschriebenen Gespräche sind nicht unwiderruflich verklungen wie ein vor anderthalb Jahrhunderten gesprochenes – glücklicherweise, obwohl nach Platon alles Geschriebene kein Gespräch zu ersetzen vermag.

Die Briefe, mit denen unsere Geschichte erzählt wird, spiegeln die Wirklichkeit des 19. Jahrhunderts. Für unsere Belange kann diese Wirklichkeit mit einem Wort Goethes kurz und bündig umschrieben werden:

«Eigentlich ist es das Jahrhundert für fähige Köpfe, für leicht fassende, praktische Menschen.»[16]

Das passt exakt auf die Unternehmer der Glarner Wirtschaftsblüte des 19. Jahrhunderts. Diese waren Produzenten, nicht mehr nur handeltreibende Kaufleute und nicht nur verwaltende und verpachtende Grundbesitzer. Die Produktion fand jetzt in der Fabrik statt, wenn auch noch nicht ausschliesslich mit Maschinen. Handarbeit, der Handdruck, war gerade das Glarner Markenzeichen und Qualitätsmerkmal. Die sich rasch ändernden Bedingungen brauchten «leicht fassende, praktische Menschen», wie Johann Caspar einer war und wie es die Söhne und Enkel waren. Die Schwiegersöhne

[16] Wyder, M.; Muschg, A., Bis an die Sterne weit. Goethe und die Naturwissenschaften. Frankfurt a. M. und Leibzig 1999. Am 6. Juni 1825 an Carl Friedrich Zelter (1758–1832). S. 166.

hatten noch als Teilhaber und als Zulieferer mit der Fabrik zu tun. Als «freischaffende» Kaufleute hatten sie früh Gelegenheit, mit der modernen Finanzwelt und mit der aufkommenden Versicherungswirtschaft Bekanntschaft zu machen.

Die Verlagerung der Produktion in die Fabrik wird gern als industrielle Revolution bezeichnet – insofern zu Recht, als es sich um eine fundamentale Veränderung der Verhältnisse handelte. Das Fabriksystem ist von der Maschine gekennzeichnet, von den unbelebten Energiequellen und von den in grossen Mengen verfügbaren Rohstoffen.

Das neue System hatte zur Folge, dass sich das Pro-Kopf-Einkommen vervielfachte – um hier erst einmal das Positive zu erwähnen. Seiner Schwester Verena schreibt Johann Caspar am 1. Oktober 1849, dass er auf die «Tagesgeschichten und politischen Verhältnisse» schriftlich nicht eintreten wolle, wohl darum, weil das den Rahmen eines Briefes sprengen müsste und weil ihm dazu die Zeit fehlte. Im Brief vom 1. November 1850 an Caspar Lüthy in Innsbruck tut er es dennoch und liefert gleich ein Beispiel dafür, dass für «politische Verhältnisse» solche Quellen mit Vorsicht zu lesen sind:

«Die Zeitungen haben uns von allenthalben seltsam berichtet. Ihrer Stadt ist indessen gar viel Ehre widerfahren, dass eine geraume Zeit der Kaiser samt Familie und Hofstaat bei Euch residiert hat.»

In Tat und Wahrheit hatte es Kaiser Ferdinand I. (1793–1875) nicht nach Innsbruck verschlagen, weil er dieses ehren wollte, sondern weil er vor der Bevölkerung Wiens, die weitere Zugeständnisse zu erzwingen versuchte, auf der Flucht war.[17]

Es konnte Johann Caspar nicht gleichgültig sein, was in seinem wichtigsten Absatzgebiet, in Italien, vor sich ging. Darum gebraucht er, wenn er den in der Lombardei agierenden österreichischen Marschall Joseph Graf von Radezky (1766–1858) in einem Brief an die Schwester Verena als «bluttriefend» bezeichnet, ein etwas starkes Wort.[18]

Am Schluss des langen Briefes vom 1. November 1850 an Caspar Lüthy in Innsbruck ist zu lesen:

«Ich könnte Ihnen noch manches schreiben, aber ich muss enden, denn ich bin wieder in ein weites Feld geraten, so dass ich für meine Weitschweifigkeit, schlechte Schreiberei und unangenehmen Styl recht abbitte, denn ich bin gar viel während dieser Arbeit gestört worden.»

Johann Caspar, der geborene Briefschreiber, weist auch bei anderer Gelegenheit auf seine «schlechte Schreiberei» hin – um nicht zu sagen, er kokettiert damit. Er war seines Geschäftes wegen ein Vielschreiber, der meist unter Zeitdruck schreiben musste. Er schrieb um der Sache willen drauflos, wie es

[17] Maissen, S. 218.
[18] JHVG, Heft 77, S. 103.

ihm gerade durch den Kopf ging. Er geriet auch dann auf Nebengleise, wenn er sich Notizen gemacht hatte. Da ihm der Inhalt wichtig war, kam die korrekte Form zu kurz, und die Sätze mussten ohne Akkusativ auskommen. Aber er schrieb anschauliche, lebendige und farbige Briefe, die die Begebenheiten, Bewandnisse, Angelegenheiten nicht bloss rapportierten, sondern erzählten. Seine Nachkommen, die bessere Schulen besucht hatten, schrieben korrekter, aber nicht besser – ausgenommen die zweite Hanhart-Enkelin, die er nicht mehr erlebte und die nicht nur richtigeres Deutsch schrieb, sondern auf dem Niveau des Grossvaters die Daten und Fakten mit epischem Drum und Dran bereicherte. Die erste Enkelin in Diessenhofen hatte es sich sogar nicht nehmen lassen, gleichsam in der Umgebung von Conrad Ferdinand Meyer Gedichte zu schreiben.

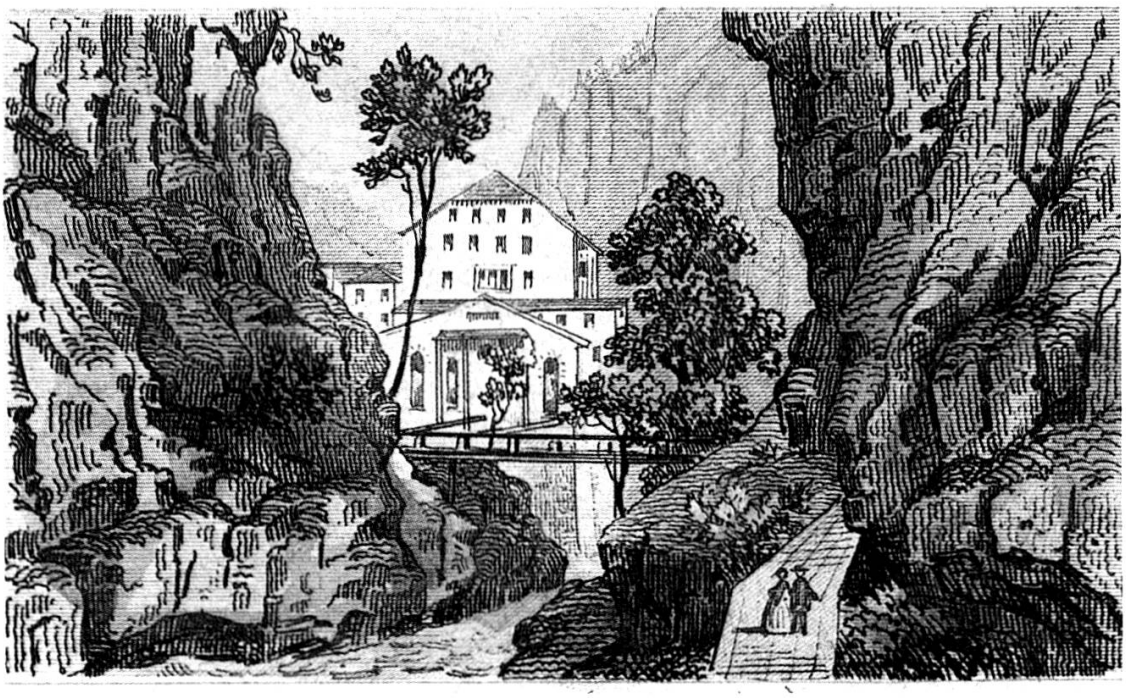
- 6 -

Am 30. August 1849, als in Diessenhofen die Würfel schon gefallen waren, kam auch Johann Caspar für ein paar Tage ins Bad, worüber Herr Sauter im schon erwähnten Brief vom 29. September 1849 Folgendes lesen konnte: «Am 5. dies bin ich mit meiner lieben Frau recht wohl und glücklich zurück gelangt, und sie hat eine gute Bade- und Trinkkur gemacht, und ich habe die zwar recht wenigen Tage recht vergnügt in dem felsigen Pfäferserbad zugebracht, denn es ist in der Natur ein recht bewundernswertes Badlocal und findet da zahlreiche und angenehme Gesellschaften und die Ausflüge auf Pfäfers und Taborberg gewähren angenehme Stunden und reizende Aussichten, auch ist die eine Strasse nach Ragaz bei schönem Wetter so anmutig und erhaben, dass man immer darauf laufen möchte.»

Johann Caspar beschrieb das Bad Pfäfers und dessen Umgebung mehrfach, zumal er sich 1850 mit seiner Frau nochmals dort aufhielt. Dass er dabei sogar unerwartete Töne anschlägt, zeigen im zitierten Ausschnitt die «reizenden Aussichten» und die «anmutige und erhabene» Strasse nach Ragaz, auf der «man immer laufen möchte». In biedermeierlicher Manier als «erhaben» und «anmutig» bezeichnet er natürlich nicht die Strasse als solche, die das Bad Pfäfers mit Ragaz verbindet, sondern das wildromantische, bewaldete und mit hohen Felsen durchsetzte Tobel der Tamina, die beim Pfäferserbad die Taminaschlucht mit der berühmten Heilquelle verlässt.

Ein paar Zeilen weiter unten im Brief an Conrad Sauter, der ein sehr vertrauter Briefpartner gewesen sein muss, versucht sich Johann Caspar zu beruhigen, da ihn seine Tochter in eine doch recht aufregende Situation gebracht hat:

«Sowohl durch Erstattung der Berichte meiner Tochter als auch von einem hiesigen Herren, welcher den Freier meiner Tochter recht gut kennt, beru-



Bad Pfäfers (um 1850).

higt, dass die Wahl meiner Tochter nicht nur gut, sondern vortrefflich in jeder Beziehung sei, nehmen wir keinen Anstand, meine Einwilligung zu geben, wodurch wir diese zwei sterblich ineinander verliebten Personen recht glücklich machten.»[19]

Noch am 23. August 1849 arbeitete die Tochter Marie «vom frühen Morgen bis abends spät mit Eifer und Fleiss» und unterstützte ihn auch in der Fabrik tatkräftig. Mit dem Brief vom 6. September, der Diessenhofen in eine sozusagen ferne Nähe rückte, änderte sich das mit einem Schlag. Das schon Zitierte wird so fortgesetzt:

«Nein! so schwer und trüb uns der Gedanke vorkommt, unser teures liebes Kind zuweit von uns scheiden zu wissen, (...) so können und dürfen wir unserer herzlich lieben Marie keine Einwendungen machen, sondern wünschen von Grund unseres Herzens zu Deiner gemachten Wahl, welche Du auf Dein Herz und auf die Wünsche Deiner lieben Eltern begründet haben magst, den himmlischen Segen und Gottes Beistand.»

[19] Eine Firma Conrad Sauter, zuerst (1841) «hinter der Metzg», dann (1851) «an der Sihl», in Zürich, die Johann Caspar mit Bürsten beliefert hatte, ist in den Verzeichnissen des Zürcher Staatsarchivs nicht zu finden. In den «Bürgerregistern der Stadt Zürich» hingegen ist mit dem Geburtsjahr 1800 die Person Conrad Sauter, von Beruf Commis (Handlungsgehilfe), aufgeführt, der aus dem thurgauischen Ermatingen zugezogen und mit der Zürcherin Anna Catharina Hinnen verheiratet war. Des Rätsels Lösung liegt darin, dass diese die Schwester des 1802 geborenen Mathias Hinnen, Bürstenmacher, war, in dessen Geschäft Conrad Sauter für die Büroarbeiten zuständig gewesen sein wird.

Johann Caspar erinnert im gleichen Brief nach Diessenhofen daran, dass er der Tochter aus dem Pfäferser Bad noch mit andern Gefühlen einen Brief geschrieben hat, und unterlässt es nicht, ihr vom Badeleben zu berichten, obwohl der Zweck des Briefes ein ganz anderer gewesen ist:

«Mein Briefchen aus dem Pfäferserbad wird Dir wohl geworden sein und melde Dir hiemit nur vorläufig, dass ich mit der lieben Mutter die wenigen Tage im Bad recht vergnügt zugebracht habe. Wir tranken gemeinsam das köstliche Pfäferswasser und badeten uns alle Morgen von 8 bis 9 Uhr in dem Dir bekannten Kachelbad, genossen dann mit Vergnügen die Portion Kaffee und «gebähtes» Brot, und dann machten wir die Toilette, die freilich nicht so genau nach der Pariser Fashion ausfiel, und dann gingen wir spazieren bis Mittag, und Nachmittag bis abends. Allein, die Zeit verstrich so schnell, dass ich nicht überall hinkam, einmal nicht auf Valenz, wohl aber auf Calandaschau, Pfäfers und Taborberg. Und am Sonntag (2. September) eine ziemliche Gesellschaft, Herr Oberst Gmür[20] und seine Dame und andere mehr, zum Kaffee im Ragazerhof.»

Ebenfalls am 6. September 1849 schreibt Johann Caspar auch dem künftigen Schwiegersohn, Johann Rudolf Hanhart, den er mit «Wertgeschätzter zukünftiger Eidam» anredet:

«Durch Ihre werten Zeilen bestätigen Sie dasjenige, was uns unsere liebe Tochter Marie geschrieben: dass unter Ihnen zwei Personen ein eheliches Versprechen stattgefunden habe! Wir schätzen den wahren Begriff und die edle Auffassung dieses Lebens von Seiten unserer Marie zu sehr, als dass wir daran zweifeln sollten, ihre Herzenswahl wäre nicht eine glückliche Wahl.»

Wie selbstverständlich war es damals schon, dass eine Tochter ihre Wahl so selbständig traf, wie es Anna Maria getan hatte? Obwohl er einsehen musste und vielleicht sogar einsehen wollte, dass die Sache gelaufen war, behielt sich Johann Caspar, kaschiert als Angelegenheit der Familie, wenigstens der Form nach das väterliche Einverständnis vor, willigte aber – flexibel wie er war – widerstandslos ein:

«Wenn auch wir nicht die Ehre haben, Sie, wertester Herr! zu kennen, so willigen wir Eltern und meine übrigen Kinder, gleichwohl mit Freuden in Ihren ehelichen Bund ein.»

Obwohl also dieser «eheliche Bund» nicht ganz so zustande gekommen war, wie damals in diesen Kreisen üblich, konnte der Vater dennoch zufrieden sein. Die Partie war standesgemäss und sogar für das Geschäft – wie sich zeigen wird – von Vorteil. Ein kleiner Schönheitsfehler war nur, dass der Erwählte nicht aus einer Glarner Fabrikantenfamilie stammte.

[20] Oberst Dominik Gmür (1800–1867) aus Schänis und seine aus Vättis stammende Gattin Anna Maria Gmür, geborene Frick (1813–1872). Dieser hatte zwei Jahre zuvor, im November 1847, die 5. eidgenössische Division gegen den Sonderbund geführt und war in der damaligen Schweiz eine angesehene Persönlichkeit.

In den Briefen des Vaters ist nur wenig Persönliches über Anna Maria zu erfahren – von dieser freien Wahl und von ihrer geschätzten Arbeit im Haus und in der Fabrik abgesehen. Zwischen den Zeilen ist zu lesen, dass es sich so verhielt, wie Bruder Joachim in einem Brief schreibt: «denn seine Liebe zu Marie ist unendlich». Ein Aufenthalt der sieben Jahre älteren Schwester Verena in einem Neuenburger Pensionat von 1833 bis 1835 ist samt den Kosten säuberlich dokumentiert. Ob auch Anna Maria eine Pensionats-Erziehung im Welschland erhalten hat, kann nur vermutet werden. Ein aus ihrem Besitz stammendes «Souvenir»-Kästchen enthält 12 von Freundinnen beschriebene Zettelchen, zum Teil mit kunstvoll aufgenähten Haarlocken, auf denen für die «liebe Anna», für «ma bonne Anna», für «ma bien chère Anna» von «Freundschaft», «Andenken» und «Vergissmeinnicht» die Rede ist. Die Zettelchen sind datiert mit «Fahy, le ... 1842». Fahy liegt neun Kilometer westlich von Pruntrut im heutigen Kanton Jura nahe der französischen Grenze.

Da auch der «künftige Eidam» eine Wahl getroffen hatte, fügt Johann Caspar seinen Ausführungen zu diesem Punkt noch Wichtiges bei:

«Nur so viel darf ich Ihnen wohl sagen, dass Sie an der Person meiner lieben Marie eine gute Wahl getroffen haben, wovon die Zeit Sie am besten überzeugen wird, besser als meine schwachen Worte.»

Es besteht kein Grund, an der Richtigkeit dieser Beurteilung zu zweifeln, zumal es für Johann Caspar keine ausschliesslich irdische Angelegenheit war: «(...) und glauben, dass diese Vereinigung von oben herab geleitet ist. (...) Der liebe Gott schenke Euch beiden seinen himmlischen Segen und lasse Euch durch einen wahrhaft glücklichen Ehestand Hand in Hand einem hohen und zufriedenen Alter entgegen wandeln.»

«Wir sehnen uns nun», schreibt Johann Caspar am Schluss des Briefes vom 6. September 1849, «Sie bald bei uns mit unserer Marie aufzunehmen, um unsere persönliche Bekanntschft zu machen und Freundschaft und Liebe zu pflegen.»

Das Brautpaar gelangte am 16. September von Diessenhofen nach Schwanden, wie es damals noch der Brauch sein konnte und wie im Brief vom 29. September an Conrad Sauter, aus dem schon mehrfach zitiert worden ist, nachzulesen ist:

«Am Sonntag Abend, den 16. dies, sind sie in einer extra Kutsche in Begleitung einer angesehenen Ehrendame hier angelangt, und letzten Donnerstag, den 27., ist mein zukünftiger Tochtermann, Herr Rudolf Hanhart, zur Sonne, in Diessenhofen, nach Hause verreist und wird wohl noch diesen Herbst seine liebe Braut abholen. Wir haben nun wirklich recht vergnügte Tage verlebt und die persönliche Bekanntschaft hat bestätigt, dass meine liebe Tochter nicht nur einen wohlhabenden, sondern einen liebevollen und wissenschaftlichen honeten Mann ertroffen hat, dessen wir uns recht freuen können.»

Auch seiner Schwester Verena im fernen Galveston berichtet Johann Caspar am 1. Oktober 1849 darüber ausführlich:

«Am 16. 9. sind sie in der Kutsche von Bot Fridolin Dürst in Diesbach, welcher sie express so weit hat abholen müssen, in Begleitung der achtungswerten Frau Stadtammann Ritter (...) hier angelangt.»

Die «Ehrendame», Ursula Ritter-Rauch (1791–1859), Witwe des ehemaligen Stadtammanns von Diessenhofen, Johann Jakob Ritter (1787–1839), hatte noch einen zweiten Grund, nach Schwanden zu reisen. Ihr Sohn, Johann Georg Jakob Ritter (1813–1902), war seit 1845 neben Christoph Trümpy (1814–1889) zweiter Pfarrer in Schwanden. Er war denn der «hiesige Herr», wie es im Brief an Conrad Sauter heisst, «welcher den Freier meiner Tochter recht gut kennt», und von dem im Brief an die Schwester weiter unten zu lesen ist:

«Auf die Heirat von meiner lieben Tochter Marie noch einmal zurückzukommen, muss ich Dir noch nachträglich bemerken, dass unser zweiter Herr Pfarrer Ritter den Bräutigam von meiner Tochter von Jugend auf recht wohl kennt, da sie Jugendfreunde und Schulcameraden waren, und da hat mir Herr Pfarrer gesagt: «Herr Leutenant Tschudi, ich kann Ihnen zu diesem glücklichen Ereignis nur herzlich gratulieren, denn Ihre Tochter ist an Leib und Seele wohl versorgt, denn Herr Hanhart ist nicht nur reich, sondern ein gebildeter, religiöser und gutherziger Mensch (um 30 Jahre alt), von welchem alles das beste für seine so frei gewählte Gemahlin zuversichtlich zu erwarten ist.»

- 7 -

Über den zweiten Besuch Rudolf Hanharts in Schwanden berichtet Johann Caspar am 15. März 1850 dem «Herrn Kantonsrat Benjamin Ryffel»[21] (1803–1874) in Stäfa:

«Ihr geliebter Herr Hanhart war wirklich seit dem 25. Februar hier und ist heute wieder nach Hause verreist.»

Er wird für die Hochzeit wieder kommen, was jetzt schon gemischte Gefühle aufkommen liess:

[21] Weil Benjamin Ryffel mit einer Verwandten, mit Rosina Tschudi (1803–1881) verheiratet war, redete ihn Johann Caspar an anderer Stelle mit «Herr Vetter» an. Später, 1887, kamen sich die Familien noch näher, als Johann Caspars Enkel Alfred Tschudi (1860–1956) Ryffels Enkelin, Henriette Jenny (1863–1935), heiratete. Benjamin Ryffel betrieb in Stäfa am Gehrenbach eine 1837 gegründete Seidenweberei, die er später zusammen mit zwei aus dem Glarnerland stammenden Schwiegersöhnen, den Brüdern Johannes (1832–1886) und Fridolin Jenny (1833–1920), vergrösserte (Ryffel, Jenny & Co., ab 1890: Jenny & Co.). Die Firma beschäftigte in Wald, Einsiedeln, Rieden, Obstalden, Murg und Walenstadt Heimweber. (Geschichte der Gemeinde Stäfa, Bd. 2. Stäfa 1969. S. 377ff.)

«(...) dass unsere liebe, liebe Marie wohl etwas zu entfernt uns verlassen muss, allein die Eltern leben und leiden für ihre Kinder, wenn's ihnen nur gut glücklich geht.»

Geschäftlich hatte Benjamin Ryffel mit Johann Caspar als dessen Weinlieferant zu tun:

«Das mir im zweiten werten Schreiben vom 22. Februar facturierte Fass Wein habe [ich] schon am 23. abends, aber nicht bestens konditioniert, erhalten, denn die hölzerenen Reifen sind die meisten locker geworden, und da das Fass nur 2 eiserne Kopfreifen hatte, so hat es aus den Fugen über den Bauch geflossen, so dass mehrere Masse ausgeronnen sind. Ich habe es am folgenden Morgen mit vier neuen eisernen Reifen binden oder belegen lassen. Nun ist es ein sicheres und wohl behebenes Fass. Dieser Wein macht fast Minne, lind[22] zu werden.»

Johann Caspar stellte fest, dass ein früher geliefertes Fässchen mit 1834er-Wein bald leer war. Wie gewohnt liess er sich von Vetter Ryffel vor einer neuen Bestellung «den äussersten Preis» bekannt geben. Das bevorstehende Hochzeitsleben veranlasst ihn aber zu schnellerem Vorgehen. In einem Postskriptum ersucht er Ryffel, ihm «auf der Stelle 1 Fässli mit 30 bis 40 Mass [entspricht doppelt so vielen Litern] oder auch noch etwas mehr zu senden» – vom «obgedachten nämlichen 1834er im billigst möglichen Preis».

Dieser «1834er» muss tatsächlich ein ganz besonderer Tropfen gewesen sein, schwärmte doch der Literaturkritiker Alfred Kerr (1867–1948) noch am 1. Dezember 1895 in einem Zeitungsbericht von einer «kostbar einsamen Flasche Achtzehnhundertvierunddreissiger».[23]

Weil in Schwanden zur Hochzeit noble Gäste erwartet wurden, sollte ein Gipser aus Mollis die verrauchte Küche und das grau gewordene Vorhaus verschönern.[24] Der bestellte Wein war, wie Johann Caspar am 14. April 1850 bestätigt, schon am 26. März in Schwanden eingetroffen:

«Angestochen habe ich dieses Fass noch nicht, da das alte noch länger hinhaltet, als ich geglaubt habe. Aber es wird nun bald den G'nuss bekommen, denn die Hochzeit meiner lieben Tochter Marie rückt mit schnellen Schritten heran (wahrscheinlich am 23. dies). Dann lässt man nur vom Guten rinnen! Nicht dass die Hochzeit hier in meinem Haus gefeiert wird. Wir werden wohl eine Ausfahrt ins Unterland, Kaltbrunn oder Uznach, machen. Aber es kommen einige Tage vorher liebe und achtbare Hochzeitsgäste mit dem Bräutigam von Diessenhofen, so dass ein Vorgeschmack von einer Hochzeit im kleinen beginnen wird.»

[22] weich, leicht, mild, aber auch: abgeschmackt, abgestanden, schal.
[23] Kerr, A., Wo liegt Berlin? Berlin 1997. S. 100.
[24] JHVG, Heft 77, S. 91.

Darauf freut er sich so sehr, dass er für einmal über den Schatten des sparsamen Glarners springt:

«Es tut mir leid, dass Sie sich so viel Mühe nehmen, den angesetzten Preis zu entschuldigen. Ich finde ihn für echten 1834er billig, und danke Ihnen verbindlich für Ihre gütige Besorgung.»

Johann Caspar kommt auch in diesem Brief auf die zwei Seiten der Medaille zu sprechen:

«So wie wir uns nun auf die Hochzeit unserer lieben Marie freuen, so entwehren wir uns in unserm Innern doch des Kummers nicht, dass unsere liebe und gute Tochter Marie uns aus den Augen entschwindet.»

Es gelingt ihm diesmal, sich darüber hinwegzutrösten, indem er so etwas wie einen Sinnspruch erfindet:

«Wenn man weiss, dass ein liebes Kind gut versorgt ist, wie es wirklich gottlob der Fall ist, so soll man sich in die Trennung willig fügen.»

Aber er wäre nicht der, der er seiner Natur nach war, wäre er nicht erst ganz zufrieden und beruhigt gewesen, nachdem er in Diessenhofen einen Augenschein genommen hatte. Noch vor der Hochzeit, am 18. April 1850, schreibt er an Major Heinrich Zuppinger (1789–1862)[25], im Eichthal, Männerdorf, Folgendes:

«Es ist nun mir und meiner lieben Frau die Möglichkeit geboten, dass wir vielleicht auch dieses Jahr oder das zukünftige zu Ihnen in Ihr liebes und schönes Eichthal kommen können. Denn unsere liebe jüngste Tochter Marie hat sich nach Diessenhofen sehr gut verheiratet, deren Hochzeit kommenden Dienstag, den 23. dies, stattfindet, an welchem Tag wir das Pärchen in Freude nach Uznach zu begleiten gedenken. Nun versteht sich von selbst, [dass] wir dann mit der Zeit meine liebe Tochter und Herrn Tochtermann in Diessenhofen besuchen werden und [da] wird man im Rückweg wohl auch einen Abstecher zu Ihnen machen können.»

Johann Caspar beabsichtigte, die Reise nach Diessenhofen noch mit einem länger aufgeschobenen Vorhaben zu verbinden: die Besichtigung der seit 1847 verkehrenden Spanischbrötlibahn. «Doch habe ich meinen Plan nicht aufgegeben!»

Fünf Tage nach dem Brief an Herrn Major Zuppinger, am 23. April 1850, fand die Hochzeit statt. Aus dem ausführlichen Bericht über den Hochzeits-

[25] Heinrich Zuppinger betrieb im Eichtal in Männedorf eine grosse Florettspinnerei (Abfallseide wird zu Florettgarn gesponnen) und auf seinem Sommersitz «Wiedenbad» stellte er Versuche mit der Zucht von Seidenraupen an. Johann Caspar hatte für ihn seit den 1820er-Jahren Florettgarn gezwirnt. (Allgemeines Ragionenbuch für den Bezirk Meilen 1836–1858. S. 53. Galliker, H. R., Reben, Leder, Hightech, 2. Bd., Stäfa 2006. S. 28 und 30).

tag, den Johann Caspar am 26. Juni 1850 seiner Schwester Verena erstattet, folgen einige Ausschnitte:

«(...) es versammelten sich die geladenen Gäste (...) in rechter Zeit hier in meinem Haus (...). Nun nehmen uns 5 Kutschen und eine zweispännige Chaise fürs Brautpaar auf. (...) Nun fuhr der Zug munter bis Niederurnen, wo Herr Pfarrer Ritter unser liebes Hochzeitspaar nach einer abgehaltenen vortrefflichen Predigt eingesegnet hatte. Und da ging es weiter bis Uznach in den Linthhof, ein neuer grossartiger Gasthof, wo auch ein Fürst Nachtlager nehmen könnte und wo uns allen eine gute Mahlzeit harrte. Die Gäste fuhren nach Hause zurück. Hingegen ist das Brautpaar in Uznach übernachtet und morgens 9 Uhr nach Zürich verreist.»

Weil wir einigen Hochzeitsgästen später wieder begegnen, sei aus dem Bericht noch Folgendes zitiert:

«Die hiesigen Hochzeitsgäste waren: meine liebe Schwester Marie; ihr Sohn, Vetter Lieutenant Joachim und Frau; ihre Tochter Anna samt ihrem Gemahl; mein Tochtermann Jost Luchsinger und Frau; die Jungfrau Maria Spelty, Schwester von meinem Tochtermann Spelty und s. w.»[26]

Wie schon angedeutet, der sparsame Johann Caspar liess sich bei der Hochzeit seiner jüngsten Tochter nicht lumpen. Er tafelte mit seinen Gästen im «grossartigen» Linthhof[27] in Uznach. Wenige Jahre später feierten die Glarner Fabrikanten solche Anlässe im Bad Stachelberg in Linthal. Warum sich Johann Caspar nicht mit einem Gasthof im eigenen Dorf begnügte, wird seine Gründe gehabt haben. Der Brief von Johann Caspar vom 14. Mai 1850 nach Diessenhofen beginnt so:

«Herzlich geliebter Herr Tochtermann und Frau Tochter! Am 2. dies abends haben [wir] Eure liebenswerten Schreiben vom 29./30. April von Thun erhalten und daraus mit vieler Freude vernommen, dass Ihr eine glückliche und trotz der ungünstigen Witterung dennoch eine recht ver-

[26] «Meine liebe Schwester Marie»: Anna Maria Zopfi-Tschudi (1795–1856). «Vetter Lieutenant Joachim und Frau»: Joachim Zopfi (1821–1889) und Anna Maria Aebli (1824–1915), seit 1868 Fabrikant in Ranica. Nach dessen Tod ging das Geschäft an seine Frau, an Peter Tschudi-Freuler, an Alfred Tschudi-Jenny und an Jost Luchsinger-Bühler (1857–1944). «Tochter Anna samt ihrem Gemahl»: Anna Tschudi-Zopfi (1813–1889) und Johann Heinrich Tschudi (1808–1877). «Tochtermann Jost Luchsinger und Frau»: Jost Luchsinger (1804–1885) und Anna Katharina Luchsinger-Tschudi (1808–1872). Deren Enkel Jost Luchsinger (1857–1944), verheiratet mit Ursula Bühler (1867–1954), war in Ranica tätig. «Jungfrau Maria Spelty»: Maria (Mascha) Stähli-Spelty (1826–1882).

[27] Auf dem «Linthhof» in Uznach wirtete damals Benedikt Schubiger (1801–1859), Nationalrat und Verwaltungsratspräsident der 1848 gegründeten «Leih- und Sparkasse des Seebezirks», die sich seit 1994 «Bank Linth» nennt. Geschäftliche Beziehungen mit Benedikt Schubiger und mit der Bank werden in den eingesehenen Briefen nicht erwähnt. (BL., Die Bank Linth gedenkt ihres Ursprungs; gk., Bank Linth hatte einst eine eigene Banknote. In: Südostschweiz, 16. Juli 1998. S. 6.)

gnügte Hochzeits-Reise bis dorthin gemacht habt. Durch Herr Forster haben wir ebenfalls zu unserem wahren Vergnügen vernommen, dass Ihr ebenfalls recht wohl in der Bundesstadt eingetroffen seid und da ein paar vergnügte Tage zugebracht haben und weiters nach Freiburg verreist seien und von dort zurück über Solothurn und Basel nach Hause zu reisen gedenkt. (...) Es wird uns freuen und willkommen sein, gelegentlich eine kurze Beschreibung zu erhalten.»

Noch bevor Johann Caspar den Brief der Post übergeben kann, erfährt er, dass die Hanharts wohlbehalten zu Hause angelangt sind:

«P.S. Grad vor Verpackung dieses Briefchens (abend 6 Uhr) langt Euer Hochzeitskutscher frisch und wohlgemütlich hier an und verkündet uns die freudige Botschaft, dass Ihr alle glücklich und recht vergnügt und wohlgesättigt von vielen gesehenen schönen und merkwürdigen Dingen zu Hause angelangt sind und dass Ihnen Ihr Herr Bruder bis Feuerthalen entgegen gekommen ist und in Ihrer lieben Vaterstadt von Ihren ehrenwerten lieben Verwandten und Freunden herzlich empfangen und so reichlich mit Hochzeits Geschenken erfreut und überströmt worden sind.»

Im Brief an die Schwester in Amerika vom 26. Juni 1850 schliesst der Bericht über den Hochzeitstag mit dem Satz:

«Sie haben eine 3 Wochen lange Hochzeitsreise in der Schweiz herum gemacht. Nun sind sie zu Hause an ihrem eigenen Herd und ist ihnen wohl.»

Im Brief vom 3. Juni 1850 nach Diessenhofen kann Johann Caspar für eine wohlgelungene Reisebeschreibung danken:

«Diese habe ich und die lieben Meinigen eben so ganz als mit vielem Interesse gelesen. Es freut uns alle innigst, dass die Hochzeitsreise unseres lieben Pärchens sich so sehr gelohnt hat. – Wenn ich so glücklich wäre, nach meinem Wunsch noch in eint oder andere dieser Gegenden eine Lustwanderung zu machen, so würde [ich] wohl Ihr stets wertes und interessantes Schreiben vom 24. Mai zum Wegweiser mitnehmen, um die Merkwürdigkeiten leicht herauszufinden.»

- 8 -

Dem Brief vom 26. Juni 1850 an die Schwester in Amerika ist zu entnehmen, dass sich Johann Caspar in Begleitung seiner Frau und der Schwester Anna Maria Zopfi-Tschudi (1795–1856), auf die geplante Reise nach Diessenhofen begeben wird. Noch bevor es so weit ist, kann er am 23. Juli einen wichtigen Brief aus Diessenhofen bestätigen:

«Ihre werteste Zuschrift vom 16. dies ist mir zur rechten Zeit zugekommen, und wie sie sich wohl vorstellen können, hat mir und alle die lieben Meinigen dessen besonderer Inhalt ausserordentlich gefallen. Wir sehen schon im Geist, Sie mit einem stattlichen Söhnchen oder Töchterchen bei

uns in voller Freude eintreffen. Der Allgütige im Himmel lasse doch gnädigst diese grosse und erhebene Freude werden.»

Im folgenden, schlecht kopierten und nur teilweise entzifferbarem Teil des Briefes ist von «beschwerlicher Zeit unserer herzlich geliebten Tochter» und von «unserem Ihnen wirklich schuldigen Besuch» die Rede, der aber «dato noch unmöglich» sei, weil seine Frau «erst noch im Pfäferserbad ihre Gesundheit pflegen» müsse. Er fährt fort: «Wir werden wohl noch viel Mühe haben, sie fortzubringen. Nachdem werde ich sie, sobald sie ihre Kur beendet hat, abholen. Wir werden dann miteinander das Rheintal hinunter wallfahrten, (...) das Deutsche Meer[28] befahren und uns auf einem Delphin dann zu Ihnen hinunter gleiten lassen. Wann nun aber alles dieses zustande kommt, kann ich dato nicht bestimmen, hoffe es Ihnen bald anzeigen zu können.»

Im Brief vom 13. August 1850 nach Diessenhofen ist davon die Rede, dass die werdende Mutter in ihrem «gegenwärtigen Leibeszustand wohl öfters Unbehagen erdulden» müsse. Dann kommt Johann Caspar auf Anna Marias Jugendfreundin, Cleophea Ritter-Jenny, zu sprechen, die im vorigen Jahr Anlass für die folgenreiche Reise nach Diessenhofen gewesen war:
«Es wird uns freuen, wenn zur Zeit eine gute Nachricht von einer glücklichen Entbindung aus dem Lindenhof ankommt. Viele Grüsse diesem edlen jungen Ehepaar.»

Dann gratuliert Johann Caspar «Herrn Obrist Conrad Hanhart» und seiner Frau Gemahlin zur Geburt eines Kindes. Conrad Hanhart (1816–1881), ein Cousin Rudolf Hanharts, hatte als Scharfschützen-Hauptmann am Sonderbundskrieg teilgenommen. Er ist, weil seine Soldaten bei der Sinserbrücke an der Grenze zwischen Aargau und Zug mit sonderbündischen Kameraden bei klingendem Spiel friedlich Wein getrunken hatten, eine legendäre Figur geworden.[29] Auch hatte er nach den Gefechten vom 23. November 1847 am Rooterberg den Brigadekommandanten mit zwar zweckmässigem, aber eigenmächtigem Handeln verärgert. Er konnte sich aber über einen vorteilhaften Bericht in der «Neuen Zürcher Zeitung» freuen: «Beinahe alle Bataillone der Brigade Egloff kamen hier [am Rooterberg] nach und nach ins Feuer, voran die Thurgauer Scharfschützen.»[30]

Möglich ist, dass Conrad Hanhart inzwischen zum Major befördert worden war, zum «Obristen» hat ihn Johann Caspar gemacht, der aus den Berichten des Schwiegersohnes einen entsprechenden Eindruck erhalten haben wird.

[28] Der Bodensee, gelegentlich auch «Schwäbisches Meer» genannt.
[29] JHVG, Heft 77, S. 48ff und 74ff.
[30] Maissen, S. 185.

Im Hinblick auf die bevorstehende Reise nach Diessenhofen fährt Johann Caspar im Brief an seine Frau vom 13. August 1850 fort:

«Während wir letzten Donnerstag auf Weesen fuhren, hat Verena Deine Abreise nach Bad Pfäfers angezeigt. Diesen Abend gedenke ich, ihnen zu schreiben, aber den Tag unserer Ankunft kann ich ihnen noch nicht bestimmen, denn das hängt von Dir und vom guten Rat von Deinem Baddoktor ab. Ich vermute, so Sonntag oder Montag, den 25. oder 26. August, in Pfäfers abzureisen. (...) Also wirst Du mir so bald möglich Nachricht geben, damit ich und die Frau Schwester [uns] darauf richten können, und ich unsere Abreise von Pfäfers bestimmt nach Diessenhofen anzeigen kann, auf welches sie dann unsere wills Gott erfreuliche Zusammenkunft in Constanz richtig treffen können.»

Die drei Reisenden gelangten auf dem gleichen Weg wie die Tochter Anna Maria im vorigen Jahr nach Diessenhofen. Den Verlauf schilderte Johann Caspar am 1. November 1850 ausführlich seinem Freund Caspar Lüthy in Innsbruck:

«Am 23. August reiste ich mit meiner lieben Frau Schwester Leutenant Zopfi nach dem Mittagessen ab und kamen abend 6 Uhr in Ragaz an, wohin meine liebe Frau aus dem Pfäferserbad [uns] entgegen kam und unser auf dem Platz vor dem Ragazerhof, wo die Post anhält, harrte. Und so ging es gleich ohne ferneren Aufenthalt in Gesellschaft mehrerer andern älterer und neuerer Kurgäste zu Fuss ins Bad, all wo wir 7½ Uhr anlangten. Sonntag, den 24. August blieben wir im Bad, stiegen auf die Calandaschau und besuchten mit 2 Engländern und Frauen die merkwürdige Quelle. Am Sonntag, den 25., verreisten wir morgens früh von Pfäfersbad hinaus, dejeunierten im Ragazerhof und um 7 Uhr verreisten wir mit der Post durch das schöne Rheintal hinunter und kamen abend 4 Uhr in Rorschach an . Im Hafen befanden sich fünf Dampfschiffe vor Anker mit ihren vielfarbigen Flaggen. (...) Kaum waren wir ½ Stunde im Gasthof, wo die Post sich befindet, so rannte unsere liebe Tochter Marie und ihr lieber Gemahl in unser Zimmer, welche wir in Constanz zu treffen glaubten. Ihre Ungeduld, uns zu sehen und zu umarmen, liess sie nicht in Constanz auf uns warten. Wie viel Freude uns diese überraschende Erscheinung gemacht hat, können Sie sich vorstellen. Am folgenden Tag, am 26., begaben wir uns an Bord des Dampfschiffes, von der schönsten Witterung begünstigt (9 Uhr morgens). Das Verdeck war gefüllt mit Passagieren, sowohl auf dem 1. als 2. Platz. Abends 4 Uhr langten wir in dem schon lang von uns ersehnten Diessenhofen an.»

Auf dem Boden-, auf dem Untersee und auf dem Rhein verkehrten seit 1832 Dampfschiffe. Was während der Fahrt, vor allem auf dem Untersee und auf dem Rhein, alles zu sehen war, mittelalterliche Städtchen, Barockkirchen, Herrschaftssitze, hatte Johann Caspar sicher mit wacher Neugier wahrge-

nommen. Die «schöne Witterung» ist im Bericht erwähnt – es wird sich die nach allen Richtungen offene Landschaft in einem Licht gezeigt haben, wie es der Glarner nicht kennt. «Welche schöne Aussichten diese Tour gewährt, glaube ich Ihnen nicht erst beschreiben zu müssen», hat er Caspar Lüthy expliziert. Er hatte sich sogar auf die schönen Aussichten vorbereitet, indem er am 20. August 1850 den Tochtermann um eine Gefälligkeit bittet:
«Auf dem Bodensee sind, wie bekannt, sehr schöne Aussichten. Aber um solche zu geniessen, sollte man Perspektive [Fernrohre] haben, welche ich zwar, wie Sie wissen, habe, aber nicht auf Reise geeignete. Darum frage ich, wie es wäre, wenn Sie gütigst mit eiliger Post Ihres mir einsenden würden, um es ihnen dann mit Dank bei meinem Dortsein wieder zurückzuerstatten.»

Die Dampfschiffe versetzten Johann Caspar nicht in dieselbe Begeisterung, wie ein paar Tage später die Eisenbahn. Weil auf dem Walensee seit 1837 ein Dampfschiff verkehrte, das die Tschudis und die Speltys regelmässig benutzten, sei es für Geschäftsreisen oder für die Fahrt nach Ragaz, war das weniger spektakulär. Erst 1859 schlängelte sich die Eisenbahn, für die am Walensee neun Tunnels ausgebrochen werden mussten, dem Ufer entlang und erst 1867 wurde die alte Landstrasse von Mollis über den Kerenzer nach Mühlehorn eröffnet. Erstaunlich ist, dass Johann Caspar 1850 den Untergang des Dampfers «Delphin» in seinen Berichten nicht erwähnt.[31]

«In Diessenhofen trafen wir alles über unser Erwarten gut an und überzeugten uns, dass unsere liebe Tochter Marie das Glück hatte, eine vortreffliche, ja glückliche Partie gemacht zu haben, nicht nur darum, dass die zwei Brüder Hanhart zur Sonne den Vermöglichsten der ganzen Stadt angehören, sondern ebenso viel in moralischer Beziehung und in der aufrichtigsten und wärmsten Liebe ihres Herrn Gemahls und ihres Herrn Schwagers, welcher noch ledig ist, gottlob an Leib und Seel aufs beste bewahrt ist. Auch haben diese Herren eine zahlreiche allgemein geachtete Verwandtschaft, und diese alle lieben und achten unsere Tochter wie ihre eigenen Kinder. (...) Wir verlebten da recht vergnügliche Tage bis den 12. September, also volle 16 Tage. Doch wurde diese Mussezeit mit Trauer vermengt, weil die gute und liebe Cleophea Ritter née Jenny an der Folge ihrer ersten Niederkunft unter dieser Zeit gestorben ist, woran meine Tochter und mein lieber Tochtermann grossen Anteil nahmen, und auch wir traurig gestimmt waren, indem wir hofften, dass sie noch in unserer Anwesenheit das Wochenbett verlassen könne. Wie Ihnen vielleicht noch in Erinnerung sein mag, ist diese Frau die Jugendfreundin von unserer Frau Tochter gewesen und Herr Ritter (Bruder von unserem gegenwärtigen 2. Pfarrer Ritter) ein vertrauter Freund von Herrn Hanharts, und in eben diesem Hause lernten sich meine Tochter

[31] Städler, G., Walensee-Schifffahrt. Mels 1996, S. 77ff.

Marie und Herr Hanhart kennen. (...) Nun, was sein soll, schickt sich wohl!»[32]
Auch bei diesem Ereignis beschränkt sich Johann Caspar – zwar «traurig gestimmt» – auf die Rolle des Chronisten dessen, «was sein soll».

Wichtig aber war, dass sich Johann Caspar an Ort und Stelle davon überzeugen konnte, dass seine geliebte Tochter «eine vortreffliche und glückliche Partie» gemacht hatte und in Diessenhofen gut aufgehoben war.

- 9 -

«Also [am 12. September] morgen 9 Uhr verreisten wir unter rührenden Abschiedstränen von Diessenhofen und langten abends um 4 Uhr in Zürich an und stiegen im alten Glarner Gasthof (im ehemaligen Raben) ab und abend 6 Uhr fuhren wir in den Bahnhof, um mit dem letzten Zug dieses Tages auf Baden hinunter zu gleiten. Dies war also das erste Mal, wo wir alle drei eine Eisenbahn sahen und darauf fuhren. Ich fand zwar alles oder vieles, wie ichs mir vorgestellt habe und durch Zeichnungen vorläufig kennen lernte, aber was man selbst im Original sieht, glaubt das Herz nun. Ich habe diese Reise-Maschinen und Schienenwege in beiden Bahnhöfen und während dem Fahren bei Tag und Nacht so viel [als] möglich aufmerksam betrachtet und bewundert. Am Morgen, den 13., fuhren wir mit dem 2. Zug (9 1/4 Uhr) wieder zurück nach Zürich, brachten da den Tag zu, und Dienstag, den 14., sind wir abend 5 Uhr glücklich wieder zu Hause angelangt, wo wir gottlob alles gesund und wohl antrafen.»

So berichtete Johann Caspar dem Freund Caspar Lüthy in Innsbruck über den technischen Fortschritt und über seine erste und einzige Eisenbahnfahrt. Nach der Heimkehr hält er im Brief vom 18. September 1850 nach Diessenhofen weitere Einzelheiten fest:

«(...) in Baden bin ich sogar um 5 3/4 Uhr morgens auf den Bahnhof spaziert, um den ersten Zug in seiner ganzen Gestalt abfahren zu sehen, dann noch alles wohl auszukundschaften und durch den Tunnel hin- und herzugehen.»

Johann Caspar wird gewusst haben, dass sich im Sonderbundskrieg eidgenössische Truppen von der drei Monate vorher eingeweihten Spanischbrötlibahn von Zürich nach Baden hatten fahren lassen. Feldweibel Johann

[32] Cleophea Ritter-Jenny (1825–1850) verheiratet mit Johann Adolf Ritter (1820–1884), Sohn des ehemaligen Stadtammanns von Diessenhofen. Das am 27. August 1850 geborene Mädchen, Fridolina Ritter, wurde am 8. September getauft. Taufzeugen waren Verena Jenny-Tschudi (1804–1884), Frau von Onkel Peter Jenny-Tschudi «älter», und der Bruder der toten Mutter, Felix Jenny (1819–1852), Teilhaber «auf der Mühle, Hauptmann und Steuervogt. Fridolina Ritter verheiratete sich 1886 in Basel mit dem Architekten Rudolf Fechter. (Zivilstandsamt Diessenhofen: Taufregister)

Jakob Niederer vom Ausserrhodischen Infanterie-Bataillon Bänziger hat es beschrieben:

«Gross war das Erstaunen Aller, die eine so grossartige Einrichtung nur vom Hörensagen kannten, und noch grösser wurde es, als mit Windeseile die Wagen dahinflogen.»[33]

Auch die «beinahe kultisch verehrte eidgenössische Schützenfahne» hatte auf ihrer Reise von Basel nach Glarus, wo am 18. Juli 1847 das 13. Eidgenössische Freischiessen eröffnet wurde, die Spanischbrötlibahn benutzt.[34]

Was wäre industrielle Produktion ohne von Wasserkraft oder von Dampf betriebene Maschinen? Johann Caspar hatte die Eisenbahn, diese ausserhalb der Fabrik eingesetzte Maschine, mit dem praktischen Sinn des Geschäftsmannes begeistert begrüsst, und er hätte wohl staunend zur Kenntnis genommen, was der Dichter Heinrich Heine (1797–1856), der die Eisenbahn mit der Entdeckung Amerikas und mit der Erfindung des Buchdruckes in eine Reihe stellte, dazu schreibt:

«Die Eisenbahnen sind wieder ein solches providencielles Ereignis(...); es beginnt ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte und unsere Generation darf sich rühmen, dass sie dabei gewesen (...). Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden.»[35]

Am 14. September 1850 kehrten Johann Caspar, Frau Regula und Schwester Anna Maria nach Hause in den Alltag zurück. Vier Tage später schreibt er nach Diessenhofen:

«Es war aber höchste Zeit einzutreffen, weil auch gar viel Arbeit für uns alle vorhanden ist, besonders in dieser Woche ein grosser Wasch! Kilbi Woche! Mechanisches, und Ausfuhr vieler Waren infolge erhaltener Bestellung von Heinrich aus Italien. Und weil die Witterung so ausserordentlich schön ist, auch noch die Kartoffel-Ernte. Aber leider fällt die Ernte im ganzen Ländchen so schlecht aus, dass der älteste Mann sich kaum zu gedenken vermag, sehr wenige, meistens nur kleine wässerige Knollen und noch gar viel krankes Grüz. Es gibt Leute, die davonlaufen und sagen, sie können im Lanzig die Saaten leer umschaufeln.[36] Du, mein liebes Kind Maria, vermagst

[33] Steiner, H., Erster Transport schon vor 151 Jahren. In: Aargauer Zeitung, 7. November 1998.

[34] Maissen, S. 143.

[35] Stern, F., Das feine Schweigen. München 1999. S. 22.

[36] Die in Europa in den 1750er-Jahren aufgekommene Kartoffel steigerte neben besser genutztem Wiesland und Kleeanbau den Ertrag des zur Verfügung stehenden Bodens um ein Mehrfaches. Eine um 1845 zuerst in Irland und dann im übrigen Europa auftretende Pilzkrankheit führte zu einer eigentlichen Kartoffelkrise und sogar zu Hungersnöten. Johann Caspar schreibt, dass es viele missgebildete Knollen («krankes Grüz») zu ernten gab und dass man im Frühling («Lanzig»), weil kein Saatgut vorhanden war, die Äcker («Saaten») vergebens umgraben musste.

nun am besten zu beurteilen, was obiges alles zusammen heissen und sagen will?! Tue das nur dem herzlich geliebten Rudolf recht zergliedern, dann wird er begreifen, warum wir uns nicht länger bei Euch, liebe Kinder, aufhalten konnten.»

Um es noch zu unterstreichen, schreibt er weiter unten:

«Meine Frau rennt wieder von Arbeit zu Arbeit.»

Am 6. November 1850 war Johann Caspar derart beschäftigt, dass er zum Schreiben förmlich gezwungen werden musste:

«So kommt eben meine liebe Frau[37] und befiehlt mir, Eure lieben Schreiben vom 29. September und vom 1. dies schuldigst zu erwidern (nun rufen mir wieder Maurer und Zimmermann, dies und jenes an die Hand zu geben und nachzusehen, ob sie die Sache nach meinem Wunsch und Willen machen usw., diese Störungen werden sich noch oft wiederholen, bis ich mit dieser Epistel fertig bin!)»

Johann Caspar war einem Glas Wein, sogar vom besseren, durchaus nicht abgeneigt. Auch rauchte er mit Vergnügen. Er scheint in Diessenhofen bei einer andern kleinen diesseitigen Freude auf den Geschmack gekommen zu sein. Am 18. September 1850 wendet er sich deshalb an den Schwiegersohn:

«Senden Sie mir gelegentlich vermittelst Herrn Johann Caspar Hirzel, zum Reigel, in Zürich, 1/4 lb [schweres Pfund] guten Kaffee und 2 Säcke weissen Zucker, in der Qualität, wie wir bei Ihnen genossen haben, und übermitteln Sie mir dann die Faktura darüber.»

Und am 6. Oktober 1850 heisst es:

«Es bleibt mir nur zu bemerken, dass ich den 1. Oktober die 2 Collis [Kisten] Caffée und Zucker wohlschaffen erhalten habe, aber dass solche (...) noch in ungeöffnetem Zustand ruhen, indem wir noch vom älteren Vorrat zu rösten, zu brauen und zu schmecken haben, denn mit dem Zuckerkaffeetrinken geht es noch nicht so regelmässig bei uns zu, wie wir es uns auf Eurer lieben Zinne wohl haben schmecken lassen. Aber wo bleibt die Faktura darüber stecken?»

Schon im Brief vom 14. Mai 1850, kurz nach der Hochzeit, war von einer Beteiligung des neuen Schwiegersohnes an der Fabrik die Rede gewesen: «Was der Inhalt Ihrer werten Zuschrift von finanziellen Angelegenheiten anbetrifft, hat der Tochtermann, Herr Spelty, und seine Frau zu beantworten übernommen, folgsam ich darüber nichts bemerke.»

Dem nach der Rückkehr aus Diessenhofen geschriebenen Brief vom 18. September 1850 ist zu entnehmen, dass zu Hause Zustimmung gefunden haben dürfte, was Johann Caspar mit Rudolf Hanhart ausgehandelt hatte.

[37] Regula Tschudi-Dürst schrieb offenbar selber kaum Briefe. Jedenfalls enthalten die Kopierbücher keine von ihrer Hand.

Aus geschäftlicher Sicht scheint Anna Marias Heirat für die Fabrik «in der Herren» eher ein Glücks- denn ein Zufall gewesen zu sein. Vielleicht war die Sache sogar geschickt eingefädelt worden. Die Heirat von Sohn Joachim mit Rosina Jenny, die Johann Caspar nicht mehr erlebte, darf als weiterer Glücksfall gesehen werden, war diese doch die verwaiste Tochter eines Teilhabers der Fabrik «auf der Mühle» und eine Nichte des damaligen Firmenchefs, des Ratsherrn Peter Jenny-Tschudi «älter», der keine Nachkommen hatte.[38]

Johann Caspar schreibt am 1. November 1850 an Freund Caspar Lüthy in Innsbruck Folgendes:

«Leider komme ich selten Herrn Vetter Ratsherr Peter Jenny zu sprechen, da ich sehr wenig im Jahr nach Schwanden in Gesellschaft gehe wegen meines schlechten Gehörs, weil ich in Gesellschaft keinen Genuss habe.»

Johann Caspar fährt dann nach einer Abschweifung, ohne eine gewisse Feierlichkeit vermeiden zu können, fort:

«Am 28. Oktober morgens erhielt ich Ihren lieben Brief vom 21. dies und am 24. begab ich mich in das Haus des Herrn Ratsherrn und sagte ihm also, was Sie mir geschrieben haben. Er entschuldigte sich, dass er wirklich vergessen habe, Ihre Grüsse mir zu melden, und zwar als Grund und Ursache, warum wir nie zusammen kommen, und mahnte mich, ich soll die Gesellschaft nicht so meiden. Und wegen den Pistolen ist er nicht erzürnt, dass Sie ihm noch keine gesandt haben, Sie aus den angegebenen Gründen vollkommen entschuldigend. Und Sie möchten ihm, wenn Sie einmal hierher kommen oder jemand von Ihnen, vorderhand nur ein Stück bringen oder senden, und ersuchte mich, Ihnen ein höfliches Compliment zu machen. In der «Neuen Zürcher Zeitung» Nr. 300 vom 27. Oktober 1850 steht unter anderem aus unserer Bundesstadt: «Ein Bulletin der Bundeszeitung meldet (...) aus New York ist von einem Hrn. Necorry der Eidgenossenschaft ein Pistol für 6 Schüsse aus einem Lauf zugesandt worden, welches vorzüglich gearbeitet ist.»

In der erwähnten Abschweifung befasst sich Johann Caspar mit seiner Art von «gesellschaftlichem Leben»: «Indessen gehe [ich] dann und wann an

[38] Als Chef der Firma P. Blumer & Jenny war Peter Jenny «älter» ein Konkurrent Johann Caspars, was aber, weil jede Fabrik in ihrer besonderen Nische tätig war, ein gutes Verhältnis nicht verhinderte. Es wurden «auf der Mühle» in Schwanden 1827 unter «P. Blumer & Jenny» das Stammgeschäft und 1828 unter «Jenny & Blumer» die Druckerei und Färberei gegründet. Die Färberei wurde 1835 eingestellt. 1890 sind die Teilhaber Jenny ausgeschieden, und das Geschäft wurde unter «F. Blumer & Co.» weitergeführt. (Jenny, Handel 2, S. 338–344, 456 und 619.) Peter Jenny hatte 1847 die Beteiligung von Glarner Militär am Sonderbundskrieg von der Landsgemeinde beschliessen lassen wollen (Jenny, P. älter, Votum über die Competenz des dreifachen Landrates in Sachen des Sonderbundes, abgegeben in der Sitzung vom 8. October 1847. Glarus 1847). Später war Jenny Nationalrat und von 1868 bis 1872 Schweizer Konsul in Ancona.

einem Sonntag nach dem Kaffee auf Sool zu dem Ihnen wohlbekannten Ratsherr Mathias Jenny, und da finden sich die geehrten Gäste ein, nämlich der 82 Jahre alte Felix Jenny, sein Bruder Herr Ratsherr Kirchenvogt Johannis Jenny, Herr Ratsherr Josua Wild und Herr Doktor Fridolin Tschudi und dann bisweil 2, 3 bis 4 bekannte Herren aus Mitlödi.»[39]

Über sein schlechtes Gehör lässt sich Johann Caspar schon im Brief vom 1. Oktober 1849 an seine Schwester in Galveston ausführlich aus:

«Ich will von Deinem gütigst mitgeteilten Mittel für die Ohren Gebrauch machen, aber es wird wohl nicht viel nützen wie andere versuchte Mittel, denn mein Gehör hat sich von selbst geschwächt, vermutlich werden sich die sogenannten Trommelfelle verdicken. Wenn ich warm habe oder gar am Kopf schwitze, dann höre [ich] besser, und wenn ich friere, so höre [ich] dann eben schlecht. Wollte Gott, ich käme wieder zum Gehör. Dies ist mir von unaussprechlichem Nachteil, ich tauge deswegen natürlich zu vielem nicht mehr, und in Gesellschaft von mehreren Menschen habe [ich] keinen Genuss.»

- 10 -

Der nächste Brief nach Diessenhofen wurde am 8. Januar 1851 geschrieben. Der Jahreswechsel sei «nicht mit besonderer Feierlichkeit erlebt» worden, «sondern in stiller Betrachtung und Nachdenken über die Vergangenheit. Unter vielen gegenseitigen guten und frommen Wünschen für die Zukunft!»

Johann Caspars Gedanken kreisen besonders um das in Diessenhofen bevorstehende Ereignis: «Gott (...) stehe unserer teuren innigst geliebten Marie in ihrem nun je länger je mehr beschwerlichen Tagen bei und lasse sie reif zu einer glücklichen Entbindung werden.»

Er lässt sich sogar herbei, dem Tochtermann Ratschläge zu erteilen:

(...), dass Sie Ihrer lieben Frau so viel wie möglich Freude und Erheiterung zu verschaffen gedenken, (...) denn das ist in solchen Umständen das Beste und Zweckmässigste für die Mutter und das Kind, und das zu tun wird Ihnen nicht schwer fallen, denn meine liebe Tochter Marie macht nicht grosse Ansprüche.»

[39] Mathias Jenny-Wild (1780–1855), Handelsmann, Schul- und Kirchenvogt, Wirt beim Brunnen auf Obersool, war ein Bruder des «alten» Felix Jenny (1769–1854). Dieser war das älteste Glied der Familien Jenny und Blumer. Er war für die Firma Blumer & Jenny in Ancona tätig gewesen. Verheiratet war er mit Cleophea Blumer (1772–1848). Er war der Vater von Peter Jenny-Tschudi und von Fridolin Jenny-Iselin, für die er 1823 das Tagwenrecht in Schwanden erworben hatte. Felix Jenny-Iselin war Vater von 10 Kindern, von welchen Felix Jenny-Wild, Cleophea Ritter-Jenny und Rosina Tschudi-Jenny schon genannt worden sind; Katharina Blumer-Jenny wird noch zu erwähnen sein. Ratsherr Josua Wild (1790–1868), Schwanden, Dr. Fridolin Tschudi (1796–1851), dessen Frau Rosina Tschudi-Blumer (1801–1849).

Wie üblich berichtet er, wie man sich «in der Herren» befindet, dass beispielsweise die Enkelin Christina Spelty (1837–1913) «einige Not im rechten Auge hat, wo unser berühmtes Augenwasser nicht helfen wollte», und dass er selber «mit Ausnahme meines Hustens sich wohl befinde». Nur war dieser Husten schliesslich nicht so harmlos, wie es zunächst aussah.

Am 19. Januar 1851 ist zu erläutern, wie am 22. seine Frau zur Niederkunft der Tochter nach Diessenhofen reisen wird:

«[Meine Frau] wird nächsten Mittwochmorgen frühe mit dem gewöhnlichen Postwagen nach Zürich verreisen, wo sie Nachmittag circa 1 Uhr eintreffen wird. Dann verreist sie circa 2 Uhr mit dem Schaffhauser Postwagen (...), wo sie am Abend in Feuerthalen oder Schaffhausen eintrifft. Nur wissen wir nicht bestimmt, ob sie in Feuerthalen allenfalls aussteigen kann oder nicht. Aber ihr Wunsch und Ansuchen geht dahin, dass Ihr sie durch einen zuverlässigen Fuhrmann auf diese Zeit abholen lassen möchten.»

Am 2. Februar 1851 beantwortet er die Briefe aus Diessenhofen vom 30. und 31. Januar 1851. Im ersteren wird ihm die Geburt der Enkelin Anna Maria (30. 1. 1851–7. 6. 1923) mitgeteilt worden sein. Er dankt «dem lieben Allgütigen im Himmel für dieses glückliche Ereignis von Herzen.»

Mit Befriedigung kann er festhalten, dass das wohl letzte von ihm geplante Vorhaben erfolgreich durchgeführt werden konnte:

«Es hat mich sehr gefreut, dass meine liebe Frau ihre Reise zu Euch nach meinem Plan und [meiner] Absicht glücklich verrichtet hat und dass sie sich gesund und wohl befindet, und wie ich mich schon zum voraus überzeugte, dass sie bei Euch viel Freud und Ruhe geniesst und sich von ihren hiesigen mühevollen Tagen erholen kann. Ich stelle mir vor, wie heimelig es ihr wurde, als sie Euch, lieber Tochtermann, in Schaffhausen an Hals fallen konnte.»

Die Nachricht vom «glücklichen Ereignis» löste «in der Herren» einige Betriebsamkeit aus:

«Wir haben nicht ermangeln lassen, gestern Nachmittag unsere liebe Christina (welche gar eine ausserordentliche Freude hatte, dass ihr eine junge Base in Diessenhofen geworden ist) zu allen Verwandten und Bekannten abgehen lassen und die freudige Botschaft denselben bekannt zu machen. (...) Diesen Vormittag, gleich nach Empfang Ihres zweiten werten, freudigen und trostreichen Schreibens haben wir eine doppelte Gesandtschaft, nämlich die jungen Herren Spelty, Jost und Emil, zum lieben Grossvater im Dornhaus abgefertiget, welcher sich doppelt freuen wird, diese freudige Botschaft durch diese zwei rüstigen Urenkel zu vernehmen.»

An der mit solcher Feierlichkeit und mit solchem Aufwand empfangenen Enkelin konnte sich Johann Caspar nur noch kurze Zeit erfreuen. Es haben noch einige Briefausschnitte mit ihr zu tun:

«Gott verleihe in seiner grossen Gnade, dass das liebe Kind uns gesund und munter heranwachse.»

«N.B. Dass die liebe Tochter der hohen Natur getreu ihr liebes Kind mit ihrer eigenen Milch stillet, freut mich besonders, denn das wird ihre Gesundheit fördern, und das liebe Kind wird stark werden.»

Und weil darüber hinaus die Mutter des Kindes seine Tochter war, konnte er ohnehin beruhigt sein:

«(...), wenn dieses liebe Kleine seiner Mutter würdig bleibt, was bei einer guten Erziehung wohl nicht fehlen kann, so könnt Ihr Euch dieses Geschenk vom Himmel nur höchlich freuen!»

Johann Caspar sollte, was die Gesundheit und die gute Erziehung betrifft, Recht bekommen. 14 Tage später kam wieder seine eigene Gesundheit zur Sprache:

«Mit meinem Husten geht es so passabel, seit ein paar Tagen fühle [ich] etwas «Trümmel». Wenn es nicht bessert, so werde [ich] mich mit meinem Arzt beraten.»

Zum Husten war Schwindelgefühl dazugekommen, was Johann Caspar sichtlich beunruhigte und Grund für böse Ahnungen hätte sein können. Zwölf Tage später, am 14. Februar, ist er aber wieder mit seiner jüngsten Enkelin beschäftigt:

«Auf den Tag und Stund ist die erwartete und verhoffte gottlob gute Nachricht von Euch eingetroffen, (...), dass die heilige Taufe an meiner lieben Enkelin in Diessenhofen nach Eurem Wunsch statt fand. (...) Wie ich geschrieben [habe], haben wir zur Erinnerung am Sonntag ein kleines Freudenmahl abgehalten und die neue Bürgerin sowie Euch alle hochleben lassen.»

Im Folgenden liess er sich dazu hinreissen, ebenso pietistisch fromm zu erscheinen wie der Schwiegersohn. Er war wie dieser davon angetan, dass im Augenblick der Taufe als «Gnadenzeichen vom Himmel» die Sonne auf das Gesicht der Enkelin schien. Im Brief vom 19. Februar 1851 findet er von solchen Höhenflügen wieder auf den Boden zurück:

«Neues weiss ich Ihnen nichts zu schreiben, als dass unterdessen ein neuer Winter eingetroffen und unsere Fluren wieder neuerdings mit ordentlichem Filz Schnee bedeckt [sind], und von hier bis Linthal wieder eine gute Schlittenbahn hergestellt hat.»

Frau Regula hatte in Diessenhofen die Taufe der Enkelin miterlebt. Sie kehrte am 21. Februar ein paar Stunden früher als erwartet nach Hause zurück und hätte den auf strenge Tagesordnung bedachten Chef des Hauses beinahe in Verlegenheit gebracht:

«Sie langte diesen Morgen früh, wo wir die meisten noch im Bett lagen, mit Bot Niklaus Dürst hier an, indem sie gestern Abend in Zürich gleich mit der Nachtpost wieder nach hier verreist ist, und damit also den versäumten

Tag eingeholt hat. Diese überraschende Ankunft hat uns alle sehr erfreut, und ich habe gestern Abend gedacht und gesprochen, ich glaube, dass meine liebe Frau diesen Morgen früh hier vermittelst der Nachtpost anlange, nur bedaure ich, dass ich diesen Glauben nicht fest innehielt, in welchem Fall sie mich nicht fast noch im Bett angetroffen hatte, sondern gestiefelt und gespornt vor der Türe!»

Der Grund für Frau Regulas beschleunigte Rückkehr war ihr alter kränkelnder Vater. Aus demselben Grund meldet sich Johann Caspar schon vier Tage später, am 25. Februar, wieder bei den Hanharts:

«Wirklich waren wir am letzten Sonntag zum lieben guten Urgrossvater gefahren. Er beschwerte sich über starke Brustenge und über seine leidenden Füsse, welche ihn beim Aufstehen sehr schmerzen, kurz, es könnte besser sein, doch auch schlimmer, was der liebe Gott von ihm abwenden wolle. Man muss halt nicht übersehen, dass er eben im hohen Alter ist. Übrigens tubaklet er immer noch ein wenig aus seinem lieben Pfeifli!»[40]

Die Reise an den Rhein muss Frau Regula – ihr Mann nannte sie bei dieser Gelegenheit «mein lieber Staatscourir» – so sehr gefallen haben, dass es ihr ein «Gspass», ein Vergnügen, gewesen wäre, «nach Amerika zu reisen». Aber selbst an bescheidenere Vergnügen war zu der Zeit nicht einmal zu denken, weil die Fabrik mit Aufträgen aus dem noch aus Kleinstaaten bestehenden Italien, dem einzigen näher gelegenen und einigermassen ungehindert zugänglichen europäischen Absatzgebiet überhäuft war.

Johann Caspar berichtet am 25. Februar 1851 nach Diessenhofen, dass Sohn Heinrich, der wieder in Italien unterwegs war, in Triest von der Geburt der Nichte erfahren habe und dass er «Herrn und Frau Hanhart (...) herzlich grüssen lasse».

Die grossen Aufträge aus Italien gaben ihm Gelegenheit, ein weiteres Mal – es sollte das letzte Mal sein – über den Gang seiner Fabrik zu berichten:

«Ohne eine Verzögerung unserer gegenwärtig stark beschäftigten Fabrication zu verursachen, ist es schlechterdings unmöglich, dass von uns allen jemand nur 8 Tage sich davon entfernen könnte, denn die Aufträge, so wir zu erfüllen haben, sind uns weit über den Kopf angeschwollen.»

Im Brief vom 18. Mai 1851 an Conrad Sauter muss er dann aber davon berichten, dass die italienische Einigungs- und Einheitsbewegung und die damit verbundene kriegerische Verwicklung mit Österreich, das noch die Lombardei und Venetien beherrschte, den Zugang zum italienischen Markt vorübergehend erschwerten:

«Ich erlaube mir, wegen zu kurzer Zeit vor Abgang der Post, den wohlgehenden Inhalt Ihrer letzten werten zwei Zuschriften von 26. Oktober und

[40] Heinrich Dürst (1775–1851).

vom 30. Januar ohne fernere Wiederholung zu belassen. Seit dieser Zeit ist wieder manches vorübergegangen. Aber leider haben sich die Geschäftsconjuncturen indessen für uns verschlimmert durch die Störung in der Lombardei und die Erwartung der Herabsetzung des Eingangs-Zoll in Piemont, welche Spannung natürlich das Geschäft für einstweilen gelähmt hat, denn der Privat haltet sogar deswegen zurück, etwas ins Haus zu kaufen!»

Trotz Husten und «Trümmel» schlägt Johann Caspar wieder einmal poetische Töne an:

«Die Witterung ist schon viele Tage auch recht schön und anmutig gewesen. Unsere roten Tücher glänzen bei Sonnenschein (...) wie ein Karfunkel. Eine so günstige Winterbleiche haben wir noch nie gehabt, die Ware fällt viel schöner aus als im letzten nassen Sommer und Herbst!»

Im Moment konnte er es sich nicht leisten, nach Diessenhofen zu reisen und die Enkelin mit eigenen Augen zu sehen. Darum lud er die Hanharts gleich für mehrere Wochen nach Schwanden ein. Welche Bedeutung die Enkelin für ihn erlangt hatte, zeigt sich darin, wie er den Brief vom 25. Februar abschloss – nicht wie üblich mit Grüssen und guten Wünschen nach allen Seiten, sondern mit Worten, die man von ihm, der beileibe nicht nur ein trockener Geschäftsmann war, nicht erwartet hätte:

«Euer Euch herzlich liebender Schwiegervater, Vater und Grossvater von Eurem Engelchen, welches ich vor einigen Morgen im Traum hier im Bett liegen sah, mit seinen lieben Ärmchen und Beinchen sehr lebhaft bewegend, als wenns im Wasser schwimmen wollte, und die lieben Augen stellte wie ein Sperber!»

Auf diesen Traum kommt er am 15. März zurück:

«Ihr schreibt mir so viel Liebes von Eurem Engelchen in der Wiege, dass ich bald möchte zu Euch hinfliegen, um das liebe Kind in meine Arme zu drücken, ich habe aber das liebe Kind so lebhaft in dem Ihnen beschriebenen Traum gesehen, wie es mit seinen lieben runden Füsschen (...) und mit den schon kräftigen Ärmchen und Fäustchen gestrampelt hat (...) und mit seinen lieben schwarzen Äuglein so liebreich und munter herum geschaut und gleichsam vor Freuden gejauchzet hat! dass ich gewiss im Original nicht deutlicher besehen könnte. (...) Aber meine liebe Frau hat mir viel von diesem lieben Kind an jenem Abend erzählt, wie man es bade und wie es so im Wasser schwäderle usw., und dies hat mir so allerliebst gefallen.»

Man gönnt es Johann Caspar von Herzen, das «Engelchen» wenigstens noch im Traum gesehen zu haben.

In diesem Brief vom 25. Februar 1851 verliert Johann Caspar im Zusammenhang mit der Witterung für einmal ein paar Worte über die Landschaft, in der er zeitlebens gewirkt hatte:

«Wir haben unsern Besuch im Dornhaus notabene in der Chaise und nicht im Schlitten gemacht, indessen, wenige und kurze Stellen ausgenommen, hätte man noch gar im Schlitten machen können. Auf unserer Seite und an beiden Ufern der Linth bis auf die hohen Berge hinauf und besonders bis auf den Tödi ist noch alles wohl mit Schnee bedeckt, hingegen in der Au ob den Häusern und auf Sool und den ganzen Soolerstock hält der Lenz bereits seinen Einzug.»

Am andern Tag fährt er im gleichen Brief weiter:

«Heute, den 26., ist es neblig regnerisch und mitunter etwas Schnee, besonders auf den himmelhohen Felsrücken.»

An Felsen, Felsrücken und hohen Bergen ist im Glarnerland kein Mangel. Johann Caspar schreibt darüber wie jemand, der nie einen Berg bestiegen und nie die Welt aus der Höhe gesehen hat. Für den noch im 18. Jahrhundert Geborenen war die Bergwelt wohl noch ziemlich unheimlich und unnahbar, trotz der kleinen romantischen Schwärmerei, die ihm das Stück wilde Natur zwischen Ragaz und Bad Pfäfers zu entlocken vermochte. Es gibt bei ihm allerdings keinen Kult des Erhabenen. Das Tal der Linth wird nicht als heiterer Landschaftspark beschrieben – als «Wiege und Hort der Freiheit» oder wie immer. Die Glarner leben zwar in einem Bergtal, können als Bergler angesehen werden und sind als solche quasi von Natur aus fleissig, zäh und genügsam. Johann Caspar Tschudi war all das sicher und noch einiges mehr.

- 11 -

Im schon erwähnten Brief vom 15. März 1851 war manches über das gesundheitliche Befinden der Familie mitzuteilen – die Frau «hatte, wie man sagt, den Winter-Einkehr»; die Tochter Verena hatte Zahnschmerzen; dem alten Schwiegervater im Dornhaus ging es «auch wieder etwas besser»; der Enkel Emil war «schon viele Tage unpässlich gewesen, so dass wir [es] für nötig erachteten, den Arzt, Herrn Doctor Trümpy[41] für ihn kommen zu lassen. Er ist jetzt sehr blass und mager geworden. Nun hat es sich ergeben, dass er viel Würmer bei sich hatte, welche nun gewichen sind und er anfängt zuzunehmen.»

Was er über sich selbst berichtet, entspricht bestimmt nicht dem, wie es tatsächlich war:

«Bei mir steht es so übel nicht, aber ich gehe durchaus nicht ausser Haus, Fabrik und Nachbarschaft.»

Im Nachhinein ist es leicht, schon im Brief vom 1. Oktober 1849 an die Schwester in Amerika üble Anzeichen auszumachen:

[41] Dr. med. Johann Jakob Trümpy (1816–1880), Arzt in Schwanden.

«Mit Rauchen darf ich meine Zeit nicht viel vertreiben, denn ich muss diese Leidenschaft so viel wie möglich auch bekämpfen, weil dies zu sehr meine Brust angreift und Husten verursacht.»

Darüber, wie er sich seine spärliche freie Zeit vertreibt, äussert er sich ebenfalls in diesem Brief:

«[Ich] komme überhaupt dadurch äusserst selten im Umgang mit Menschen und vorzüglich mit der gebildeten Welt und muss mich meistens einsam halten, wobei [ich] mich am besten befinde, besonders wenn ich etwas Angenehmes zu lesen habe.»

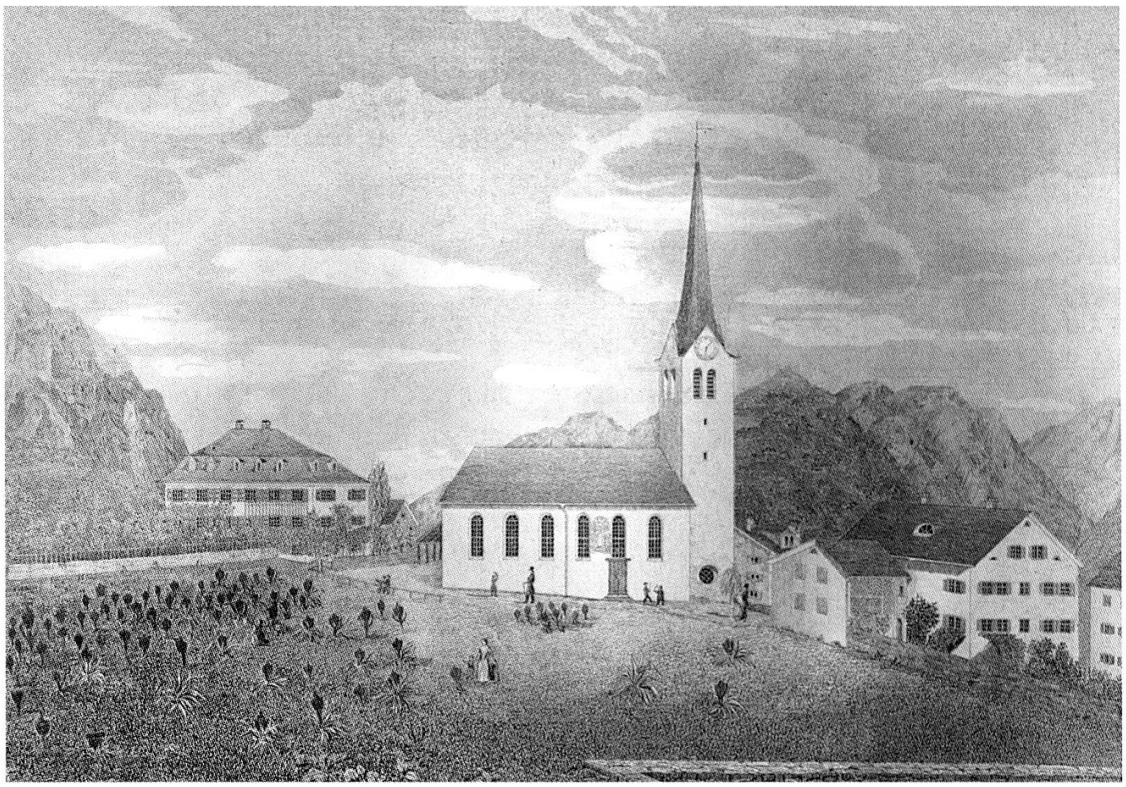
Am 20. April 1851 folgt der nächste Brief nach Diessenhofen, in dem es zur Hauptsache um Todesfälle in seiner nächsten Umgebung geht:

«Die liebe Frau Kundert wird [bei einem Besuch] Euch wohl mitgeteilt haben, dass Martha Tschudi-Tschudi circa vor zwei, drei Monaten endlich nach so vieljährigen körperlichen Leiden gestorben sei! Ob ich Euch, meinen Kindern, dies seinerzeit angezeigt habe, weiss ich mich nicht mehr zu erinnern und nachzusehen erlaubt mir die Zeit nicht. Weil nun die Rede von gestorbenen alten Bekannten ist, so melde [ich] Ihnen hiemit zugleich, dass wir hier letzten Dienstag den Herrn Ratsherr und Doctor Fridolin Tschudi[42] im 56. Jahr seines Alters und die Frau Base Rosette Tschudi-Bühler aus dem Rotenhaus. im 67. ihres Alters und den Schuhmacher Heinrich Feldmann im 68. Jahr zu ihrer Grabstätte, alle drei in einer Gruft vor der Hauptkirchentüre, begleitet haben! Der Hinschied des ersteren ist freilich sehr zu bedauern, denn er war ein wohl erfahrener Arzt und ein guter Menschenfreund und hinterlässt gleichsam noch drei unerzogene Kinder! Was meines Wissens Frau Base anbelangt, so war sie und die zärtlich liebenden Ihrigen endlich froh, dass sie der liebe Gott von ihrer grossen Not und Schmerzen erlöst hat, und der Feldmann war gar [ein] armer Mann an Leib und Geist, so dass jedermann für ihn Gott lobte und dankte, dass er ihn aus dieser zeitlichen Trübseligkeit endlich erlöst hat. Sanft ruhen nun alle drei in ihrer gemeinsamen ehrenvollen Gruft vor der Hauptkirchentüre, wo nur die Herren geistlichen und weltlichen Vorsteher beerdigt werden und welche Personen denn zu gleicher Zeit zufällig zu beerdigen sind.»

Hatte Johann Caspar, als er sich so ausführlich mit dieser dreifachen Beerdigung befasste, nur einen Augenblick daran gedacht, dass innert eines guten Monats nebst einem andern Todesfall auch sein eigener mitzuteilen sein würde?

1849 war es 500 Jahre her, dass es in Schwanden eine eigene Kirche gab. Wie diese in eben diesem Jahr ausgesehen hat, ist auf einem Stich in der

[42] Arzt, Ratsherr, Kriminalrichter, Steuer- und Waisenvogt Fridolin Tschudi (1796–1851) starb am 11. April; Anna Rosina Tschudi-Bühler (1785–1851), Schwiegermutter von Benjamin Ryffel und Cousine von Johann Caspars erster Frau, am 12. April und Johann Heinrich Feldmann (1786–1851) ebenfalls am 12. April. Martha Tschudi (1782–1851), die Frau des Chirurgen Niclaus Tschudi, starb am 25. Januar.



Kirche Schwanden (um 1850).

zum Jubiläum erschienenen Schrift zu sehen – auch die Stelle der gemeinsamen «Gruft vor der Hauptkirchentüre».[43]

Im Brief vom 1. Oktober 1849 an die Schwester Verena schreibt Johann Caspar:

«Herr [Conrad] Tschudi[44] [der von seinem Besuch im Glarnerland wieder nach Texas zurückgekehrt war] wird Euch (...) schon mündlichen Bericht abstatten (...) über unser 500jähriges Jubiläums-Kirchweihfest, denn anno 1349 war die erste Chilbi in Schwanden, denn vorher war hier nur ein Kappelein, unsere damaligen Väter bis auf Luchsingen und Hätzingen hinderen mussten gen Glarus zur Kirche.»

Im Brief, den er am 18. April 1850, noch vor der Hochzeit der Tochter, an Heinrich Zuppinger in Männedorf schreibt, ist am Ende eines schlecht kopierten Abschnittes ein einziger Satz zu entziffern:

[43] Trümpi, Ch., Ritter, J., Andenken an die fünfhundertjährige Jubelfeier der Kirche zu Schwanden 1849. Glarus 1849.

[44] Johann Caspars Bruder Johann Conrad Tschudi (1801– ?), der 1844 nach Amerika ausgewandert war, war nach einem Besuch im Glarnerland nach Galveston zurückgekehrt. Er war in 1. Ehe mit Salome Ruch (1796–1857) von Mitlödi verheiratet; es ist möglich, dass er bei seinem Besuch in Mitlödi abgestiegen war – jedenfalls hat ihn Joachim Tschudi dort in der «Wies» angetroffen.

«Hin geht die Zeit und jäh kommt der Tod.»

Ob es sich um einen zitierten Sinnspruch oder um eine eigene Formulierung handelt, sei dahingestellt. Daran zu glauben, sterben bedeute, «in eine bessere Welt hinüber zu schlummern» und «aus dieser zeitlichen Trübseligkeit endlich erlöst zu werden», war zu Johann Caspars Zeiten einziger Trost. Gottergeben, aber nicht gefühl- und hilflos, stand Johann Caspar dem Tod gegenüber. Auf seine Art fasst er das im Brief vom 23. August 1849 an seine im Pfäferserbad weilende Frau und im Brief vom 1. November 1849 seiner Schwester Verena Wild in Worte:

«Aber mit der guten Frauen Mitmutter in Netstal scheint es ihrem Lebensende zu nahen. Gestern sind die Christine und Emil zu Fuss hingegangen und haben leider am Abend nicht tröstliche Nachricht uns von ihr gebracht, und heute Nachmittag sind der Tochtermann und Verena hingefahren, vielleicht dass sie schwerlich diesen Abend zurückkommen werden, sondern über diese Nacht dort verbleiben. Wenn es immer möglich ist, werde ich morgens auch dahin gehen, um sie noch einmal zu sehen und wo möglich besprechen zu können.»

«Am 24. August ist meine liebe und sehr achtungswerte Frau Mitmutter, Frau Kirchenvögtin Spelty, in Netstal gestorben im 64. Jahr ihres Alters. Am Montag, den 27. August, ist sie unter einem zahlreichen Begleit zur Erde bestattet worden. (...) Obschon sie ein ordentliches Alter erreicht hat, so ist sie für ihren Gatten und [ihre] Kinder, besonders für die noch ledige Tochter Maria, doch zu früh gestorben, denn sie hat ein weites Haus gemacht, wohl dass Herr Mitvater Kirchenvogt viel Verstand besitzt, dass unser Leben hier auf dieser Welt nicht ewig dauert, kann er unmöglich diesen harten Verlust so leicht hintansetzen. Gott tröste diese betrübten Hinterlassenen, und die Selige freue sich in der ewigen Freude und Herrlichkeit.»[45]

Im gleichen Brief schreibt Johann Caspar seiner Schwester Verena zum Tod ihres Sohnes Samuel Wild (1820–1849) – und zwar einen einzigen Satz, weil bei einem 29-jährigen Neffen selbst ihm die Worte fehlen:

«Was soll ich Dir, liebe Schwester, wegen Deinem Verlust von Deinem Sohn Samuel sel. sagen, nichts – als lasst uns Gott loben, dass er unser dieses Mitglied aus dieser Trübseligkeit erlöst hat, und sanft ruhe seine Asche und seine Seele freue sich im Himmel.»

Johann Caspar nahm selber wahr, dass mit ihm nicht mehr alles so war, wie zuvor und wie es sein sollte:

«Genug, ich habe mich schon wieder über diesen Gegenstand zu weitläufig und zu lange aufgehalten und Zeit und Raum zu viel für meine übrigen

[45] Gemeint ist die Mutter von Johann Caspars Schwiegersohn Alexander Spelty, Christina Spelty-Linden (1786–1849).

Aufgaben damit verkürzt, denn das Schreiben und Setzen geht mir nicht mehr so flüssig vonstatten und darum muss ich eben um gütige Entschuldigung bitten, dass ich Euren so inhaltsreichen teueren lieben Brief nur so flüchtig und ganz unvollkommen zu erwidern im Stande bin.»

Es scheint, dass ihm nicht nur das Schreiben nicht mehr so leicht gefallen war:

«Wir sind gottlob und Dank alle auch gesund – mit Ausnahme der guten und lieben Verena, welche oft an heftigen Zahnschmerzen leidet und dessen ungeachtet doch viel arbeiten muss, weil wir immer alle in einem Chaos von Geschäften und Arbeit schmachten müssen, wo uns keine Musse übrig bleibt, besondere Zerstreuung und Vergnügen zu geniessen, besonders weil nun meine liebe Frau schon seit Mittwoch am Krankenbett von ihrem lieben Vater im Dornhaus sich aufhalten muss.»

Was ihm bis anhin Sinn des Lebens gewesen war oder gar das Leben selber, die Arbeit am Aufbau seiner Fabrik, wurde mit einem Mal Chaos und liess ihn schmachten – zumal er auch noch ausserhalb der Fabrik mit Aufgaben belastet war:

«Ich sollte morgen hingehen [ins Dornhaus], aber ich bin fest behindert wegen einer dringenden Vogtsangelegenheit von Joachim Tschudi sel. (Vetter Heinrichs sel.) in Bäretswil.»[46]

Als Vormund des verstorbenen Cousins hatte Johann Caspar am nächsten Tag mit dem Waisenamt (Vormundschaftsbehörde) die Versteigerung von Liegenschaften zu besprechen. Der Zustand des Schwiegervaters war denn auch so ernst, dass «in der Herren» Pläne geändert werden mussten:

«(...) welcher nach erhaltener Nachricht sehr krank darniederliegt, und sein Arzt, Herr Doctor Hefti, wenig Hoffnung hat, dass er wieder genesen werde, indem er je länger je mehr sich schwächer zeige.»[47]

«Unter diesen Umständen wird es vorderhand schwer halten, dass der Alexander und seine Frau von hier [nach Diessenhofen] abreisen.»

Versteht sich, dass er selber gern abgereist wäre, es aber beim Wunsch und der Vorstellung bleiben lassen musste:

«[Wir] warten auf die Zeit, wo wir das liebe Engelchen an unser Herz drücken.»

Der nächste Brief folgt vier Tage später, am 25. April 1851, mit dem Johann Caspar den Hinschied des Gross- und Urgrossvaters mitteilt. Es war der letzte Brief, den die Hanharts von ihm erhalten sollten:

«Diesen Morgen sandte ich Euer liebes Schreiben im Original meiner lieben Frau in Dornhaus, weil ich weiss, dass ihr dies gar viele Freude und Trost

[46] Joachim Tschudi (1813–14.03.1851), Sohn von Johann Caspars Onkel Heinrich Tschudi (1766–1849), «auf der Farb» in Schwanden, lebte in Hinwil im Zürcher Oberland, war dort gestorben und hatte im nahegelegenen Bäretswil Liegenschaften hinterlassen.

[47] Dr. med. Johann Jakob Hefti-Tschudi (1818–1883).

gewährt. Kaum ist aber mein Brief abgegangen, so kommt ein schwarzgekleideter Bote (der Bannwart) mit der Nachricht, dass der liebe alte Gross- und Urgrossvater diesen Morgen circa 4 1/2 Uhr sanft dem Herrn entschlafen sei!»

Zwar war der Tod diesmal als Erlöser gekommen:

«Nun denn, Ihr lieben Kinder, wir müssen und wollen uns in die Schickung Gottes fügen und ihm eigentlich danken, dass er den alten lieben Grossvater aus dieser zeitlichen Trübseligkeit erlöst hat, denn wahre und völlige Genesung wäre doch nicht mehr zu erhoffen und zu erwarten gewesen, indem in diesem hohen Alter keine wirksame Natur mehr vorhanden ist. Er ruhet nun in Gott, und [es] ist ihm jetzt wohl, er würde gewiss nicht mehr wechseln.»

Joachim Tschudi (1822–1893) und
Rosa Tschudi-Jenny (1831–1856). (PTF)

Sich selber und andere zu trösten, war die gut gemeinte, aber hilflose Absicht des letzten Satzes. Zunächst aber hatte sich Johann Caspar mit ganz praktischen Dingen zu befassen:

«Wir wissen nun nicht bestimmt, ob man ihn nächsten Sonntag oder Montag in die kühle Gruft senkt. Jedenfalls ist die Zeit zu kurz, dass der Einte von Euch an seine Grabstätte ihn begleiten kann, allein Eure Teilnahme [Anteilnahme] und guter Wille wird von uns als Tat genommen.»

Die Frage, ob Sonntag oder Montag, komplizierte sich noch, weil derjenige, der bald Hauptperson «in der Herren» sein wird, im Begriffe war, auch ausserhalb der Fabrik in Erscheinung zu treten und eine Rolle zu spielen: «Joachim war wirklich gestern Abend nicht hier, sondern in Mitlödi bei einer offiziellen Versammlung, denn am nächsten Sonntag ist Offiziersverein in Niederurnen, und er ist Präsident, und wenn also der Grossvater am Sonntag zu beerdigen wäre, könnte er nicht einmal ihm die letzte Ehre erweisen, und [ich] will nun sehen, dass die Beerdigung erst am Montag stattfindet.»[48]

Johann Caspar liess es sich nicht nehmen, in den letzten Tagen am Krankenbett des Schwiegervaters zu wachen:

«Nachmittag gehe ich auch ins Dornhaus. Ich, Joachim und Verena mit Emil (der Jost ist seit 8 Tagen in Netstal) waren diese Woche abwechselnd bei ihm. Dies hat ihn sehr gefreut, denn er war fast immer, und wie mir der «Ummensager» gesagt hat, fast bis auf die letzte Stunde bei guter Geistesgegenwart. Ich muss enden, wenn ich infolge meiner Pflicht und Versprechen in das Dornhaus abfahren will.»

- 12 -

Trotz Todesfällen und andern Prüfungen des Lebens verliefen die zwei letzten Lebensjahre Johann Caspars fast unheimlich harmonisch. Sogar das Loslassen der Tochter Anna Maria ging unter dem Strich einigermassen sanft vor sich.

Ein Brief vom 16./17. Dezember 1850 von Sohn Joachim an Schwager Rudolf Hanhart dämpft indes das eitle Glück. Er schrieb den Brief an dem Tag, da er von einem Besuch in Diessenhofen nach Schwanden zurückgekehrt

[48] Joachim Tschudi war von 1851 bis 1862 Präsident der Glarner Offiziersgesellschaft und von 1870 bis 1882 Präsident der Guppenrunsekorporation, die in den Jahren 1877 bis 1880 eine Verbauung der berüchtigten Runse, die sich zwischen Mitlödi und Schwanden in die Linth ergiesst, ausführte. 1889 zerstörte ein Unwetter das Bauwerk. Beim Tod Heinrich Dürst-Vögelis ist noch ein Widerspruch zu vermerken: In der Genealogie im Landesarchiv wird Braunwald als Sterbeort genannt, in Johann Caspars Briefen ist es Dornhaus/Diesbach. Dass sich Johann Caspar für seinen Besuch nach Braunwald begeben hat, kann ausgeschlossen werden.

war. Der eigentliche Zweck der Reise war Geschäftliches; es musste der Abschluss des Darlehensvertrages über 3 000 Gulden noch persönlich besiegelt werden. Der Aufenthalt in Diessenhofen, auf den er sich «als auf eine Recréation für meinen ermüdeten Geist und einen erschöpften Körper» sehr gefreut hatte, gestaltete sich dann so, dass er sich «blutendem Herzen» von seiner «lieben, treuen Schwester» trennen musste. Anna Maria stand damals anderthalb Monate vor der Niederkunft:
«Ach, was war das für ein Stürmen und Fragen von Alt und Jung in meinem elterlichen Hause nach der lieben Tochter und Tante, nach Tochtermann und Onkel, und wie schwer wurde es dem armen Bruder, nicht herauszuplatzen mit der Wahrheit, mit dem zernichtenden Donnerschlag für alle: Unsere Marie sei nicht glücklich, Schmerz und Kummer sei ihr Los. Hätte ich sagen sollen: jener brave Mann, jener religiöse Mensch, jener zärtlichste aller Liebhaber sei im Begriff, an der Marie zum Verräter zu werden.»
Worum es sich handelt, erschliesst sich aus dem viele Seiten langen Brief erst nach und nach:
«Darum raffe Dich auf, aus den Irrgängen Deiner schamhaften Phantasie [herauszukommen], Du hast mir versprochen, Deine sanfte, gütmütige Frau nicht mehr zu betrüben, sie nicht mehr zu quälen mit persönlichen Sticheleien, sie nicht mehr zu foltern mit Gleichgültigkeit und Reue über den geschlossenen von Gott geheiligten Bund, und Du wirst ihren besondern ernsthaften Umständen Rechnung zu tragen wissen.»

Wie sich Schwager Rudolf verhalten hatte, wird damit einigermassen klar, unklar ist aber, warum. Nachdem Joachim die Schwester ermahnt hatte, künftig «nichts mehr zu verhehlen», und sie an ihre «Pflicht für ihre Leibesfrucht» erinnerte – nachdem Joachim dem Schwager Ratschläge erteilt hatte, die «Zeit nach einer gewissen Ordnung der Frau, dem Bruder, dem Geschäft, der Natur, der Gesellschaft und der Lektüre erheiternder Schriftsteller zu widmen» und er ihm vorgeworfen hatte, sein Verhalten sei «eines Mannes geradezu unwürdig», kommt er zum mutmasslichen Kern der Sache:

«Hier wird er mir nun wie gewohnt die tiefe Besorgnis um seinen Bruder Martin entgegenhalten.»

Joachim versuchte hier, Klarheit zu schaffen:

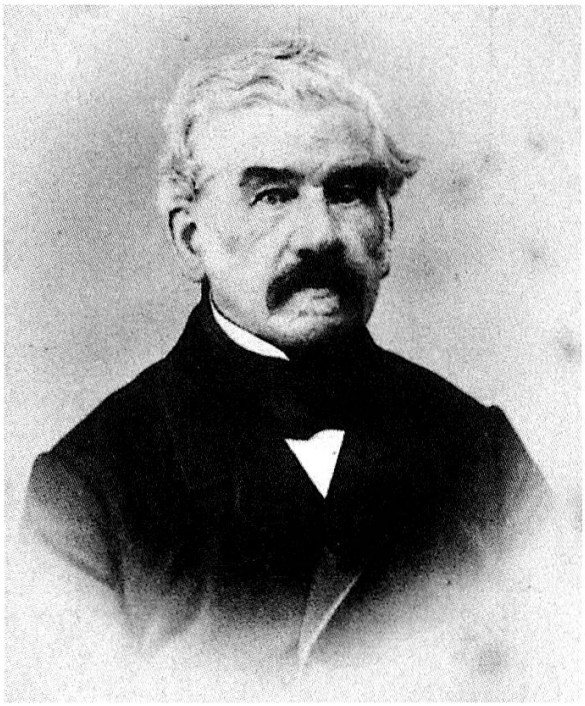
«Die Marie liebt gewiss Deinen Bruder so sehr, dass, wenn er einmal wirklich krank werden sollte, er an ihr den hilfreichsten Trost und die treueste Pflege fände; so lange er aber gesund ist (und er ist's!), so lange hat sie ganz recht, Deinen Klagen und Deinem Jammern ihr Ohr zu verschliessen und sich mit den Gesunden der Güte Gottes zu freuen.»

Vermutlich waren die Sorgen, die sich Rudolf um den Bruder machte, Vorwand für etwas anderes. War es nicht die bevorstehende Vaterschaft und die sich ändernde Rolle der künftigen Mutter, die den Mann durcheinander gebracht hatten?

Obwohl Johann Caspars Brief vom 23. Dezember 1850 zu entnehmen ist, dass Bruder Martin in jenen Tagen tatsächlich krank gewesen und «noch nicht ganz hergestellt» war, wird Rudolfs Verhalten vollends rätselhaft, wenn in den Briefen vom 21. und 25. Februar 1851, also nur zwei Monate später, von Martins Verlobung die Rede ist. Er dankte dem «lieben Herrn Martin Hanhart und seiner werten Fräulein Braut (...) recht verbindlich für die meiner Frau erwiesene Ehre (...), sie bis Frauenfeld begleitet zu haben», und er freut sich darauf, das Brautpaar auf der Hochzeitsreise «bei uns aufnehmen zu dürfen», wobei er sich wünscht, «dass diese erst in der schönen Jahreszeit stattfinden wird». Tatsächlich fand die Hochzeit erst im Sommer, am 24. Juni 1851, einen Monat nach Johann Caspars Tod, statt. Dem Paar wurden sieben Kinder geschenkt. Martin Hanhart (1825–1884) überlebte den Bruder um 12 Jahre. Im Brief vom 15. März 1851 ist nebenbei noch von der Verlobung des vor Jahresfrist verwitweten Jost Adolf Ritter mit Katharina Hanhart zu erfahren; die Heirat fand am 14. August 1851 statt.

Der Zwischenfall mit Schwager Rudolf hatte Joachim mächtig zugesetzt und ihn aus der Reserve gelockt, mit der er sonst dem «Leben» begegnet ist. Umso mehr fürchtet er die Reaktion des Vaters:
«Ich weiss nicht, wie und was ich dem lieben Vater davon mitteilen soll; denn seine Liebe zu Marie ist unendlich.»
Dazu kommt, dass für Johann Caspar der Schwiegersohn nicht nur wohlhabend, sondern auch fromm war. Mehrere Briefstellen kann man so verstehen, dass sich die beiden in ihrer Frömmigkeit förmlich zu übertreffen versuchten. Jedenfalls lässt Joachim im Brief an den Schwager durchblicken, dass Johann Caspar nicht ins Bild gesetzt werden soll:
«Nur gegen Mutter und Schwester [Verena Spelty-Tschudi] hatte ich ein offenes Herz, ich schüttete es aus mit aller Rücksicht und mit aller Schonung gegen Dich. (...) Mit aller Gewalt mussten wir die liebe Mutter zurückhalten, denn fort wollte sie zu ihrem Kind.»
Liest man jene schon zitierten Ratschläge nochmals, die Johann Caspar am 8. Januar 1851 dem Schwiegersohn darüber erteilte, was für die werdende Mutter und das Kind «das Beste und Zweckmässigste» sei, so lässt der nächste Satz vermuten, dass Johann Caspar davon doch erfahren hat:
«Nur liebreiches, recht wohlwollendes und aufrichtiges Entgegenkommen, keine gezwungenen Zumutungen, keinen unnötigen Kummer und Besorgnisse. Nach meinem Dafürhalten sollte unter Ihrem Hausdach noch kein Kreuz walten, es wäre denn, dass Sie eines zu haben wünschten, und das werden Sie als vernünftiger und gescheiter Mann doch nicht wollen, und ich bitte den lieben Gott, [er] wolle Sie gnädiglich davor behüten.»

Einen Monat später reiste Mutter Regula Tschudi-Dürst mit etwas andern Gedanken und Gefühlen nach Diessenhofen als beim ersten Besuch. Im-



Peter Jenny-Tschudi, älter (1800–1874). (GLA)

merhin steht im leidenschaftlichen Brief Joachims der versöhnliche Satz: «Noch verzweifle ich nicht an dem guten Menschen, der in Rudolf zu Grunde wohnt; denn auf diesen haben wir alle allein gebaut.»
Die Lage hatte sich dann, wie einem Brief Joachims vom 6. Juli 1852 zu entnehmen ist, innert nützlicher Frist normalisiert:

«Die sommerliche Jahreszeit und mein schönes Fabrikat, sowie auch die Ermunterung von Herrn Vetter Ratsherr [Peter] Jenny laden mich ein, ein paar Partien Baumwollstücke auf eigene Rechnung in Arbeit zu nehmen, was mir aber wiederum gegenwärtig nur möglich ist, wenn ich auf Deinen Beistand hoffen darf.»

Obwohl sich Joachim Tschudi 1852 mit der «reichen» Rosina Jenny verlobte – die Heirat fand wegen des Todes ihres Bruders Felix erst im Herbst statt – war er im Moment offensichtlich auf den Kredit des Schwagers angewiesen. Er bestätigte im gleichen Brief den Empfang von Fr. 1600.– und ersuchte darum, den Zinsfuss mitzuteilen.

- 13 -

Der letzte Brief, den Johann Caspar vermutlich schrieb, datiert vom 18. Mai 1851, ist an Conrad Sauter adressiert. Anlass für den Brief war die an den Schluss gerückte Bestellung von verschiedenen Bürsten für den Haushalt und für die Fabrik:

«2 Bodenwüscher (hier Bürstenbesen genannt) / 2 Bodenbürsten (um die Böden zu waschen) / 2 Handbürsten (Tischbürsten) / 1 elegante und gute Handbürste für den Gebrauch in unserem Wohnzimmer / 1 schöne und gute Kleiderbürste / 3 bis 4 Dutzend Modelbürsten (nicht Streichbürsten). Nun senden Sie mir vorläufig, was fertig ist, und das übrige lassen Sie bald nachfolgen.»

Schliesslich war mit Herrn Sauter noch ein offener Posten zu regeln, und das war wohl das Letzte, was der Geschäftsmann Johann Caspar Tschudi geregelt hatte:

«Ich habe hiermit zum Endzweck Ihnen endlich den Betrag für die wohlmeinende Rechnung in Ihrer letzten Zuschrift zu übermachen, nämlich 25 Reichsgulden, wofür Sie also meine Rechnung wieder bis dato verebnen wollen.»

Dieser offenbar letzte Brief Johann Caspars findet sich im Kopierbuch auf den Seiten 1269 und 1270 und ist neun Tage vor dem Tod am 27. Mai 1851 geschrieben worden. Auf den folgenden Seiten hat Sohn Joachim drei nahestehenden Freunden, Major Heinrich Zuppinger im Eichthal in Männedorf, Caspar Lüthy in Innsbruck und dessen Neffen Caspar Lüthy in Männedorf, den Tod des Vaters angezeigt – zum Teil mit ähnlichen Worten. Heinrich Zuppinger, den er mit «Wertester Herr und Götti» anredet, schreibt er schon am nächsten Tag, am 28. Mai, den beiden Lüthy am folgenden.

Um nicht mit dem eigenen Leid beginnen zu müssen, geht er im Brief in den Thalgarten in Männedorf von einem kürzlichen Todesfall in Lüthys Familie aus – Vater Heinrich Lüthy, der mit Tuch- und Manufakturwaren gehandelt hatte – starb am 1. April 1851.[49]

«Damals, als Sie unserem Vater die traurige Botschaft von dem Hinschied Ihres geliebten Vaters übermachten, nahm die ganze Familie warmen Anteil an Ihrem betroffenen Schicksal! Aber niemand hatte daran gedacht, dass auch uns ein gleicher Verlust in naher Zukunft bevorstehe! Auch unser lieber Vater ist hinübergegangen zu den Seligen.»

Was es über die Todesursache und die näheren Umstände zu berichten gab, ist dem Brief nach Innsbruck zu entnehmen:

«Nach einem 8tägigen Krankenbett, erlag sein ermüdeter Körper der Heftigkeit einer Leberentzündung, (...)»

Sowohl im Brief an Heinrich Zuppinger als auch in jenem nach Innsbruck widmet Joachim den zweiten Abschnitt der Mutter:

«Die tiefbekümmerte Witwe, unsere liebe Mutter, welche vor 4 Wochen erst ihren alten herzensguten Vater verloren hat, und nun so bald darauf diesen noch viel härteren Schicksalsschlag über sich ergehen lassen muss.»

[49] Vgl. Anmerkung 4.

Johann Caspars Freund Caspar Lüthy in Innsbruck, dem er lange Briefe schrieb und der die Verhältnisse «in der Herren» kannte, konnte sehr gut verstehen, was Joachim mit Folgendem sagen wollte:

«[Die Mutter] musste so bald nachher ihren eigenen Mann, mit dem sie vereint so manchen Lebenskampf durchgekämpft hat, in ihren Armen verscheiden sehen!»

Überhaupt ging Joachim im Brief nach Innsbruck am meisten aus sich heraus und ohne Scheu stand er hier zu seiner religiösen Überzeugung:

«Er hat den Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, und ist mit ruhigem Gewissen von dieser zeitlichen Welt in die ewige Seligkeit hinüber gegangen. Wie sind die Wege des Herrn so dunkel und so undurchdringlich! Aber wir glauben an die heilige Lehre: Gott führt alles aufs weiseste; der Gott, der uns demütiget, wird uns auch wieder aufrichten, wir hoffen auf ihn, er wird es recht mit uns machen! Der Jammer, der Schmerz, seiner Hinterlassenen begleite seine Seele hinüber in den Kreis der Verklärten. Das Leid und das Lob seiner grossen Bekanntschaft unter allen Ständen folget ihm nach! Möge sein unvergessliches Andenken uns mit gleichem Bewusstsein leben und sterben lernen.»

In diesem Brief nach Innsbruck widmet Joachim nach der Mutter auch der Schwester in Diessenhofen ein paar Zeilen:

«(...) und unsere allgeliebte Schwester Marie, die ein so gutes Kind dem Vater war, wie freute sie sich auf ihren uns zugedachten Besuch mit ihrer kleinen Familie, und nun holt sie die Post des Schreckens herbei, um hinter der Totenbahre unseres heiss geliebten Vaters die Vergänglichkeit der schönsten irdischen Verhältnisse zu beklagen!»

Johann Caspar hatte einen Monat zuvor Tochter und Schwiegersohn davon dispensiert, an der Beerdigung von Grossvater Dürst teilzunehmen. An des Vaters Beisetzung werden die Hanharts teilgenommen haben. In keinem der vorhandenen Briefe, nur in Peter Tschudis Geschichte der «Herren»-Fabrik[50] wird über die Beerdigung berichtet: Tagwenvogt Heinrich Blumer habe als Augenzeuge in seiner Tschudi-Genealogie geschrieben, Johann Caspar sei allgemein betrauert worden; es hätten sich die ältesten Leute nicht an ein so zahlreiches Leichengeleit erinnern können und es hätte ein grosser Teil in der Kirche keinen Platz gefunden.

Mit dem 27. Mai 1851 endet der Teil unserer Geschichte, dessen unvergleichlicher Chronist Johann Caspar Tschudi gewesen ist.

[50] Tschudi, S. 32.

II. Johann Caspar Tschudis Fabrik und die Glarner Textilindustrie im 19. Jahrhundert

- 1 -

«In der Herren» musste es, wie auch immer, ohne Johann Caspar weitergehen. Sogar kam es nach ihm zum grossen Erfolg mit politischem Amt, militärischem Rang und bedeutendem Verwaltungsratsmandat. Fünfzig Jahre nach Johann Caspars Tod mussten sich seine Nachfolger darum bemühen, sich im Niedergang der Glarner Zeugdruckerei, der für die einen langsamer, für die andern schneller verlief, zu behaupten. Achtzig Jahre nach Johann Caspar Tschudi ging sein Werk, die Fabrik, unter.[1]

Johann Caspar hatte sein Geschäft aus kleinsten Anfängen stetig «vorwärts» gebracht mit der lebenslangen Investition der Kraft seiner Hände und seines Kopfes und mit der klugen, weitblickenden Investition, Sohn Joachim schon in den 1830er-Jahren Chemie studieren zu lassen.

In Diessenhofen ging die Ära des Rudolf Hanhart-Tschudi schon Anfang der 1870er-Jahre zu Ende oder ging – so man will – im thurgauischen Wängi (bei Frauenfeld) in die Ära Stierlin-Hanhart über. In Netstal musste sich Alexander Spelty-Tschudi seiner Augenkrankheit wegen neu orientieren. Das Geschäft, das er aufbaute, wurde vom Sohn Jost und dann von Enkel Alexander weitergeführt.

Im Postskriptum des Briefes, mit dem Joachim Tschudi Heinrich Zuppinger den Tod des Vaters anzeigt, muss sich der Sohn einer der Aufgaben annehmen, die bisher Sache das Vaters gewesen waren:

«P.S. Wegen des an Sie adressierten leeren Fasses habe [ich] bei Heussy und Schneely an der Biäsche Nachfrage gehalten, befinde mich aber noch ohne Antwort.»

Neben den «weiteren Plänen» für die künftigen Jahre kam eben auch der Kleinkram in die Zuständigkeit der Nachfolger. Es ist für Johann Caspar bezeichnend, dass er die Nachfolge formell nicht geregelt hatte. Er muss sich sicher gewesen sein, dass es die Söhne Joachim und Heinrich schon richten würden. Die Briefe in den Kopierbüchern zeigen, dass die beiden ihre neue

[1] Tschudi, S. 82ff.

Tschudi & Co., Schwanden: Fabrikanlage «in der Herren», vor dem Abbruch.

Aufgabe sogleich wahrnahmen. Ebenfalls bezeichnend ist, dass sie sich nicht gleich an die Stelle des Vaters setzten. Sie fühlten sich einstweilen noch als Söhne und bekundeten das, indem sie ihrer Unterschrift noch das Attribut «Sohn» beifügten.

Über diese Söhne schreibt Johann Caspar am 1. November 1849 seiner Schwester Verena, die bald nach dem Bruder, am 7. Juli 1851, starb, was teilweise schon zitiert worden ist:

«Nun, liebe Schwester, habe ich von meinen 6 Kindern noch 2 unverheiratet, nämlich beide Söhne Heinrich und Joachim, beide geschickte und angesehene Männer, und ich wünsche und hoffe, dass sie mit Zeit und Gelegenheit auch sich glücklich verehelichen möchten. Gott gebe es – Amen!»

Über Sohn Joachims privates Leben ist nach und nach einiges zu erfahren. Der Öffentlichkeit diente er als Gemeindepräsident, Richter, Regierungsrat und Oberst. Enkel Peter Tschudi (1853–1931), Ökonom, war unter anderem Oberst und Verwaltungsrat der «Zürich»-Versicherungen, Enkel Alfred Tschudi (1860–1956), Chemiker, unter anderem Gemeindepräsident, Regierungsrat und Landesstatthalter.[2]

[2] Oberhänsli, S. 159f und 170.

1894 ging das Geschäft auf die drei Söhne Joachims über. Johann Caspar Friedrich Tschudi (1856–1902), der sich im Unterschied zu den Brüdern im öffentlichen Leben nicht betätigte, starb schon 8 Jahre danach. Überhaupt scheint er eine etwas anders geartete Natur gewesen zu sein, für die man heute eine psychologische Erklärung zur Hand hätte, auf die wir im dritten Teil unserer Geschichte zurückkommen werden.

Obwohl wir uns im Weiteren mit Johann Caspars Nachkommen, die den Namen Tschudi tragen, nur noch nebenbei beschäftigen, muss noch erwähnt werden, dass diese ihre Geschäftstätigkeit über die «Herren» und sogar über Schwanden und das Glarnerland hinaus erweiterten. Dabei spielten Verwandte, die sich unter Anna Maria Hanhart-Tschudis Hochzeitsgästen befanden, eine wichtige Rolle, nämlich Vetter Joachim Zopfi (1821–1889), Sohn von Johann Caspars Schwester Anna Maria Zopfi-Tschudi, und Jost Luchsinger (1804–1885), Metzger in Schwanden, der mit Johann Caspars Tochter aus erster Ehe, Anna Katharina (1808–1870), verheiratet war.

Vetter Joachim Zopfi, der 1868 seine grosse unweit des Zusammenflusses von Linth und Sernf gelegene Mühle verkaufte, gründete im italienischen Ranica (bei Bergamo) eine grosse Baumwollspinnerei, später auch eine Baumwoll- und Kammgarnweberei.[3] Die Firma ging nach seinem Tod 1889 an seine Frau, an Jost Luchsinger-Bühler (1857–1944), dem Neffen von Jost Luchsinger-Tschudi, und an Johann Caspars Enkel Peter und Alfred Tschudi über. Zwei Urenkel und ein Ururenkel Johann Caspars wirkten dort als Direktoren.

Bei schlechtem Geschäftsgang «in der Herren» waren gute Geschäfte in Ranica willkommener Ausgleich. Der Sohn Jost Luchsinger-Tschudis, Jean (1848–1878), der zuerst bei Tschudi & Co. Reisender war, kam 1871 in führender Stellung nach Ranica und gründete 1876 zusammen mit Johann Heinrich Blumer von der Firma Blumer und Tschudi in Glarus die Firma Enrico Blumer & Co. im bergamaskischen Nembro.[4]

- 2 -

Johann Caspars Geschichte und jene seiner Vorfahren und seiner Nachkommen sind ein Bestandteil der Glarner Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Schon Grossvater Johann Caspar Tschudi (1734–1793) und Urgrossvater Johann Heinrich Tschudi (1706–1785) hatten als Händler mit Baumwolle und Garn, das sie färbten und zwirnten, zu tun. Der Vater, Joachim Tschudi-

[3] Daten 3, S. 454.
[4] Jenny, Handel 2, S. 339 und 348.

Warth (1768–1806), verkaufte 1791 das «Farbhaus» (auch «auf der Farb» genannt) und verlegte die Zwirnerei für Strick- und Nähgarn in die «Herren», wo er 1806, in seinem Todesjahr, eine kleine mechanische Spinnerei, die erste im Kanton, eingerichtet hatte. Die Zwirnerei wurde dann an Andreas Billeter und von diesem – wie erwähnt – an Caspar Lüthy, dem späteren Briefpartner und Freund Johann Caspars in Innsbruck verkauft.[5]

Es waren für den mit 16 Jahren auf sich allein gestellten Johann Caspar, der das Geschäft «in der Herren» 1819 auf seinen Namen übernahm, harte Zeiten – schon darum, weil die Schweiz für einmal von den revolutionären und kriegerischen Wirren, welche Europa heimsuchten, nicht verschont blieb. Er hatte sich aber weder von diesen widrigen, noch von den folgenden wechselhaften Zeiten unterkriegen lassen. Gleich zweimal, 1837 und 1838, wurde seine 1829 gegründete Türkischrotfärberei, die er bis 1834 im «Lohn», dann zunehmend auf eigene Rechnung betrieb, und die 1836 eröffnete Merinos-Handdruckerei von Bränden betroffen.[6]

Johann Caspar war nicht der erste und nicht der einzige, der sich auf die Türkischrotfärberei einliess. Die erste Fabrik im Lande, welche die schwierige Türkischrotfärberei aufnahm, war diejenige von Egidius Trümpy (1768–1839).[7] 1796 errichtet, überstand sie die Helvetik, die Mediation und die napoleonischen Kriege. Nach 1815 bis in die 1840er-Jahre war sie die bedeutendste Druckerei im Glarnerland.[8]

Dann folgte ein Färbereibetrieb in Netstal, die sogenannte «Rabenfabrik».[9] Dass dieses Fach nicht nur technisch schwierig war, zeigt sich am Beispiel des Schwagers von Egidius Trümpy, Gabriel Trümpy-Schuler-Ris (1772–1834), der 1817 am Strengenbach in Glarus eine Druckerei in Türkischrot und in gewöhnlichen Krappfarben gründete, aber schon 1840 aufgeben musste.

Die Fabrik «in der Herren» war ein eher kleiner Betrieb. 1846 heisst es im «Gemälde der Schweiz»: «(...) eine kleine Druckfabrik und Rotfärberei, in der Herren, am Niederenbach und an der Sernftalstrasse gelegen».[10] Es waren 1864/65 an 60 Drucktischen (von 4204 im Kanton) 160 Arbeiter (von ca. 10000 im Kanton) tätig; 1868/69 waren es 90 Drucktische (von 4020 in 22 Betrieben) und 197 Arbeiter (von 5516). Im Vergleich dazu waren es «auf der Mühle» in Schwanden 380 bzw. 300 Drucktische und 600 bzw. 450 Arbeiter und in der «Rabenfabrik» in Netstal, die dort stand, wo sich heute der Wiggis-Park befindet, 220 bzw. 200 Drucktische und 370 bzw. 230 Arbei-

[5] Jenny, Handel 1, S. 345.
[6] Tschudi, S. 137ff.
[7] Daten 3, S. 444.
[8] Daten 3, S. 387.
[9] Daten 3, S. 444.
[10] Heer, O.; Blumer, J.J., Der Kanton Glarus (Gemälde der Schweiz, Bd. 7), St. Gallen u. Bern 1846. S. 650.

ter.[11] Dabei ist zu beachten, dass die Anzahl der Drucktische nur Rückschlüsse auf den Umfang des Druckerei-Geschäftes zulassen, nicht auf jenes der Türkischrotfärberei.

Die grosse Zeit der Glarner Textilindustrie hatte sich an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert mit dem Übergang zur industriellen Produktion, also mit der beginnenden Herrschaft der Maschine, der «maschinierten Arbeitswelt», angekündigt.[12] Am Ende des 18. Jahrhunderts waren es erst vier Fabrikbetriebe. Die Bevölkerung lebte damals etwa zu einem Drittel von der Heimspinnerei und Heimweberei, zu einem Drittel von der Landwirtschaft und zu einem Drittel von Gewerbe und Handel. Nach 1820 entwickelte sich die Fabrikindustrie rasant und verdrängte bis 1840 die Heimindustrie fast vollständig. Nach 1850 verdiente mehr als die Hälfte der Bevölkerung ihr Auskommen in der Textilindustrie, davon zwei Drittel in der Zeugdruckerei. Man sagt dem Glarnerland nach, es sei damals die höchst industrialisierte Region der Welt gewesen.

In ihrer besten Zeit umfasste die Glarner Textilindustrie 18 Spinnereien, 17 Webereien und 22 Zeugdruckereien – bei einer Bevölkerung des Kantons von 32000 Seelen und bei fast 10000 Beschäftigten.

Diese Entwicklung zumal der Zeugdruckerei war aber keineswegs selbstverständlich. Nach 1834 erschwerte der Deutsche Zollverein die Ausfuhr ihrer Produkte erheblich und führte in der Branche eine Krise herbei, welche die meisten Druckereien in der übrigen Schweiz nicht überlebten. Weil die Glarner ihr Auslandgeschäft – und dieses war ausschlaggebend – in Verbindung mit Handelshäusern betrieben, agierten sie erfolgreicher. Von vornherein erfolgreich waren sie indes mit ihren Erzeugnissen, weil sie der «Schundware» aus englischer Überproduktion mit höherer Qualität und mit grösserer Marktnähe entgegen treten konnten.

Die Ausbreitung der Industriekultur im 18. Jahrhundert hatte unter anderem zur Folge, dass sich die Bevölkerung von 1700 bis 1798 verdoppelte und schon 1798 ein Drittel ihr Auskommen in der Heimindustrie mit Spinnen und Weben verdiente.[13] Mit der Ausbreitung der Industriekultur im 19. Jahrhundert ging vielleicht ein Stück «friedlichen Landlebens» verloren, aber vielen ermöglichte «erst die Industrialisierung das Sesshaftwerden in der Heimat».[14] Dem traditionellen Arbeitskräfteüberschuss musste nicht mehr ausschliesslich mit Auswanderung – in fremden Sold oder «nach Amerika» – begegnet werden. Die menschlichen Beziehungen wurden von der Fabrik verändert, aber nicht zerstört. Auch die Treue des Arbeiters zu «sei-

[11] Speich, H., Betrachtungen zur glarnerischen Sozialpolitik. Glarus 1926. S. 17.
[12] Koselleck, R., Zeitschichten. Frankfurt a.M. 2000. S. 155.
[13] Trümpy, H., Schweiz. In: Sonderdruck aus JRO-Volkskunde. München ohne Jahr. S. 67.
[14] Braun, R., Industrialisierung und Volksleben. Erlenbach-Zürich 1960. S. 88.

ner» Fabrik und das patriarchalische Verhältnis zwischen Arbeiter und Fabrikant sind menschliche Beziehungen.[15]

Mit dem Aufkommen von Maschine und Fabrik wurde die agrarische Lebensgrundlage von der industriellen abgelöst und verdrängt. In Johann Caspars Briefen ist noch von Wildheu, Tierblut und Kuhmist die Rede, weil Landwirtschaft und Industrie noch in zweierlei Hinsicht miteinander zu tun hatten.

Das Wildheu ernährte im Winter die Ziege oder gar eine Kuh, die dem Fabrikarbeiter einen Rest von ökonomischer Unabhängigkeit garantierte und ihn an die bäuerliche Herkunft erinnerte. Je nach Stand der Vegetation wurde im Gebiet der «alten Kirche Glarus» bis in unsere Zeit von einer besondern Kommission ein Tag im August bestimmt, von dem an das Wildheu freigegeben war. Das Recht, sich einen Vorrat Wildheu zu holen, liessen sich auch Tschudis Arbeiter nicht nehmen. An der kleinen Unabhängigkeit vom Fabrikherrn musste auch dieser interessiert sein. Johann Caspar selber hielt bis in die 1820er-Jahre eigenes Vieh.

Der Kuhmist und das Tierblut wurden für chemische Prozesse eingesetzt, die beim Färben und Bedrucken von Textilien zur Anwendung kamen, bevor dafür synthetische Substanzen zur Verfügung standen. Das alte Krapprot-Färbverfahren umfasste etwa 20 Arbeitsgänge, unter anderen aus dem Ölbad mit Kuhmist, der Kuhmistbeize, der Ölbeize, dem Gallieren, dem Alumieren, dem Kreideln und eben im 14. und 17. Arbeitsgang, dem eigentlichen Färben, bei denen dem Farbstoff Krapp neben Sumach, einem pflanzlichen Gerbstoff, Ochsenblut beigemischt wurde.[16]

Indem die gefärbten Tücher in siedendem Kuhmist entfettet wurden, kamen die Farben möglichst leuchtend heraus und blieben beständig.

- 3 -

1849 ist es ein Jahr her seit der Gründung des Bundesstaates, und sind es zwei Jahre her seit dem Sonderbundskrieg, an dem Sohn Joachim und Schwiegersohn Alexander Spelty als Offiziere teilgenommen hatten.[17] Dass die schwere politische Krise der Eidgenossenschaft überwunden war, erfüllte

[15] Dürst, E., Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Glarnerlandes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Glarus 195, S. 103.

[16] Tschudi, S. 6ff. Mit dem Gallieren wurde in der Färberei ein Gewebe für die Aufnahme von Farbstoffen vorbereitet, indem es in Tannin (eine Gerbsäure) oder in eine Galläpfel enthaltende Flüssigkeit gegeben wurde. Beim Alumieren wurde das Gewebe mit Alaun (eine schwefelhaltige Tonerde) behandelt.

[17] JHVG, Heft 77, S. 13/24. Am 10. Februar 1851 war Alexander Spelty zum Oberlieutenant befördert worden.

die Schweizer mit Zuversicht – besonders jene, in deren Händen die Überwindung der wirtschaftlichen Krise lag, welche die politische begleitet hatte. Die allgemein gedrückte, wirtschaftliche Lage der Jahre 1845 bis 1847 wurde von den Ernteausfällen zusätzlich verschärft, die von der erwähnten eingeschleppten Kartoffelkrankheit verursacht worden waren. Der Preis für Kartoffeln hatte sich bis 1847 verdreifacht – bei um die Hälfte höheren Brotpreisen. Ihren Höhepunkt erreichte die Versorgungskrise im Frühjahr 1847. Die Wende zum Besseren brachte die gute 47er-Ernte.[18]

1849 war auch das Jahr nach den «liberalen» europäischen Revolutionen, die alle scheiterten – mit einer Ausnahme: In der Schweiz konnten sich die liberalen Kräfte durchsetzen, indem sie mit einer liberalen Verfassung den Bundesstaat an die Stelle des vom Lauf der Zeiten überholten Staatenbundes setzten.

Indem die Bundesverfassung von 1848 Handels- und Gewerbefreiheit sowie Niederlassungsfreiheit (noch nicht den Juden) gewährte und das Privateigentum garantierte, erfüllte sie praktisch alles, was sich das Bürgertum, aber auch der bürgerliche und bäuerliche Mittelstand wünschen konnten. Es blieb aber offen, ob sich die Hoffnung erfüllen würde, dass der neue Staat die Klassengegensätze quasi automatisch überwinden würde und dass sich sozialpolitische Massnahmen erübrigten.

Bestimmt hätte Johann Caspar die Vorteile zu schätzen und zu nutzen gewusst, die sich aus der Vereinheitlichung von Währung (eine Währung statt elf Währungen), Post, Mass und Gewicht nach und nach ergaben, hätte er sie noch erlebt.

Wie Johann Caspar Ende 1848 die Lage in seiner näheren Umgebung einschätzte, hält er im Brief vom 21. Dezember an Onkel Heinrich Tschudi-Feldmann, «auf der Farb» in Schwanden, fest:

«In unserem Land geht es verschieden zu, indessen ist nun gottlob wieder viel mehr Verdienst als früher, nur die hiesige grosse Druckfabrik ist noch nicht so streng beschäftigt wie früher. Dafür müssen die Arbeiter abwarten. Es scheint aber, dass es sich auch wieder bessert. Das Brot ist wohlfeiler.»

Tatsächlich ging die Teuerung allmählich zurück. Die Löhne stiegen erst in den 1850er-Jahren so, dass sich die Situation entscheidend besserte. Im gleichen Brief weist Johann Caspar auch darauf hin, dass im Sernftal die Armut und die Verdienstlosigkeit noch gross seien und dass es in vielen Haushaltungen noch an Kartoffeln mangle. Er erlaubt sich dabei, den Kleintalern mindestens eine Mitschuld an der Misere zuzuschreiben. Er wirft ihnen fehlende Initiative und Untätigkeit vor. Nicht so einfach in der Beurteilung der

[18] Maissen, S. 180f.

Zustände machte es sich Pfarrer Kurt Pfeiffer, der in den 1830er-Jahren in Matt amtete:

«(...) die Matter hätten nun einmal die Sache ansehen mögen, von welcher Seite sie gewollt hätten, so hätten sie auf keine Weise herausbringen können, dass Abgaben, Zehnten, Frohnden, irgend ein Druck von Seiten des Staates oder der Obrigkeiten an ihrer Armut Schuld wären, sondern daran war eben Schuld Überbevölkerung, Mangel an Grundbesitz und bei der abgelegenen Lage Mangel an Fabrikation, an Handel und Verkehr.»[19]

Schade, dass der kluge Mann nicht einmal auf dem Weg ins Kleintal «in der Herren» beim klugen Johann Caspar Tschudi einkehrte. Sie hätten wohl manch gescheites Wort gewechselt. Es lohnt sich, auch die anschliessenden Sätze und einen weiteren Abschnitt zu zitieren:

«Sodann trug doch die republikanische Verfassung viel dazu bei, dass auch der ärmste Matter Bauer seiner Würde als Bürger und Mensch sich bewusst blieb, und dass er einen gewissen edlen Stolz behielt, der beim Glarner freilich manchmal zu weit geht, aber gerade bei den Armen, Geringen, ein sehr wohlthätiger sittlicher Hebel ist.»

«Aber wenn ich nun darüber nachdachte, woher es kommen möchte, dass die Schweizer (...) ihr Glück machen, (...), so ist wohl Vieles angeborenem Handelsgeist zuzuschreiben, was sich nun weiter nicht erklären lässt, sehr Vieles aber auch hat in der Staatsverfassung seinen Grund. Der Schweizer wird von Jugend auf an den Gedanken gewöhnt, sein Glück nicht einmal dem Staat oder hohen Gönnern, sondern dem lieben Gott und seiner eigenen Thätigkeit verdanken zu müssen.»

Am 29. September 1849 berichtet Johann Caspar Conrad Sauter, dass es mit dem Geschäft tatsächlich aufwärts gehe. Er dankt für die Einlösung eines Wechsels und bestätigt den Empfang «diverser Bürsten und Pinsel». Er bestellt gleich weitere 6 Dutzend Model- und 6 Dutzend Streichbürsten und nimmt die Adresse eines Zürcher Metzgers entgegen, der ihm hätte Tierblut liefern können, das er aber, weil die bisherigen Lieferanten den Bedarf decken, nicht benötigt. Die besondern Bezeichnungen der gelieferten und der bestellten Bürsten beziehen sich auf das Verfahren, mit dem Tücher im Handdruck bedruckt werden.

Was im Brief folgt, beschreibt die aktuelle Lage und betrifft nicht nur Johann Caspars Geschäft «in der Herren»:

«Auch hat wegen dem Aufschlag und Mangel der rohen Baumwolltücher die Arbeit in der Rotfärberei abgenommen, hoffe aber, dass sie sich wieder erholen möchte, da man Tücher aus England und Frankreich kommen las-

[19] Pfeiffer, K., Politische Bekenntnisse eines Deutschen in der Schweiz. St. Gallen u. Bern 1852. S. 10 und 13.

sen wird. Nun künftiges Jahr will ich hoffen, (...) die Rotfarb ziemlich in Tätigkeit zu bringen, glaubend, dass sich dieser Artikel im Preise mehr erholen möchte. Jetzt ist dieser Artikel nach dem Preis der rohen Tücher im Ausland noch zu wenig bezahlt. Das Manufakturen ist eine schwierige Aufgabe, obschon der Absatz darin ziemlich constant ist; hingegen in den Seidenwaren, wie es scheint, zu erhöhten Preisen guten Abgang findet, was mich sehr freut, und also auf unser Fabrikat guten Einfluss haben mag.»

Anlass dafür, in Briefen festzuhalten, wie es in der Fabrik zu und her ging, gab es für Johann Caspar dann, wenn die wichtigsten «Mitarbeiter» abwesend waren – seine Frau in der Badekur und der Sohn Joachim im Militärdienst. Er wollte sie oft bis ins Detail über den Fabrikalltag auf dem Laufenden halten. Am 23. August 1849 schreibt er ins Pfäferserbad:

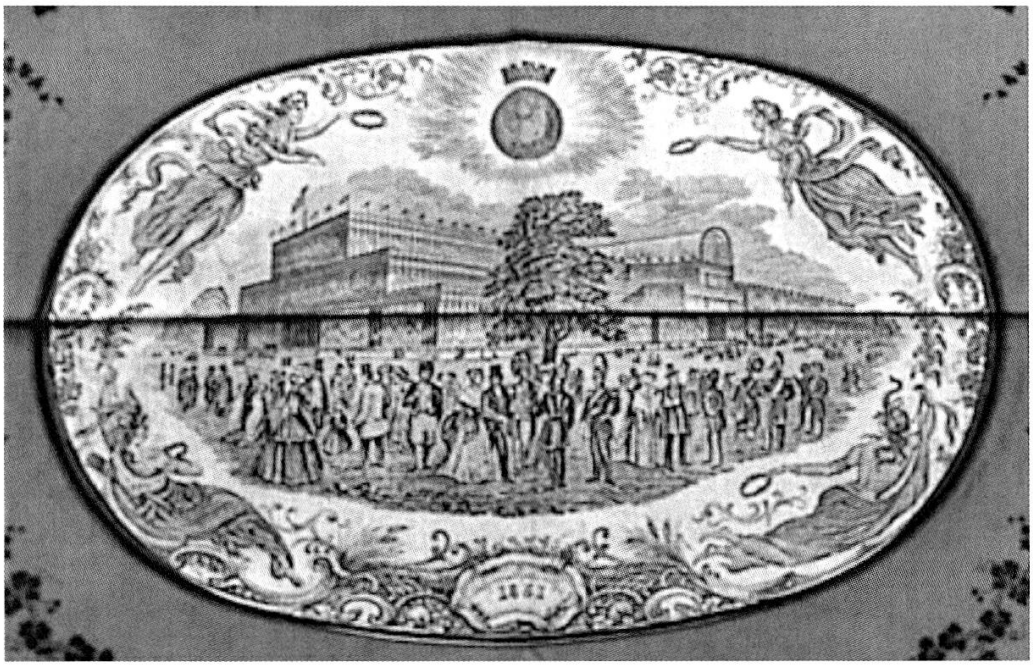
«Wir sind alle gottlob und dank gesund und wohl, und es arbeitet alles vom frühen Morgen bis abends spät mit Eifer und Fleiss, und es geht alles wohl vonstatten, ich besorge [den] Sud und Joachim das Gallieren und Alumieren und die Ölbeize. (...) so leben wir in froher Hoffnung und Zuversicht, dass (...) das Trinken und Baden Dich wieder wohl annimmt und willsgott eine gute Kur machst, auf dass Du wieder recht gesund und stark werdest, um Deinen mühevollen Beruf noch ferners eine Zeitlang fortzusetzen.»

Am 13. August 1850 befindet sich Regula wieder im Bad. Johann Caspar hat gute Gründe, sie erneut in die Kur zu schicken:

«Gott erweise ihr nun eine recht gute Bad- und Trinkkur, denn ihr gesundes Leben, besonders für mich, ist unschätzbar! (...) Bis dato geht alles seinen gewohnten Gang in der Rotfarb und Fabrik, bloss gestern und heute fehlen mehrere Arbeiter in der Rotfarb wegen dem Wildheu, wie halt immer! Ich befinde mich viel vom Morgen früh bis abend spät in der Rotfarb, und beim Beizeanmachen steht mir der Joachim stets bei, was ich gern leide, obschon ich auch damit selbst zurecht käme, aber man muss dann an der Richtigkeit nicht zweifeln. Heute Abend wird wieder einmal ein Weisswasch eingeweicht, der erste seit Deiner Abreise! Dieser Einweichung will ich alle Aufmerksamkeit widmen, um dann seinerzeit zu sehen, welches Resultat diese Behandlung liefert?!»

Im Brief vom 9. August 1849 nach Pfyn im Kanton Thurgau beschreibt Johann Caspar dem Militärdienst leistenden Sohn Joachim einen bestimmten Vorgang in der Fabrik:

«Die Mutter hat nun bereits eine erste Portion vom neuen Indigo gerieben, und [es] wird nun eine zweite in das Reibfass getan – das ist schon im Lauf. Sie und der Hefti hätten grosse Lust, einen Ansatz in die Lapisfässer zu machen, indem sie sich beide zutrauen, ihrer Sache dazu gewiss zu sein.



Glaspalast. Weltausstellung in London, 1851 im Hyde Park.
Architekt: Joseph Paxton (viermal so gross wie der Petersdom in Rom).

Und wenn dann die erste «Färbeten» Lapis[20] gut ausfällt, so fährt man dort fort und dann würde eine dritte Portion gerieben zum Zusetzen, indem der Hefti der Mutter versichert, dass er das Zusetzen zu machen verstehe.»

Die Rolle der Fabrikantenfrau änderte sich mit dem Geschäftserfolg. Die Gattinen und Mütter konnten und mussten sich wenige Jahre später ins Haus und Heim zurückziehen, die Kinder aufziehen, dem Haushalt vorstehen und ein offenes Haus führen.[21]

Der Erfolg dank guter Konjunktur lässt sich daran ablesen, dass um 1850 die rund 20 Betriebe, die im Glarnerland Tücher bedruckten, gleich viel produzierten wie die Druckereien aller andern Kantone zusammen. Und der Höhepunkt wurde erst zwischen 1860 und 1875 erreicht.[22]

Die Nachfrage nach gefärbten uni-roten Tüchern, mit denen sich die «Herren» einen Namen erworben hatte, war gleich nach dem Tod von Johann Caspar so gross, dass die Fabrik damit ausgelastet war und von 1852 bis 1862 die Druckerei einstellte. Zwischen 1860 und 1870 wurde noch der Batik-Druck für türkischrote Sarongs aufgenommen.[23]

Ursachen für den Erfolg gibt es viele. Man kann die Aufzählung mit den Fabrikanten beginnen, die in unserem Fall mit Recht als Unternehmer zu bezeichnen sind. Sie nahmen viel Arbeit und viel Risiko auf sich, brachten

[20] «Lapis» ist eine Farbe, die vom blauen Stein Lapislazuli abgeleitet ist und hier mit hellblau gefärbten Tüchern zu tun hat.
[21] Oberhänsli, S., S. 183ff.
[22] Jenny, Handel 2, S. 456f.
[23] Jenny, Handel 1, S. 4.

Neues auf den Weg, neue Produkte, neue Produktionsverfahren, neue Absatzmärkte und neue Rohstoffquellen.

Und solche Unternehmer fanden eine epochemachende Aufbruchstimmung vor – oder es waren die Unternehmer, die diese erzeugten. Das Bewusstsein von Vorwärts, von Aufwärts musste geradezu greifbar geworden sein. Sichtbares Zeichen dafür war die Weltausstellung in London 1851, über die im Brief Johann Caspars vom 1. November 1850 an Caspar Lüthy in Innsbruck zu lesen ist:

«Im ganzen [werden] sich wirklich bei der Industrieausstellung in London nur aus der Schweiz ziemlich [viele] beteiligen, aber aus unserem Canton wenig. Bis dato ist nichts bekannt als vom Hause Blumer & Jenny. Herr Ratsherr Peter Jenny ist wirklich ein Mitglied des Schweizer Comité für diese Weltkunstausstellung und Repres[ent]ant für die Cantone Glarus, Graubünden und Tessin. – Wenn ihn also der liebe Gott am Leben erhaltet, welches wir wünschen und hoffen wollen, so wird er diese noch nie in einer so grossen Ausdehnung stattgefundenen Kunst- und Gewerbsausstellung mit eigenen Augen sehen. Zwar werden auch noch andere industriel und gewerbs Männer aus unserem Canton dahin reisen.»

Auch in seinem schon erwähnten, vermutlich letzten Brief vom 18. Mai 1851 an Conrad Sauter kommt Johann Caspar auf die Weltausstellung zurück:

«Das Interessanteste wäre nun, den Glaspalast in London samt seinem Inhalt zu betrachten. Aber auweh! Da müssen Millionen mit Wünschen vorlieb nehmen. Von diesem Weltwunder liest man fast unglaubliche Dinge? Und doch wird Viel und Grosses an der Sache sein.»

Johann Caspar schreibt mit gutem Grund nicht einfach von einer Gewerbe- und Industrie-Ausstellung, sondern von einer «Welt-Kunst-Ausstellung». Auf einem vielleicht in der «Herren» bedruckten Tuch, auf dem der Glaspalast zu sehen und das Ereignis mit allegorischen Szenen versehen ist, werden die Themen der Ausstellung bekanntgegeben: Sciences, Arts, Acriculture, Commerce – Wissenschaft, Kunst, Landwirtschaft und Handel. Der alte Traum der Aufklärer, die Lebensbedingungen der Menschen zu verbessern, schien in Erfüllung gegangen zu sein.

Die Begeisterung für den Glas- oder Kristallpalast muss gewaltig gewesen sein. Als Legende geistert er noch durch unsere Tage.

Im erwähnten Brief vom 1. November 1850 an Caspar Lüthy wird darüber berichtet, wie sich die «angezogene» Konjunktur konkret auswirkt:

«Wir liefern jetzt viel geglättete Ware, (...). Mouchoirs mit Glanz. In diesem Jahr müssen wir gewiss nahe an 1 000 Gulden Glätterlohn an Blesi[24] bezahlen, aber er kann uns nicht hinreichend Arbeit liefern und zudem arbei-

[24] Vermutlich Johann Ulrich Blesi (1795–1854), Lieutenant, Ratsherr und Färber im Freiberg oder dessen Söhne Johann Ulrich (1815–1896) oder Jakob (1819–1879), Färber und Fabrikant.

tet er auch in diesem Artikel für eigene Rechnung, dann spioniert er uns die neuen und vorzüglichen Muster weg. So wurde umso mehr unser Projekt dafür reif, auf der oberen Schütte zwei Glättistübli nach neuer Konstruktion [einzurichten]. (...) Aber mit dieser wills noch nicht recht nach Wunsch und Erfordernis gehen, und es hasst uns noch, wird aber endlich doch noch in Ordnung kommen. (...) Dies alles zusammen kostet uns wieder eine Summe Geldes, möge es nur den beabsichtigten Zweck erreichen! Auf künftiges Jahr haben ich und mein lieber Joachim schon wieder weitere Pläne im Kopf! – Sie sehen also, wertester Herr Lüthy, dass wir immer nach vorwärts streben!»

- 4 -

Ausser den Fabrikanten haben zur Blüte der Glarner Textilindustrie im 19. Jahrhundert, die auch schon als Glarner Wirtschaftswunder bezeichnet worden ist, viele und vielfältige Faktoren beigetragen – wie die billige und reichlich vorhandene Wasserkraft, die kluge Nischenproduktion, die offenen Absatzmärkte, die fleissigen und lernbereiten Arbeitskräfte und das mit Tüchtigkeit und Sparsamkeit erwirtschaftete Kapital.

Neben diesen «klassischen» Faktoren war indes von entscheidender Bedeutung, dass Baumwolle nicht nur billiger war als Wolle, sondern viel geeigneter zum Färben und Bedrucken, dass ihre Eigenschaften als harte Pflanzenfaser die mechanische Spinnerei, also den Einsatz von produktiven, funktionierenden Spinnmaschinen erst ermöglichten, und dass die in Indien aufgekommenen Baumwollstoffe in Europa die Bekleidung nachhaltig veränderten. Mit der Folge etwa, dass die leicht waschbare und besser reinzuhaltende baumwollene Unterkleidung zur Vermeidung von Krankheiten und zur Hebung der Lebensqualität beitrug.[25]

Dieses Loblied auf die Baumwolle singt der Amerikaner David Landes in seiner «Geschichte der Weltwirtschaft der letzten Jahrhunderte, Wohlstand und Armut der Nationen», am Ende des 20. Jahrhunderts. Schon am Anfang des Jahrhunderts hat der Textil-Unternehmer Adolf Jenny (1855–1941), der Chronist der glarnerischen und der schweizerischen Textilindustrie, die der Wolle, der Seide und der Leinwand überlegenen Eigenschaften der Baumwolle herausgestrichen.[26]

Der Baumwollstrauch gehört neben dem Zuckerrohr und der Kartoffelstaude zu den Pflanzen, die das Leben der Menschen zumal in Europa in neuerer Zeit in ungeahnter Weise verändert haben.[27]

[25] Landes, S. 14, 172 und 209.
[26] Jenny, Baumwolle, S. 3f.
[27] Hobhouse, H., Sechs Pflanzen verändern die Welt. Stuttgart 2001.

Seinerzeit hatte Marco Polo (1254–1324) aus Indien farbige Baumwollstoffe – als «Indiennes» bezeichnet – nach Europa gebracht. Ende des 17. Jahrhunderts wurden, um die einheimischen Farbstoffe Krapp und Färberweide zu schützen, in fast ganz Europa die Einfuhr solcher Tücher und auch indischer Farben (Farbhölzer) verboten. Es entstand im Neuenburgischen, später auch im Aargau, eine blühende Indiennes-Industrie.[28]

Die Textilindustrie war für die wirtschaftliche Entwicklung der ganzen Schweiz wichtig; sie steht sogar am Anfang dieser Entwicklung. Schon im Mittelalter, dann im 18. und 19. Jahrhundert, aber auch noch im 20. Jahrhundert, war sie am wirtschaftlichen Geschehen massgeblich beteiligt. Ihre Stärken waren spezialisierte und auf Nischenmärkte ausgerichtete Produkte.[29]

Die Textilindustrie ist eine typische Pionierindustrie. Sie war lange Zeit – bis zum Ende der grossen Depression – die Leitindustrie der schweizerischen Volkswirtschaft. Es hat eine zwingende Entwicklung von der manuellen über die maschinelle Verarbeitung zu Spitzentechnologien stattgefunden.

Weil etwa die Kontinentalsperre gegen Napoleon den Import von Maschinen für die Textilindustrie verhinderte, kam man in der Schweiz dazu, solche selber herzustellen. So entstanden aus Spinnereien die Maschinenfabrik Escher Wyss in Zürich und der Spinnmaschinenhersteller Rieter in Winterthur, und aus der Weberei von Caspar Honegger, der selber Webstühle baute, die Maschinenfabrik Rüti. Auf den Anteil der Textilindustrie an der Entstehung und Entwicklung der chemischen Industrie, des Banken- und des Versicherungswesens wird noch zurückzukommen sein.[30]

Die Wirtschaft eines kleinen Bergtales war im 19. Jahrhundert darum fast unglaublich erfolgreich, weil die Glarner Textilindustrie hundert Jahre lang ihre Produkte praktisch auf der ganzen Welt absetzen konnte. Sie war Teil und Nutzniesserin einer im 18. Jahrhundert entstehenden und im 19. sich entfaltenden und sich durchsetzenden Weltwirtschaft, die man heute mit bestimmten Vorbehalten als globalisierte Wirtschaft bezeichnet. Diese «alte» Globalisierung, die mit dem Ersten Weltkrieg ihr Ende fand, ist dadurch ge-

[28] Keller, P., Das Kunstgewerbe des Stoffdruckes von Jouy. In: NZZ, 27./28. August 1877, Nr. 200. S. 68ff.

[29] Heute ist z.B. ein Schweizer Unternehmen weltweit bedeutendster Hersteller von Geweben für die Innenausstattung von Flugzeugen; andere sind bei Geweben für den Siebdruck, für die Halbleiterindustrie und für medizinische Anwendungen führend; wieder andere stellen z.B. Stoffe her, die Strahlung abstossen oder Licht in elektrische Energie umwandeln. Vgl. Nötzli, V., Nischen. In: NZZ, 27. Mai 2001. S. B11. Dudzik, P., Die Schweizer Textilindustrie wird 200 Jahre alt. In: NZZ, 8./9. Dezember 2001, Nr. 286. S. 29

[30] Hauser, A., Schweizerische Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Erlenbach-Zürich 1961, S. 212ff.

kennzeichnet, dass die eine Volkswirtschaft das exportierte, was sie am günstigsten produzierte, und das importierte, was eine andere Volkswirtschaft günstiger anbot. An der Globalisierung, die nach dem Zweiten Weltkrieg auf den Weg gebracht worden ist und sich vor allem in den 1990er-Jahren etablierte, ist im Prinzip neu, dass Produkte, um im Wettbewerb bestehen zu können, künstlich verbilligt werden, statt sie nur günstiger herzustellen. Die Stärke der Glarner Wirtschaft im 18. und 19. Jahrhundert, die reichlich vorhandene billige Wasserkraft, war zugleich ihre Schwäche. Die Wasserkraft konnte zunächst ohnehin nur mechanisch genutzt werden, hätte aber früher, als es tatsächlich geschah, anders genutzt werden können. Indem sie die fehlenden fossilen Brennstoffe – damals die fehlende Kohle – ersetzte, verzögerte sie den Einsatz der Dampfkraft und überhaupt den Einsatz neuer Technologien, welche die fehlende Kohle nachhaltig hätten ersetzen können. Konkret: Es verzögerte sich der Einsatz der Wasserkraft zur Erzeugung von Elektrizität.

Wirtschaftliche Entwicklung beruht auf steter Erneuerung, d. h. auf der immanenten Verbesserungsbedürftigkeit jeder Erfindung, also darauf, dass für den anhaltenden Erfolg früh genug verbesserte Maschinen eingesetzt werden, obwohl die alten noch funktionieren.[31]

In der «Geschichte» von Johann Caspars Fabrik, verfasst von dessen Urenkel Peter Tschudi (1898–1951), fallen im Zusammenhang mit der Liquidation folgende Bemerkungen auf: «zu teure Kohle» – «hiezu können bereits vorhandene Maschinen verwendet werden» – «in bestehender Fabrikanlage konnte ein rationeller Betrieb nicht mehr durchgeführt werden».[32] War das der unabänderliche Lauf der Dinge, oder waren es verpasste Gelegenheiten? Heute steht auf dem unrentabel gewordenen Areal von Johann Caspars Fabrik die Zentrale eines Wasserkraftwerks.

- 5 -

Für ein erfolgreiches Unternehmen war schon damals die Beschaffung von Kapital wichtige Voraussetzung. Nach der Rückkehr aus Diessenhofen kommt Johann Caspar im Brief vom 18. September 1850 auf die erwogene Beteiligung vom Schwiegersohn Hanhart zurück:

«In Betreff des mir gütigst offerierten Kapitals habe ich mit meinen Leuten Rücksprache genommen.»

[31] Landes, S. 315.
[32] Tschudi, S. 82ff.

Was folgt, ist im Kopierbuch nur teilweise lesbar. Worum es geht, kann ein paar lesbaren Stellen entnommen werden: «dass unser Geschäft durch vermehrten Betrieb ... wir zum Zinsfuss, wie ich Ihnen gesagt habe ... Ihnen dann dafür eine förmliche Obligation ausstellen.»

Im nächsten Brief, am 6. Oktober 1850, wird dazu ein Vorschlag gemacht:

«Es ist uns ebenso lieb oder gedienter, wenn Sie uns die fl. 3000.– in Augsburger-Wechsel überweisen, sei es in kurzer oder langer Sicht, die wird sich in circa ausgleichen. Ich bin Ihnen für diese Vorfrage und Sorgfalt recht verbunden und sehe nun gelegentlich solchen Wechseln entgegen.»

Die Ausführung der Transaktion ist Gegenstand des Briefes vom 23. November 1850:

«Ich bekenne mich hiemit zum richtigen Empfang Ihrer sehr werten Zuschrift vom 20. dies, aus welcher ich drei Wechselbriefe entfaltete, – nämlich:

fl. 1713.24 p. 2./4. Dec. auf Friedrich Schmid & Co., in Augsburg		
fl. 370.– p. 19./25. Dec. auf Paul von Stetten, in Augsburg		
fl. 332.40 p. 28./1. Jan. auf Heinzelmann & Co., in Augsburg		
fl. 2416.4.....	108 3/8.....	fl. 2618.24
	oder 108.11	fl. 2880.14
item empfing ich durch den Postwagen einen Behälter enthaltend bare		fl. 119.46
	Summa	fl. 3000.–

Wofür ich Sie unter verbindlichem Dank zu dem von mir Ihnen mündlich und schriftlich bemerkten Zinsfuss erkenne, und mein lieber Joachim wird Ihnen nun in wenigen Tagen die Obligation dafür zustellen.»

Dass ein Wechsel auf Friedrich Schmid & Co. in Augsburg ausgestellt wurde, ist kein Zufall, nahm doch Johann Caspar im Juni 1850 mit diesem Haus Verbindung auf, nachdem sein bisheriger Augsburger Bankier, Gottlob Baron von Süsskind, sein Geschäft liquidiert hatte. Johann Caspar schreibt am 19. Juni 1850 Friedrich Schmid Folgendes:

«Die besten Erkundigungen über mich können Sie bei meinem bisherigen Banquier erhalten, mit welchem ich eine lange Reihe von Jahren in freundschaftlicher und angenehmer Relation stand, welche namentlich im letzten Decenium sehr belebt war, weil mein Geschäft (Türkischrotfärberei und Druckerei für eigene Rechnung) sich von Jahr zu Jahr vergrösserte und nun im besten Gange ist. Ich betreibe dasselbe sowohl in technischer wie in comercieller Beziehung ganz allein mit meinen eigenen Leuten, nämlich im Verein mit meinen beiden Söhnen und meinem Schwiegersohn, A. Spelty. Die Reisen besorgt mein älterer Sohn Heinrich, während mein jüngerer Sohn als studierter Chemiker dem technischen Fache vorsteht. Es fehlt mir

also zu meinem Geschäft weder Sack- noch Fusskenntnis[33] und an der nötigen Öconomie und Tätigkeit lassen wir es auch nicht mangeln, um dasselbe immer grösser und lucrativer zu machen, was mir bis jetzt ziemlich gelungen ist und mit Gottes Hilfe weiter gelingen wird.»

Warum überhaupt eine Bank in Augsburg? Banken gab es in der Schweiz schon damals – in Genf, in St. Gallen und in Zürich.[34] Seit 1755 gab es dort die Bank Leu und seit 1836 die Bank in Zürich. Und wie erwähnt gab es seit 1848 in Uznach die Spar- und Leihkasse vom Seebezirk, die heutige Linthbank. Indessen war Augsburg einer der «alten» europäischen Finanzplätze – neben Brügge, Florenz und Genua – bevor diese von London, Frankfurt und Paris abgelöst wurden und bevor neuerdings Zürich, Luxemburg, Vaduz und die Kanalinseln wichtig geworden sind.

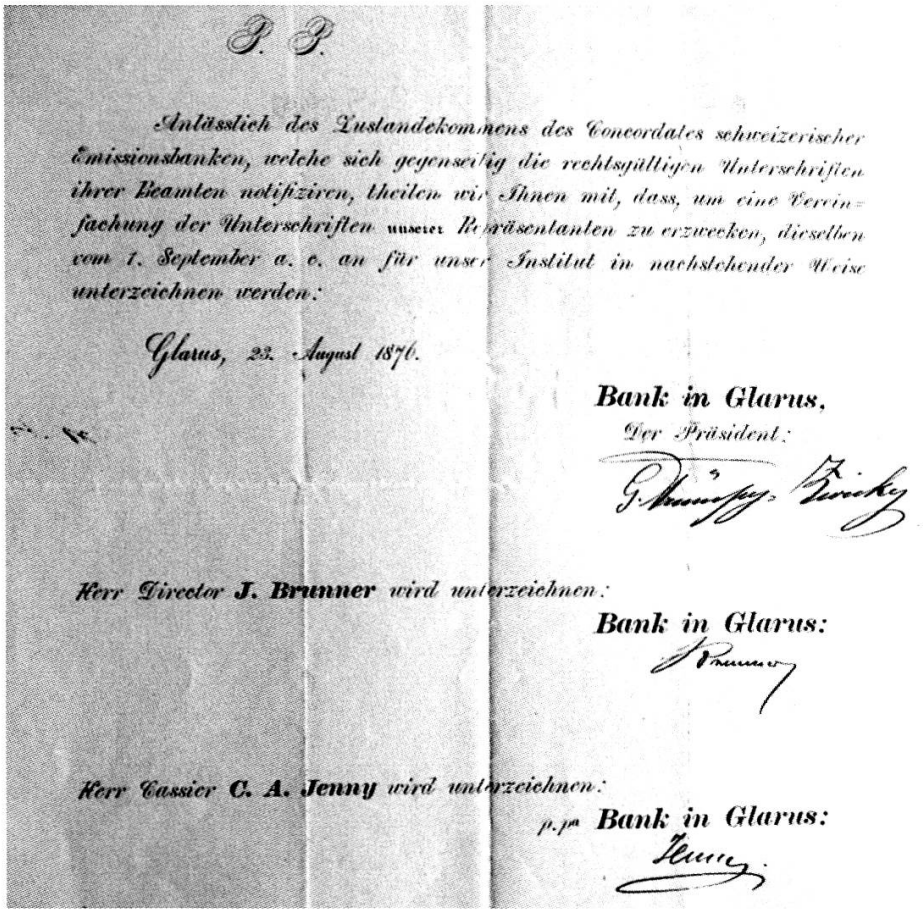
Aber ein richtiges Finanzsystem, das den Bedürfnissen der aufstrebenden Industrie entsprach, war Anfang der 1850er-Jahre erst im Entstehen begriffen. In Glarus wurde 1852 die «Bank in Glarus» gegründet, die dann 1912 von der seit 1856 bestehenden «Schweizerischen Kreditanstalt» übernommen wurde und mit der z. B. die «Rabenfabrik» in Netstal von Anfang an verkehrte.[35] Seit 1862 gab es die «Schweizerische Bankgesellschaft» und seit 1869 die «Schweizerische Volksbank».

Die öffentlichen Finanzen (Staatshaushalt, Steuern) waren geordnet; das Geld, die Währung, war stabil, und es gab einen Wertpapiermarkt. Der fünfte Bestandteil eines Finanzsystems, eine Zentralbank, kam in der Schweiz aber erst im 20. Jahrhundert dazu.

Erwähnenswert ist noch, dass für die nach und nach aufkommenden Geschäftsbanken die imposanten Bankgebäude erst erfunden werden mussten – wie die Bahnhöfe und die Fabrikgebäude.

Nach Silvia Oberhänsli war «der Kapitalbedarf in der Druckerei lange Zeit relativ niedrig» und wurde erst grösser, als nicht mehr «im Lohn», sondern auf eigene Rechnung produziert wurde.[36] Oberhänsli nahm für die Beschaffung von günstigem Kapital die «Herren»-Fabrik als Beispiel. Nur ist es nicht ganz zutreffend, dass die schon erwähnte Heirat von Sohn Joachim «mit der reichen Rosa Jenny verhinderte», dass fremdes Geld aufgenommen werden musste.[37] Johann Caspar hatte einerseits in Augsburg fremdes Geld aufgenommen, anderseits hatten die Heiraten seiner Töchter Verena und Anna

[33] Eine alte Redewendung für Grundkenntnis, Grundwissen, Grundbegriff, Grundverständnis, Befähigung.
[34] Lüönd, K., Neugierig auf morgen, 125 Jahre «Zürich», Geschichte und Vision eines Weltkonzerns. Zürich 1998, S. 33.
[35] Daten 1, S. 289, 376 und 436; Daten 2, S. 681; Daten 3, S. 495; Tschudi, S. 42.
[36] Oberhänsli, S., S. 260. Sylla, R., Am Anfang war das Finanzsystem – dann kam der Erfolg. In: NZZ, 24./25. Juni 2000, Nr. 145. S. 99.
[37] Oberhänsli, S. 48.



P. P.

Anlässlich des Zustandekommens des Concordates schweizerischer Emissionsbanken, welche sich gegenseitig die rechtsgültigen Unterschriften ihrer Beamten notifiziren, theilen wir Ihnen mit, dass, um eine Vereinfachung der Unterschriften unserer Repräsentanten zu erzwecken, dieselben vom 1. September a. c. an für unser Institut in nachstehender Weise unterzeichnen werden:

Glarus, 23. August 1876.

Bank in Glarus.
Der Präsident:

Herr Director **J. Brunner** wird unterzeichnen:

Bank in Glarus:

Herr Cassier **C. A. Jenny** wird unterzeichnen:

p.p. **Bank in Glarus:**

Bank in Glarus. Unterschriften: Gabriel Trümpy-Jenny-Zwicky (1824–1890), Präsident, Josua Brunner (1830–1910), Direktor, C.A. Jenny (Conrad Adolf) (1836–1897), Prokurist.

Maria «familiäres» Geld in die Firma gebracht – im einen Fall 1500, im andern 3000 Glarnergulden, aus welchen schliesslich Fr. 40000.– wurden.
Zum unabdingbaren Finanzsystem, in das eine erfolgreiche Wirtschaft eingebunden sein muss, gehört auch das Versicherungswesen. Alles Gottvertrauen hinderte Johann Caspar nicht daran, die aufkommende Assekuranz zu beanspruchen. Zwar entstammte er noch einer Welt, in der «Risiko» – ein Begriff, der in seinen Briefen nicht vorkommt – noch als von Gott oder von Natur gegeben betrachtet wurde. Aber mit dem Aufkommen des Industriezeitalters wurde Risiko ein diskutierbares Thema. Das vermeintlich nicht Voraussehbare wurde, gestützt auf die im 17. Jahrhundert geschaffene Wahrscheinlichkeitsrechnung, voraussagbar.[38]

Auch für eine moderne Finanz- und Versicherungswirtschaft schuf die Bundesverfassung von 1848 die Voraussetzungen. Anstoss für bessere Versicherungseinrichtungen gab der Brand von Glarus im Mai 1861. Die beste-

[38] Häfeli, Ch., Von der «Freiheit pur» zur Freiheit von der Not. In: NZZ, 16./17. Januar 1999, Nr. 12, S. 86.

hende Kantonale Gebäudeversicherung konnte die Betroffenen nur unzureichend entschädigen. Die Katastrophe veranlasste die drei Jahre vorher gegründete «Helvetia-Allgemeine» im Herbst 1861 ihren Geschäftsbereich mit der «Helvetia-Feuer» zu erweitern. Auch die Gründung der «Basler-Feuer» 1863 war eine Folge des Brandes von Glarus, indirekt auch die Gründung der «Schweizer Rückversicherung» 1863. Für die Versicherung von Transport, Unfall und Haftpflicht kamen 1869 die «Schweiz», 1872 die «Zürich» und 1875 die «Winterthur» dazu.

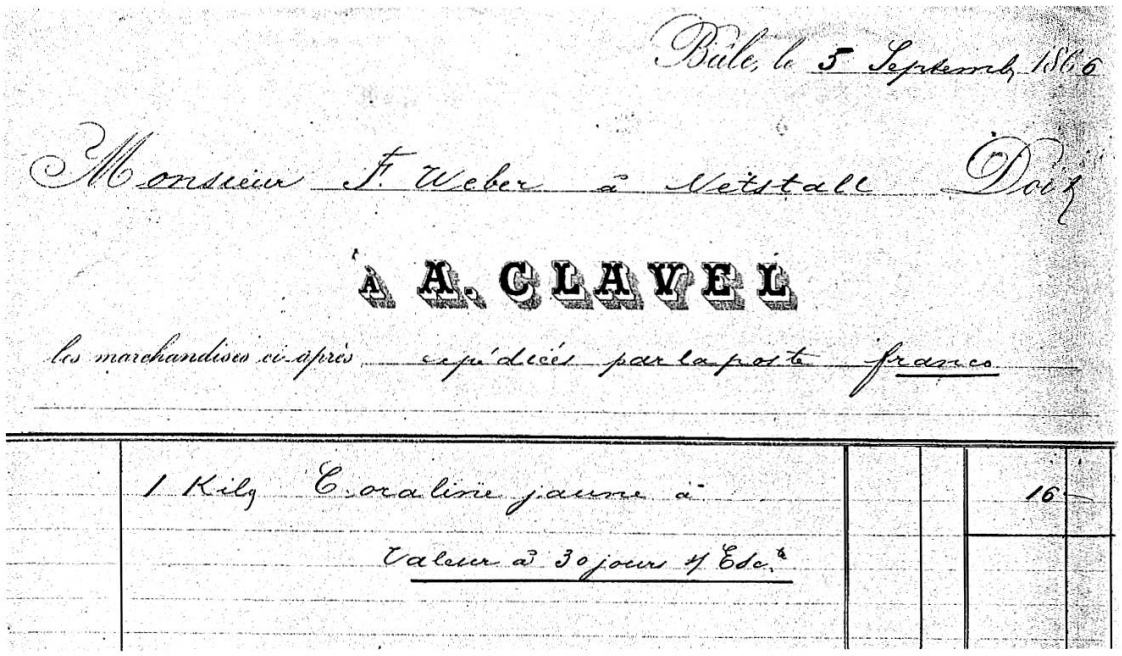
Die Fabrikanten konnten nach und nach nicht nur ihre Fabriken, ihre Belegschaft und sich selber versichern, sondern sich auch an den Versicherungs-Gesellschaften beteiligen und damit ihre finanzielle Basis verstärken – im Hinblick auf technische Verluste der Betriebe von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Während die Schwäger Hanhart und Spelty schon in den 1850er-Jahren mit Aktien geschäfteten und seit deren Gründung auch mit solchen der Versicherungsgesellschaften, fing Joachim Tschudi erst in den 1870er-Jahren damit an – indes mit nachhaltiger Wirkung.
Es sind noch drei geschichtlich bedingte «begünstigende Umstände» zu erwähnen. Es gab in der Schweiz keinen Feudaladel, also de jure keine Geburtsvorrechte, und es gab im Kanton Glarus keine die Entfaltung des Unternehmertums hemmende Zunftordnung. Aber das Glarnerland kennt die Landsgemeinde, die gerade im 19. Jahrhundert mit ihren erprobten «Spielregeln» geeignet war, mit den Folgen der industriellen Wirtschaft zurecht zu kommen. Daran waren «im Ring» Arbeiter und Fabrikanten gleichermassen interessiert.

- 6 -

Obwohl seine Fabrik vergleichsweise ein kleines Unternehmen war – in einem Punkt war Johann Caspar schon in den 1840er-Jahren den andern voraus: Er hatte seinen jüngeren Sohn Joachim, offensichtlich sein Stolz, früher zum «studierten Chemiker» ausbilden lassen als andere. Damit verschaffte er sich in der Farbküche gegenüber der Konkurrenz einen nicht unerheblichen Vorsprung. «In der Herren» mussten die für die Produktion wichtigen chemischen Verfahren nicht «von Hand» erpröbelt werden. Um Goethe nochmals zu zitieren – mit der erstaunlichen Einsicht: «Wie ungeheure Summen haben nicht die Farbrikherren bloss durch falsche Ansichten in der Chemie verloren.»[39]

[39] Wyder, M. und Muschg, A., Bis an die Sterne weit? Goethe und die Naturwissenschaften. Frankfurt a.M. u. Leipzig 1999. Gespräch mit Falk am 26. Februar 1809, S. 172.


Bâle, le 5 Septembre 1860

Monsieur F. Weber à Wettstall Doit

A. CLAVEL

les marchandises ci-après expédiées par la poste franco

1 Kilg	Coralline jaune à		16
	Valeur à 30 jours ½ Escte		

Briefkopf der Firma A. Clavel (um 1860).

Ein schönes Beispiel, das Goethes Feststellung bestätigt, enthält ein Brief, den am 23. Juli 1838 Jacques Elmer[40] seinem Freund Joachim Tschudi schreibt:

«Nochmals muss [ich] Dich heute um etwas ersuchen, das ich zwar in meinem Letzten in der Eile zu fragen vergass und [dass Du] mir, wie ich glaube, ohne alle weitere Gefahr mitteilen darfst und kannst, ohne dass ich Missbrauch davon mache, nämlich: Wie verhält sich in Verwendung die Quantität Mirobalan zur Quantität Galläpfel, d.h. wie viel Gewichtsteile Mirobalan braucht es, um gleich viel Galläpfel zu [ersetzen]? (Nach einem technischen Werke Dr. H. Schmids Farbwarenchemie gibt dieser an, 1 Pfund Mirobalan 1a Qualität tut so viel Wirkung als 4 Pfund beste Galläpfel.) Dies kann ich wahrhaftig nicht begreifen, und da ich dies so meinem Freund geschrieben und mich kränken würde, wenn er beim Operieren durch mich zu Schaden käme, so kannst Du begreifen, dass es mich sehr interessiert zu wissen, ob ich wirklich einen Unsinn abcopiert [habe] oder ob's richtig ist. Du kannst mir ja nur approximativ Deine Meinung geben.»

Versteht sich, dass der studierte Chemiker Joachim Tschudi schon bei den Druckverfahren, die noch auf Ochsenblut und Kuhmist angewiesen waren, seine wissenschaftlichen Kenntnisse anwenden konnte. Richtig zum Zuge kam sein Fachwissen mit dem Aufkommen synthetischer Farben. Mit Recht

[40] Jakob Elmer (?–1870) war damals Reisender der Fa. Balthasar Tschudy & Co., Druckerei in Niederurnen. 1845 gründete er mit Hilarius Luchsinger-Blumer (1808–1865) und Fridolin Oertli-Tschudi (1817–1885) in Glarus das Handelshaus Luchsinger, Elmer und Oertli, Export von Druckereierzeugnissen. Vgl. Jenny, Handel 2, S. 353.

hätte dann Johann Caspar feststellen können, dass an der Richtigkeit einer Dosierung nicht zu zweifeln sei.

Alexander Clavel aus Lyon stellte 1858 in Basel als Erster synthetische Farben her, die den Verzicht auf die «agrarischen» Verfahren erlaubten. Clavel lieferte beispielsweise der Firma Felix Weber in Netstal, der «Rabenfabrik», 1866 «Coraline jaune». Auch die «Anilin & Farbholz-Extract-Fabrik» von Johann Rudolf Geigy belieferte die Glarner Färbereien und Druckereien. Regelmässig konnte sie Fässchen mit «Sapan Extract» (aus Sapanholz, einem Rotholz), Kisten mit «Anilinsalz» (wichtiger Ausgangsstoff der Farben- und der Heilmittelherstellung), Ballen mit «Kreuzbeere» (Farbstoff enthaltende steinfruchtartige Beeren verschiedener Arten des Kreuzdorns) und anderes ins Glarnerland schicken.

Johann Caspar hatte schon 1845 mit Johann Rudolf Geigy in Basel korrespondiert, um Bestellungen aufzugeben und die Begleichung von Rechnungen über seinen Bankier Süsskind in Augsburg zu regeln.

Die Zeugdruckereien und die chemische Industrie haben sich gegenseitig gestützt und gefördert. Die eine war guter Abnehmer der Produkte der andern, und diese vereinfachten und verbilligten die Verfahren, indem beispielsweise die ursprünglich 22 Arbeitsgänge der Türkischrotfärberei in Johann Caspars Fabrik nicht nur um das Ochsenblut und den Kuhmist reduziert werden konnten.

Die synthetischen Farbstoffe eröffneten der chemischen Industrie ungeahnte Möglichkeiten. Im Verein mit Biologie und Medizin entwickelte sie neuartige Heilmittel. Nicht umsonst «liebte» Paul Ehrlich (1854–1915), dem nebst dem Syphilis-Heilmittel Salvarsan die von ihm so benannte Chemotherapie zu verdanken ist, die neuen Farbstoffe, besonders das Methylenblau.[41]

Besonders erfolgreich genutzt wurden die synthetischen Farben in Deutschland und in der Schweiz, nicht in England, wo sie im frühen 19. Jahrhundert erfunden wurden; sie verhalfen Deutschland und der Schweiz zu einer dominierenden und bis heute starken Position der chemischen Industrie.

- 7 -

Wovon die Heiratsgeschichte seiner Tochter Anna Maria reichlich Belege liefert: Johann Caspar war nicht nur ein guter Unternehmer, sondern auch ein frommer Mann. Mit immer wieder andern Worten brachte er zur Sprache, was seine Welt im Innersten zusammenhielt. Als Unternehmer han-

[41] Stern, F., Verspielte Grösse. München 1999, S. 157. (2000 kam es zu einem Kunstfehlerprozess, nachdem ein Arzt mit Methylenblau eine Bauchspülung mit letalem Ausgang vorgenommen hatte.)

delte er in Freiheit, wie es dem liberalen Zeitgeist entsprach, und er setzte wie seinesgleichen auf ungehinderten Fortschritt. Als frommer Mann legte er auch die versicherbaren Risiken des Handelns und des Lebens zuerst einmal in Gottes Hand.

Zwischen liberalem Unternehmer und frommem Mann muss nicht zum vornherein ein Widerspruch bestehen. Es gibt die berühmte These, dass gottgefälliges Leben und diesseitiger Erfolg etwas miteinander zu tun hätten. Wie auch immer, die These passt genau auf den Unternehmer und den frommen Mann vom Schlage Johann Caspars. Er war im Geiste des Protestantismus ein frommer Mann und im «Geiste des Kapitalismus» ein Unternehmer.

Max Weber (1864–1920) meinte, die Entstehung und den Erfolg des Industriekapitalismus und der ersten industriellen Revolution mit der calvinistischen Prädestinationslehre erklären zu können, indem der pekuniäre Erfolg die Erwähltheit bestätige.[42] Die provokative These will nicht einfach das Streben nach Reichtum legitimieren, sondern eine Alltagsethik begründen, eine Lebensform, in der Reichtum eine verdiente Folgeerscheinung eines Lebens in gottgefälliger Arbeit ist.[43]

Die Reformation brachte es mit sich, dass Arbeit nicht mehr – wie es die Genesis haben will – als Fluch verstanden wird, mit dem die Menschheit zu leben hat. Man arbeitet, um Gott zu ehren und um Gottes Auftrag zu erfüllen. Von Religion im traditionellen Sinn übrig geblieben ist die protestantische Arbeitsethik. Das bedeutet letzten Endes, dass Religion der kapitalistischen Wirtschaftsform zum Sieg verholfen hat. Von solch «höheren» Erklärungsversuchen abgesehen – wirtschaftlicher Erfolg wird man mit «Markt» in Verbindung bringen müssen. Wobei dieser im 19. Jahrhundert nicht dasselbe sein muss, was er im 20. war und im 21. ist.

Was «Markt» im 19. Jahrhundert sein konnte, zeigen Briefe, die der Kommissionär J. A. Kienast, der in Kairo bedruckte Tücher der «Rabenfabrik» vermarktete, nach Netstal schickte. Am 18. März 1869 heisst es:

«Es hat sich nämlich gegenwärtig die Mode auf solche Tücher geschlagen, welche am Rande ausserhalb der Bordüre eine andere Farbe haben als der Fond. (...) Um nun unsere sich bei Ihnen in Arbeit befindliche Ware nach dem jetzigen Geschmack wenigstens einigermassen zu assortieren, bitten wir Sie um die Gefälligkeit, (...) 250 Dutzend sofort frisch in Angriff zu nehmen, und solche mit 250 Dutzend der älteren Bestellung zu vermischen und so die erste Sendung so schnell als möglich abgehen zu lassen.»

[42] Weber, M., Die protestantische Ethik und der «Geist» des Kapitalismus. Weinheim 2000.
[43] Landes, S. 193ff.

Am 16. Juli 1869 heisst es:

«(...), wenn es möglich sein sollte, das Assortiment Fond weiss und Fond braun um je 5 % zu erhöhen und dagegen Fond lila und Fond fuchsia um je 5 % zu kürzen, so wäre es uns genehm.»

Die Konkurrenz habe billigere Ware auf den Markt gebracht, heisst es am 5. November 1869:

(...), so dass wir gezwungen waren, diese Partie ohne Nutzen abzugeben. Wir hoffen daher, dass Sie uns diese Ermässigung gewähren werden, teils um uns für die letzten 1000 Dutzend einigermassen zu entschädigen und teils hauptsächlich um uns den Artikel nicht von andern aus den Händen entreissen zu lassen, nicht zweifelnd, dass bei dem jetzigen billigeren Stand des Rohmaterials Ihnen keine grossen Opfer erwachsen werden.»

Mit dem Zeitalter der Reformation, nicht mit dieser selber, hat zu tun, was kurz gefasst «Zeit ist Geld» heisst. Es geht um die bestmögliche Nutzung des Tages, um Einteilung der Zeit, um strenge Tagesordnung. Neben diesem neuen Zeitgefühl war auch neu, dass Sachwissen, gute Sachkenntnis über Gedächtniswissen und Lebensklugheit über Bücherklugheit gestellt wurden.[44]

Johann Caspar war jemand, der die Zeit und die im Leben erworbene Klugheit zu nutzen wusste. Er wusste aber auch, dass für die wissenschaftliche, technische Entwicklung formales Wissen unabdingbar war. Johann Caspar war der Praktiker, der erkannte, dass der Unternehmer der Zukunft auf den Theoretiker nicht verzichten kann.[45]

Es war die Uhr, welche die strenge Tagesordnung, die Einteilung der Zeit möglich machte und vom natürlichen, zyklischen Ablauf der Zeit befreite. Sie ordnete die Zeit unabhängig vom Sonnenstand und von der Jahreszeit. Erst mit der linearen Zeit der Uhr gab es Zukunft und liess sich vorausplanen. Erst die Uhr liess Zeit mit Geld verrechnen. Der Rationalisierung der Zeit folgte die Rationalisierung der maschinellen Produktion. Die Uhr war als verbesserungsbedürftige und verbesserungsfähige Maschine Wegbereiterin für die Maschine überhaupt.[46]

Die gemessene Zeit – und die Messbarkeit der Zeit hatte um 1850 offenbar noch eine besondere Bedeutung. Das drückte sich darin aus, dass die Briefe sowohl mit dem Datum als auch mit der Tageszeit – «um 9 Uhr», «um 6 morgens», «mittags 2 Uhr» – versehen wurden.

Wenn die Neuzeit nicht mit der Entdeckung Amerikas und nicht mit der Französischen Revolution begonnen hat, sondern mit dem langen und komplizierten Prozess, der Industrielle Revolution genannt wird, dann

[44] Weinrich, H., Lethe, Kunst und Kritik des Vergessens. München 1997, S. 62 und 64.
[45] Landes, S. 295, 297 und 453.
[46] Ebenda, S. 63f.

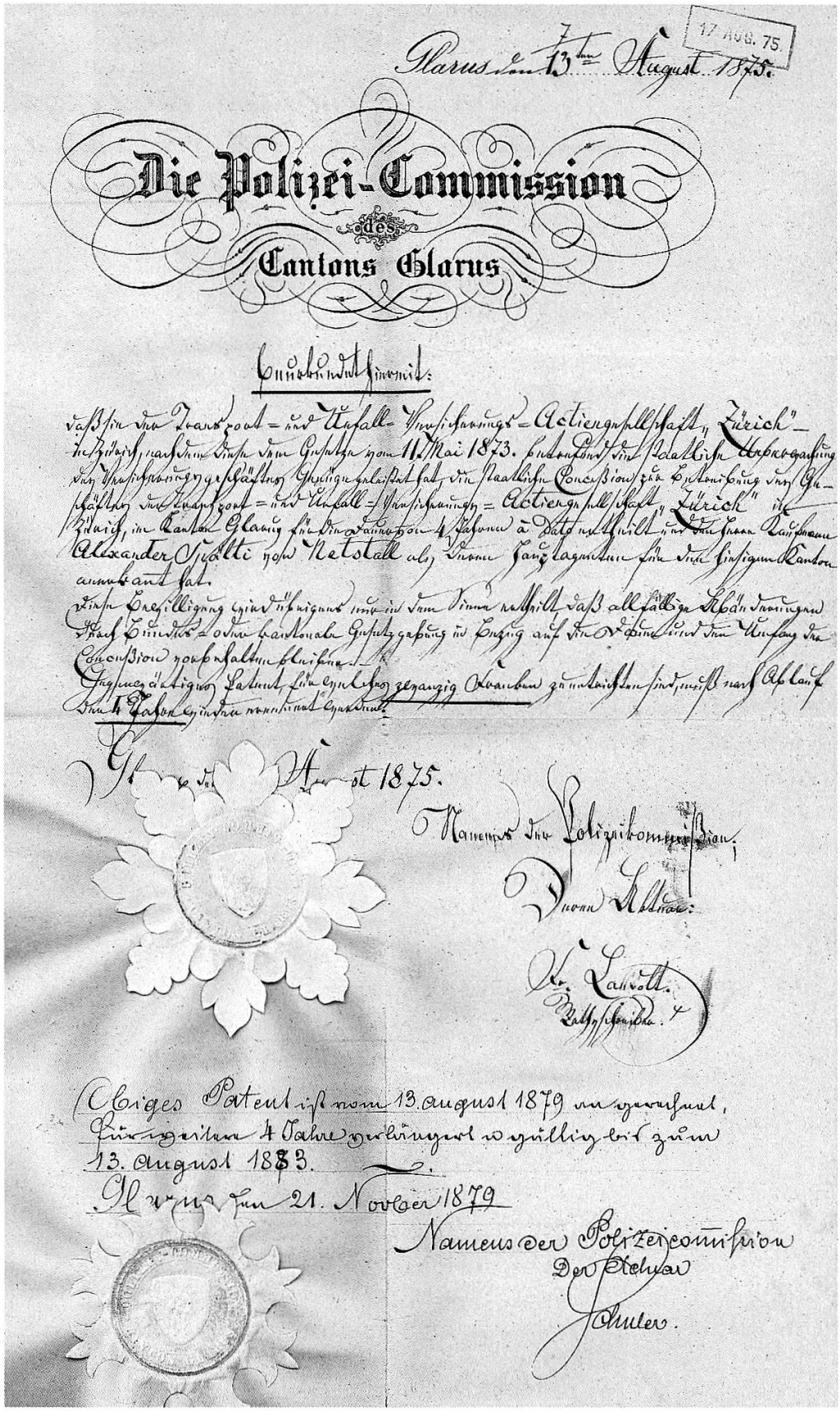
haben wir zusammen mit Johann Caspar Tschudi dem Beginn der Neuzeit beigewohnt.

Der Dichter und Naturforscher Adelbert von Chamisso (1781–1838) schreibt dazu im Herbst 1837:

«[Ich] hätte nicht ruhig sterben können, hätte ich nicht vom Hochsitz dieses Triumphwagens in die sich entrollende Zukunft hineingeschaut.»[47]

Nämlich vom Triumphwagen der «Eisenbahn mit vorgespanntem Zeitgeist». Sogar im Kommunistischen Manifest von 1848 ist die Leistung, die Tatkraft, die Energie, die Dynamik der Bourgoisie bewundert worden.

[47] Koselleck, R., Zeitschichten. Frankfurt a.M.. S. 176.



Glarus den 13ten August 1875.

17 AUG. 75.

Die Polizei-Commission des Cantons Glarus

Genehmigung

dass die Transport- und Unfall-Versicherungs-Actiengesellschaft „Zürich" in Zürich, nach dem Sinn des Gesetzes vom 11. Mai 1873. bestehend die staatliche Anerkennung der Versicherungsgesellschaften Genüge geleistet hat, die staatliche Concession zur Errichtung der Gesellschaft der Transport- und Unfall-Versicherungs-Actiengesellschaft „Zürich" in Zürich, im Canton Glarus für die Dauer von 4 Jahren à Datum ertheilt und den Herrn Landsmann Alexander Spelty von Netstal als Ihren Hauptagenten für den hiesigen Canton anerkannt hat.

Diese Ertheilung gieht übrigens nur in dem Sinne statt, dass allfällige Abänderungen durch Civil- oder Cantonale Gesetzgebung in Bezug auf die Dauer und den Umfang der Concession vorbehalten bleiben.

Gegenwärtiges Patent, für welches zwanzig Franken zu entrichten sind, muss nach Ablauf von 4 Jahren wiederum erneuert werden.

Glarus den August 1875.

Namens der Polizeicommission:

Der Präsident:

Ch. Landolt.

Aktuar:

(Dieses Patent ist vom 13. August 1879 an verlängert, für weitere 4 Jahre verlängert und gültig bis zum 13. August 1883.

Glarus den 21. November 1879

Namens der Polizeicommission

Der Präsident

Jenny.

Alexander Spelty, Netstal: Genehmigung des Agenturvertrages mit der «Zürich», 13. August 1875.

III. Alexander Spelty-Tschudi und Rudolf Hanhart-Tschudi – ihre persönlichen, familiären und geschäftlichen Angelegenheiten

- 1 -

Unsere Geschichte geht mit Briefen weiter, die in den 1850er-Jahren zwischen den Speltys und den Hanharts – zunächst zwischen Schwanden und Diessenhofen, dann zwischen Netstal und Diessenhofen – gewechselt wurden. Den zahlreichen Briefen Alexander Speltys stehen nur wenige von Rudolf Hanhart gegenüber. Aber aus Alexanders Reaktionen lässt sich zumindest erraten, was Rudolf geschrieben haben muss. Auch von Verena Spelty-Tschudi, von Christina Spelty und Jost Spelty haben sich aus dieser Zeit Briefe erhalten.

Wie wir wissen, bestimmte in diesen Jahren ein hartnäckiges Leiden Alexander Speltys Leben. Am 21. Januar 1851 schreibt ihm Rudolf Hanhart:

«Mit herzlichem Bedauern lesen wir in Deinem lieben Brief, dass es mit Deinen Augen wieder schlimmer ist. Gebe Gott, dass es bald wieder bessert!»

Es besserte nicht mehr, im Gegenteil. Alexander musste sich endgültig in eine «bloss» handeltreibende und dienstleistende Position zurückstufen lassen. Zum Glück hatte er schon am 1. Juli 1846 von der Witwe des Handelsmannes Kaspar Heer-Pabst (1810–1844)[1] in Glarus ein Agenturgeschäft für Farben und Chemikalien für die Zeugdruckereien übernommen, das er zunächst neben der Tätigkeit in der Fabrik des Schwiegervaters betrieben hatte. Aus dem Briefwechsel mit dem Schwager ist zu erfahren, dass die beiden Schwäger mit den verschiedensten Produkten handelten. Nur von einem «Engroshandel mit Medizinalalpenkräutern», von dem die Familiensaga wissen will, ist in den Briefen nichts zu finden.

Für Alexander wurden im Laufe der Zeit Versicherungsagenturen immer wichtiger. Im Brief vom 25. Juli 1854 wird dieser Geschäftszweig aber noch nicht als aussichtsreich und nicht als unbedenklich dargestellt:

«Was die Versicherung Deiner Waren anbelangt, so wollen wir vorerst die Antwort und die Prämienbestimmung der Direction abwarten. Ist die letz-

[1] Vgl. JHVG, Heft 77, S. 46. Unklarheiten betr. Rechte und Pflichten der Vertragspartner führten zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung, die vor dem Appellationsgericht am 9. Dez. 1847 zugunsten von Alexander Spelty ausging. Vgl. Protokoll des Appellationsgerichtes, Bd. 3, 03.09.1845–15.05.1848, S. 405–410.

tere billiger als die schweizerische, so tust Du jedenfalls besser, gleich alles dem deutschen Phönix zuzuwenden, wo Du um keine Nachschusszahlungen belangt werden kannst wie in unserer bernischen Anstalt. Wie lange läuft noch Deine Versicherung? Seit es mit der National-Versicherungscassa schief ging, hat die Schweizerische Mobiliarversicherungsanstalt ebenfalls etwas von ihrem Kredit eingebüsst, obwohl ich selber glaube mit Unrecht. Es wird jedoch behauptet, es seien die gleichen geldgierigen Actionairs dabei beteiligt.»

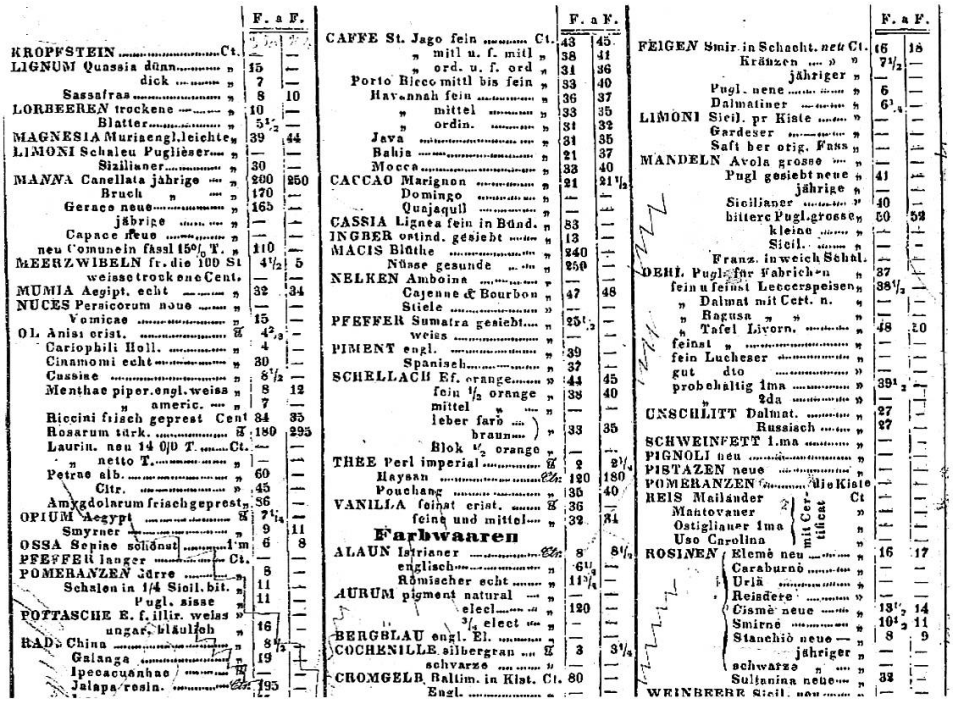
Das Verhältnis zwischen den beiden Schwägern war freundschaftlich, sogar herzlich. Der «Zwischenfall» im Dezember 1850, der vor allem dem andern Schwager, Joachim Tschudi, zusetzte, scheint keine Nachwirkungen gehabt zu haben. Rudolf Hanhart zeigt sich aber nicht durchwegs als einfache Natur. Später lernt man in Briefen seiner jüngeren Tochter einen Menschen kennen, der mit allerlei «Beängstigungen» zu tun hatte, um nicht von neurotischen Krisen zu sprechen. Alexander anderseits verstand es, mit seinem Humor die Szene aufzuheitern und zu entspannen.

Für ihre Geschäftstätigkeit tauschten die Schwäger Preislisten und Muster von Produkten aus, die über Marseille, Bremen, Triest importiert wurden. Es ist von Kaffee aus Kuba, Domingo, Brasilien, Java, Sumatra etc. die Rede, auch von Fenchel, Ingwer, Lorbeer, Nelken, Pfeffer, Safran, Sago, Vanille etc., von Reis, Mais, Weizen, Zucker, Mehl etc., von Schwefel, Salpeter und Krapp. Sie diskutieren auch über die politische Lage, die weit über Europa hinaus die Geschäfte beeinflussen konnte. Am häufigsten ist von Krapp und Weizen die Rede, oft auch von Kaffee.

Noch aus Schwanden berichtet Alexander dem Schwager am 23. Juni 1851 über seine Bemühungen, für dessen Bruder Martin eine Kutsche für die Hochzeitsreise, die zuerst – wie wir wissen – nach Schwanden führte, zu besorgen. Er verhandelt dazu wie schon bei früheren Gelegenheiten mit dem Vetter Niclaus Dürst in Diesbach:

«Wie Du weisst, ist sein Bruder und Associé, Vetter Fridolin Dürst[2], noch immer krank in Zürich, so dass er neben seinem Conducteur-Dienst auch noch das Fuhrwesen zu Hause überwachen muss. Überdies ist auch die Heuernte im Grosstal in vollem Gange, und da seine gute Frau vor einiger Zeit gestorben ist, hat die Frau seines Bruders mit dem Hauswesen und [der]

[2] Fridolin Dürst-Schiesser (1810–1891), Fuhrhalter und Postmeister, Gastwirt «zur Post» in Diesbach und Gemeindepräsident, hatte das «Bott»- und Postunternehmen, das er zusammen mit seinen Brüdern Niklaus (1822–1872) und Heinrich (1830–1862) führte, von seinem Vater, Heinrich Dürst-Fluri (1778–1832), übernommen, der seinerseits das Geschäft des Vaters, Niklaus Dürst-Dürst, weitergeführt hatte. Die Grosstalpost, wie sie von den Dürsts betrieben wurde, bestand bis 1879. Vgl. Heer, G., Das Verkehrswesen des glarnerischen Grosstales vor 1848. Glarus 1917. S. 48f; Heer, G., Verzeichnis aller Glieder der löblichen Familie des Joachim Dürst von Diesbach. Zürich 1895. S. 26f.



	F. a F.
KROPFSTEIN Ct.	—
LIGNUM Quassia dünn „	15 —
dick „	7 —
Sassafras „	8 10
LORBEEREN trockene „	10 —
Blatter „	5½ —
MAGNESIA Murianegl. leichte „	39 44
LIMONI Schalen Puglieser „	— —
Sizilianer „	30 —
MANNA Canellata jährige „	200 250
Bruch „ „	170 —
Gerace neue „	165 —
jährige „	— —
Capace neue „	— —
neu Comuneln fassl 150/0 T. „	110 —
MEERZWIBELN fr. die 100 St	4½ 5
weisse trockene Cent.	— —
MUMIA Aegipt. echt „	32 34
NUCES Persicorum neue „	— —
Vomicae „	15 —
OL. Anisi crist. ℔	4⅔ —
Cariophili Holl. „	4 —
Cinnamomi echt „	30 —
Cassiae „	8½ —
Menthae piper. engl. weiss „	8 12
„ americ. „	7 —
Riccini frisch geprest Cent	34 35
Rosarum türk. ℔	180 295
Laurin. neu 14 0/0 T. Ct.	— —
„ netto T. „	— —
Petrae alb. „	60 —
Citr. „	45 —
Amygdolarum frisch geprest „	36 —
OPIUM Aegypt. ℔	7¼ —
Smyrner „	9 11
OSSA Sepiae schönst 1m	6 8
PFEFFER langer Ct.	— —
POMERANZEN dürre „	8 —
Schalen in 1/4 Sicil. bit. „	11 —
Pugl. sisse „	11 —
POTTASCHE E. f. illir. weiss „	— —
ungar. bläulich „	16 —
RADIX China „	8½ —
Galanga „	19 —
Ipecacuanhae ℔	— —
Jalapa resin. ℔	195 —

	F. a F.
CAFFE St. Jago fein Ct.	43 45
„ mitl u. f. mitl „	38 41
„ ord. u. f. ord „	31 36
Porto Rico mittl bis fein „	33 40
Havannah fein „	36 37
„ mittel „	33 35
„ ordin. „	31 32
Java „	31 35
Bahia „	21 37
Mocca „	33 40
CACCAO Marignon „	21 21½
Domingo „	— —
Quajaquil „	— —
CASSIA Lignea fein in Bünd. „	83 —
INGBER ostind. gesiebt „	13 —
MACIS Blüthe „	240 —
Nüsse gesunde „	250 —
NELKEN Amboina „	— —
Cayenne & Bourbon „	47 48
Stiele „	— —
PFEFFER Sumatra gesiebt „	25½ —
weiss „	— —
PIMENT engl. „	39 —
Spanisch „	37 —
SCHELLACH Ef. orange „	44 45
fein ½ orange „	38 40
mittel „ „	— —
leber farb braun „	33 35
Blok ½ orange „	— —
THEE Perl imperial ℔	2 2¼
Haysan ℔	120 180
Pouchang „	35 40
VANILLA feinst crist. ℔	36 —
feine und mittel „	32 34
Farbwaaren	
ALAUN Istrianer ℔	8 8½
englisch „	6¼ —
Römischer echt „	11¾ —
AURUM pigment natural „	— —
elect „	120 —
¾ elect „	— —
BERGBLAU engl. El. „	— —
COCHENILLE silbergran ℔	3 3¼
schwarze „	— —
CROMGELB Baltim. in Kist. Ct.	80 —
Engl. „	— —

	F. a F.
FEIGEN Smir. in Schacht. neu Ct.	16 18
Kränzen „	7½ —
jähriger „	— —
Pugl. neue „	6 —
Dalmatiner „	6½ —
LIMONI Sicil. pr Kiste „	— —
Gardeser „	— —
Saft ber orig. Fass „	— —
MANDELN Avola grosse „	— —
Pugl gesiebt neue „	41 —
jährige „	— —
Sicilianer „	40 —
bittere Pugl. grosse „	50 52
kleine „	— —
Sicil. „	— —
Franz. in weich Schal.	— —
OEHL Pugl. für Fabrichen „	37 —
fein u feinst Leccerspeisen „	38½ —
„ Dalmat mit Cert. n. „	— —
„ Ragusa „ „ „	— —
„ Tafel Livorn. „	48 50
feinst „ „	— —
fein Lucheser „	— —
gut dto „	— —
probehältig 1ma „	39½ —
„ 2da „	— —
UNSCHLITT Dalmat. „	27 —
Russisch „	27 —
SCHWEINFETT 1.ma „	— —
PIGNOLI neu „	— —
PISTAZEN neue „	— —
POMERANZEN die Kiste	— —
REIS Mailänder Ct	— —
Mantovaner „	— —
Ostiglianer 1ma „	— —
Uso Carolina „	— —
ROSINEN Elemè neu „	16 17
Caraburnò „	— —
Urlà „	— —
Reisdere „	— —
Cismè neue „	13½ 14
Smirne „	10½ 11
Stanchiò neue „	8 9
jähriger „	— —
schwarze „	— —
Sultanina neue „	32 —
WEINBEERE Sicil. neu „	— —

Preisliste vom 16. April 1869 (Miller & Co., Triest).

Wirtschaft alle Hände voll zu tun. Ferner ist Dir nicht unbekannt, dass unser Hofbad im Stachelberg seit einiger Zeit eröffnet ist und dass er als Leibkutschner dieser hohen Personagen während der Saison sehr viel nicht nur mit der Post, sondern auch mit der Lieferung von Privat-Fuhrwerken zu schaffen hat. (...) Auf der andern Seite lässt er diesen schönen Anlass, seine liebe welsche Schweiz wieder zu sehen, nicht gerne fahren, besonders mit einem solchen liebenswürdigen Paar. (...) In jedem Fall wollen wir die lieben Leutchen nächsten Donnerstag, Freitag oder spätestens Samstag ganz bestimmt erwarten und dann auch für ein Beförderungsmittel besorgt sein. (...) Vorderhand wünschen wir eine vergnügte Hochzeit, begleitet vom schönsten Wetter und den fröhlichsten Gästen.

Drei weitere Briefe vom 15. Juli 1851, 26. Oktober 1851 und 14. Februar 1852 sind noch in Schwanden geschrieben worden. Für Alexander war gerade in dieser Übergangszeit die sich anbahnende Geschäftsbeziehung mit dem Schwager wichtig. Im Brief vom 23. Juni 1851, aus dem schon zitiert worden ist, heisst es:

«Über die Mandeln habe [ich] Dir nichts zu berichten, sondern nur zu wiederholen, dass man hier nirgends eine ganze Balle ohne Schaden absetzen könnte und wenn der Preis noch billiger wäre. Hoffentlich hast Du Deinen Vorrat schon an Mann gebracht.»

Mit Mandeln geht es im Brief vom 26. Oktober 1851 weiter:

«[Ich] falte Dir gleichzeitig einen frischgebackenen Preis-Courant von Herrn Julius Stettner in Triest bei. Wie Du siehst, so haben dorten die neuen

süssen Puglieser Mandeln aufgeschlagen, halte also an Deinen Barbaren fest, dann werden sie sicher noch bitterer werden.»

Im Brief vom 21. Januar 1852 ist dann von besseren Aussichten im Mandeln-Geschäft die Rede:

«Wenn Du Herrn Stettner die 5 Centner Mandeln noch nicht bestellt hast, so unterlasse es nur; ich habe nämlich gestern bei Herrn Lautier fils & Cie. in Aise 2 Ballen bestellt; die Provencer stellen sich noch etwas billiger als die Puglieser. Hast Du aber Herrn Stettner schon geschrieben, so hat das nichts zu sagen; die 5 Centner werden wir schon abbringen; bis zur nächsten Ernte werden die Mandeln nicht so gewaltig abschlagen.»

Im gleichen Brief ist auch von dem Geschäftszweig die Rede, der Alexander besonders gut lag:

«Mit dem, was Du mir in Deinem lieben Brief von gestern wegen dem Krapp[3] schreibst, bin ich vollkommen einverstanden.»

Am 14. Februar 1852 schreibt er:

«Nach der Geschäftigkeit zu urteilen, die die Franzosen bei Verkauf des Krapps und der Garancine an den Tag legen, haben beide Artikel ihren Glanzpunkt erreicht, also zaudere nicht mit Losschlagen Deiner 8 Fässer. Zwar hört man noch von keinen Abschlägen, dennoch traue [ich] dem Ding nicht ganz und deshalb habe [ich] Dich wiederholt aufgemuntert zu verkaufen. – Es kann sein, dass ich mich irre, weil irren menschlich ist. Du darfst aber dessen ungeachtet mit Deinem Bénéfice zufrieden sein.»

Was in diesem Brief folgt, zeigt, dass auch die «Herren»-Fabrik in das Krappgeschäft involviert war, aber im Moment andere Sorgen hatte:

«Herr Felix Jenny[4] ist von seinem Arzt, Herr Doctor Imhof in Aarau, vor 8 Tagen nach Hause geschickt worden. Seither nimmt er zusehends ab und heute muss er gar schwach sein und viel verworren reden, so dass man seinem Ende entgegen sieht. Joachim ist öfters bei ihm und hat daher keine Zeit zur Privatkorrespondenz und zu den Crappproben, was Du entschuldigen willst.»

Im gleichen Brief findet sich noch eine Bemerkung zur Frage der Kapitalbeschaffung:

«Herr Kaeberlin ist übrigens als ein furchtsamer Banquier bekannt. Er würde selbst dem lieben Gott nur einen beschränkten Credit eröffnen.»

Gleich zweimal kommt in den Briefen etwas Klatsch vor, der beidemale die gleiche Familie betrifft. Am 23. Juni 1851:

[3] Krapp war, bis er von einem synthetischen Farbstoff abgelöst wurde, für die Türkischrotfärberei unverzichtbar. Der rote Farbstoff stammt aus der Wurzel der Pflanze Rubia tinctorum.

[4] Felix Jenny (1819–1852) war der Bruder der Rosa Tschudi-Jenny und der 1851 im Kindbett verstorbenen Cleophea Ritter-Jenny. Er wäre Ende 1852 Joachim Tschudis Schwager geworden.

«Letzten Donnerstag hatte Jungfer Didi Trümpy (Herrn Landmajors[5] in Ennenda jüngere Tochter) Hochzeit im Stachelberg mit Herrn Hertach von Paris (dem Schwager von Magdalena Leuzinger). Da er Stiefbruder von der jetzigen Frau Landmajorin ist, so ist er gleichzeitig auch Oncel von seiner Frau oder sie seine Nichte.»

Und am 15. Juli 1851:

«Ferner soll ich der lieben Marie melden, dass auch Jungfer Regula Trümpy[6] Landmajors in Ennenda, sich nun mit Herrn Fritz Trümpy (von Herrn Fabrikant Balthasar Trümpy [1802–1840] aus der Firma Barth. Jenny & Cie.) definitiv versprochen [hat]. Darüber [ist] hin und wieder Jubel und anderwärts wieder lange Gesichter.»

Was man nach und nach über die Person Rudolf Hanhart zu wissen bekommt, ist vorwiegend Alexanders Briefen zu entnehmen und später jenen seiner jüngern Tochter. In seinem schon erwähnten Brief vom 21. Januar 1852 offenbart er sich selber:

«A Propos! Ich muss Dir doch auch das Urteil mitteilen, welches die Redaction der Illustrierten Leipziger Zeitung über mich gefällt hat nach meiner Handschrift. (Sie beurteilen die Menschen nach der Handschrift wie Lavater nach der Physiognomie und Gall nach dem Schädel urteilen.) «Herr R.H.T. in D. Aus Ihrer Handschrift würde der Ungeübte schwerlich den Geschäftsmann herausfinden; wir sind aber auch der Meinung, dass Sie zum Geschäftsmann durchaus nicht geboren sind; die Wissenschaft wäre eher Ihr Fall. (...) Vorherrschender Verstand, weniger Phantasie (...).» Dies die Ansicht der Redaction. Meine Ansicht ist, dass ich mehr Phantasie als Verstand habe.»

Ein wiederkehrendes Briefthema ist die Landsgemeinde. Am 20. Oktober 1851 berichtet Alexander über die Wahlen an der 1851er-Herbst-Landsgemeinde, die in einer uns fremd erscheinenden Weise verliefen:

«Als Nationalrat [wurde] Herr Landammann [Caspar] Jenny einstimmig [gewählt]. Nach langer, z.T. stürmischer Debatte – worin die einten Parteien (unzweifelhaft die grösseren) Herrn Ratsherr Dr. [Joachim] Heer und die andern Parteien Advocat [Kaspar] Kubli wählen wollten, [aber] sich schliesslich beide Herren bei ihrer Ehre gegen jede Wahl [verwahrten] – wurde nach verschiedenen Vorschlägen (wobei auch [alt] Landammann Schindler in Zü-

[5] Fridolin Trümpy (1799–1870) und dessen dritte Frau Elsbeth Trümpy-König (1796–1860). Didi (Katharina) Trümpy (1831–1863) hatte am 19. Juni 1851 Caspar Hertach (1812–1867) von Niederurnen geheiratet.

[6] Regula Trümpy (1829–1892), die ältere Tochter des Landmajors, war mit Fridolin Trümpy (1826–1876) verheiratet. Die beiden Landmajor-Töchter stammten aus dessen erster Ehe mit Ursula Dinner (1806–1836). Zwei Söhne des Landmajors, Fritz Trümpy-Trümpy (1825–1875) und Jakob Trümpy-Blumer (1833–1896), waren 1856/57 zusammen mit Teilhabern der Firma Bartholome Jenny & Cie. an der Errichtung der grossen Druckerei in Mitlödi beteiligt.

rich genannt wurde) mit einstimmigem Mehr Criminalgerichtspräsident Doctor Joh. Trümpy [1798–1861] gewählt, obschon er diese Wahl ebenfalls abzulehnen suchte. Es war eine heisse Wahlschlacht, denn die Sonne schien zuletzt sehr warm.»

Den nächsten Brief, vom 1. Dezember 1852 datiert, schreibt Alexander Spelty nun wie alle folgenden in Netstal. Es beschäftigte das, was «in der Herren» vorging, die beiden Schwäger immer wieder – auch in diesem ersten Netstaler Brief:

«(...) und übermorgen verreisen Joachim und ich mit unsern Mesdames nach Zürich und somit gibt es noch allerhand vorzubereiten. Mittlerweile wird Euch der genannte Schwager den Verkauf der Liegenschaft vom 23. November, sowie auch die endliche Erledigung der Liquidationsfrage vom 28. November mitgeteilt haben. Ich konnte mich lange nicht entschliessen, in den sauren Apfel zu beissen, bin indessen doch froh, dass diese leidige Geschichte beseitigt ist. Herr Ratsherr Peter Jenny-Tschudi sind wir sehr zu Dank verpflichtet.»

In der Tat wurde am 30. November 1852 «zwischen den Erben von Herrn Hs. Caspar Tschudy sel. in der Herren unter nachgesetztem Datum (der «Auskaufs-Vertrag») abgeschlossen» – im Beisein von Peter Jenny d. Ae. und mit Zuzug sämtlicher Beteiligten unter Bekräftigung durch ihre Namensunterschrift Hch. Tschudi in d. Herren, Joachim Tschudi in d. Herren, Regula Tschudi née Dürst, Jost Luchsinger, Joachim Zopfi, Pfister, als Vogt der Regula Stüssi geb. Tschudi, Alexander Spelty für seine Frau Verena geb. Tschudi, Rudolf Hanhart für seine Frau Anna Maria geborene Tschudi.»

Der «saure Apfel» wird darin bestanden haben, dass Heinrich und Joachim Tschudi als Käufer auftraten, alle andern aber als Verkäufer auftreten [mussten]. Zu teilen hatten die sieben Erben schliesslich Fr. 77 000.–.

Aus dem Brief Alexanders vom 2. Januar 1853 geht hervor, dass mit diesem Vertrag die Sache noch nicht erledigt war:

«Die zwei Schwäger in der Herren sind noch nicht ganz einig, dessen ungeachtet habe [ich] an Joachim gesagt, bei seinem gerechten und billigen Begehren fest zu verbleiben. Meine liebe Véréne und ich waren letzten Freitag dort und haben alles wohl und munter angetroffen.»

Die beiden Herren waren aber nicht nur mit ihrer Fabrik beschäftigt, wie Alexander am 1. März 1854 nach Diessenhofen berichtet:

«Vorgestern waren Véréne und ich über Mittag in der Herren, wo wir ebenfalls alle recht munter angetroffen haben. Die liebe Mutter und Rosa lassen Euch vielmal grüssen. Joachim und Heinrich waren in Glarus, der erstere in Militärangelegenheiten (...) und der letztere in seinen Privatprozessgeschichten.»

Am 11. April 1854 kann Alexander endlich berichten:

«Letzten Freitag war [ich] in der Herren, wo [ich] alles gar prächtig in der

Ordnung antraf. Sie lassen Euch alle herzlich grüssen. Mit Joachim habe [ich] ernstlich gesprochen, er soll endlich alles aufbieten, um ihre Societätsangelegenheit zu ordnen, und nicht rasten, bis Heinrich Hand ans Werk legt. Er versprach es mir.»

Das Geschäft wurde drei Jahre nach Johann Caspars Tod immer noch unter der alten Bezeichnung geführt. Es mussten die Firmenleitung und die Beteiligungen geregelt werden – und das bei dem nicht einfachen Verhältnis zwischen den Halbbrüdern Heinrich und Joachim. Dank der Heirat mit Rosa Jenny war Joachim in der Lage, sich stärker zu beteiligen. An einer Regelung war auch Rudolf Hanhart interessiert, der Teilhaber werden wollte, wenn er es faktisch nicht schon war.

Am 16. Juni kommt Alexander auch auf die Rolle zu sprechen, die seine Schwiegermutter, Johann Caspars Witwe, «in der «Herren» spielte oder zu spielen hatte:

«Die arme Mutter ist immer stark an die Rotfärberei etc. und an den Garten gebunden. Hoffentlich werden die Herren Söhne ihr auch ein entsprechendes Jahresgehalt aussetzen. Wieviel weiss sie aber selber nicht; denn die Herren sind immer so beschäftigt, dass sie nicht einmal dazu kommen, ihren Gesellschaftsvertrag in Ordnung zu bringen, geschweige denn solche Nebensachen. (...)

Ich war noch nicht in der Herren. (...) Hingegen erfreute uns die liebe Mutter am Pfingstmontag Nachmittag mit ihrem angenehmen Besuche. Sie konnte nicht früher kommen, weil der liebe Peter starkes Zahnfieber hatte. Jetzt geht es ihm gottlob wieder ganz gut. Weil am Mittwoch die Installation oder Reconstitution des Landrates war, welcher der liebe Joachim in seiner amtlichen Stellung beiwohnen musste, so war die gute Mutter gezwungen uns am Dienstagabend zu verlassen. Sie versprach jedoch, uns bald wieder mit einem längeren Besuche zu erfreuen.»

Und am 20. Juni heisst es: «Soeben von Schwanden mit meiner Madame zurückgekehrt. Wir haben die liebe Mutter, Joachim, Rosa und Peter recht wohl angetroffen, und [da] Du also heute Morgen einen Brief von Joachim erhalten haben wirst, so habe [ich] keine Zeit mehr, Dir viel von unserem Besuche zu erzählen. Wir haben zu Ehren des heute (nach dem Tag und nicht nach dem Datum gerechnet) vor einem Jahr geborenen braven Peter gut zu Mittag gegessen und getrunken. Toastiert hat niemand, denn wir mussten die kurze Zeit unseres Aufenthaltes zu Geschäftsverhandlungen benutzen.»

Die neue Firma unter der Bezeichnung «Tschudi & Co.» kam auf den 1. Januar 1855 zustande – mit Heinrich und Joachim Tschudi als Zeichnungsberechtigte und Rudolf Hanhart als Kommanditär – mit Anteilen am Betriebs-

kapital von 22,5 %, 51 % und 26,5 %. Hanhart wird bei seinem Besuch im November in Schwanden die Sache mit den Schwägern ins Reine gebracht haben.[7]

- 2 -

Der Brief vom 2. Januar 1853 enthält einen längeren Bericht über einen eben an diesem Tag «von Frau Doctor Trümpy[8] arrangierten Gesellschaftsabend» mit einer dabei «ausgemachten» Schlittenfahrt nach Linthal. Dort trank man zuerst Caffé und ass dann «Pasteten, Schmalztünkel und viele Fuder Eisenchüchli[9], die gar köstlich präpariert waren». Nach dem Nachtessen wurde «getanzt, Spieler gemacht und mitunter poculiert». «Zum Abschied um 3 Uhr» gab es noch einen Punsch, «und fort ging es wieder im sausenden Galopp. Um 5 Uhr waren wir wieder zu Hause, wo wir ungewiegt einschliefen.»

Im Juli 1853 muss es sehr heiss gewesen sein – und für die Hanharts in der «Sonne» noch heisser. Am 11. Juli schreibt Alexander:

«Herrn Rudolf Hanhart im Schatten in Diessenhofen. Mein lieber Schwager! Zu unserer grössten Verwunderung vernehmen wir aus Deinem Werten vom 8. dies, (...), dass Ihr plötzlich aus der schönen, freundlichen und neuen Sonne in den trüben, unheimlichen Schatten (wie bekannt, ist der Schatten älter [als] das Licht, denn der liebe Gott hat ausgesprochen: «Es werde Licht!», aber vom Schatten sagt er nichts, er war schon da) dislociert seien. Es kommt uns dies ganz unbegreiflich vor, wie Ihr diesen Entschluss fassen konntet, und kennte ich nicht den Satz aus Eurer Hochzeitspredigt, «und das Weib folget dem Manne», so würde sicher sowohl die gute grosse Marie wie die liebe kleine Marie dagegen protestiert haben. (...) Wir werden dennoch in Zukunft auf der Adresse der an Euch gerichteten Briefe das Domicil «zur Sonne» weglassen, ebenso aber auch die nähere Bezeichnung des neuen Wohnorts, weil «im Schatten» gar unsympatisch klingt, wie oben am Briefgiebel schon leibhaftig zu sehen ist.»

Alexander hatte mit dem Schwager wieder einmal sein Spiel getrieben. Daran bemerkenswert ist, dass es inzwischen in Diessenhofen zwei «Sonnen» gab, die «alte» und die «neue». Die jüngere Hanhart-Tochter schreibt denn von «den beiden Sonnenhäusern» und einmal lassen «die Lieben in der alten Sonne» grüssen. Also war Rudolf mit seiner Familie in die «neue

[7] Tschudi, S. 33.
[8] Ursula Trümpy-Luchsinger (1817–1856), die Frau von Dr. med. Johann Jacob Trümpy.
[9] Die «Eisenchüchli» wurden mit dem Brezeleisen «präpariert».

Sonne» umgezogen und hatte dem Bruder die «alte» überlassen. Im gleichen Brief folgt der Bericht über die Taufe von Joachim Tschudis erstem Sohn am 10. Juli 1853 mit der Feier in der Kirche und dem Essen «in der Herren». Der Täufling hiess «Peter» nach dem Onkel Peter Jenny-Tschudi «älter». Taufpatin war Tante Verena Spelty-Tschudi. Nur mit Mühe kann man Alexanders Auslassungen mit dem deutlich antiklerikalen Akzent noch humorvoll nennen:

«Ich übergehe ganz kurz die heilige Handlung aus Furcht, ich möchte einschlafen, weil schon gestern Nachmittag bis an meine Person der Götti vom Heinrich, der Götti vom Johannes, der Götti vom Balthasar und der Götti vom Samuel, sowie alle Väter und Verwandten der 5 getauften Buben, Mädchen waren keine, ob der kurzweiligen Kinderlehre Herrn Pfarrer Ritters harmlos und fest einschliefen.»

Anscheinend stellte der Pfarrer den anwesenden Söhnen und Töchtern Fragen, die sie nicht beantworten konnten, «so dass dadurch ganz lange lautlose Pausen entstanden, wenn die Schläfer durch ihr unschuldiges Schnarchen nicht die heilige Stille hin und wieder unterbrochen hätten».

Was wohl der fromme Schwager in Diessenhofen darüber gedacht hatte?

Auch der anschliessende Bericht über das Taufessen zeugt davon, dass man «es» sich leisten kann:

«Die ganze also zahlreiche Gesellschaft hat den jungen Peter durch Essen und noch mehr Trinken gefeiert, so dass ihm sicher niemals Hunger und Durst in Sinn kommt, wenn er stets eine solche reichlich besetzte Tafel vor sich hat und so lange dabei sitzen bleibt wie wir. (...) Namentlich bin ich meiner majestätischen Gotte sehr verpflichtet, (...). Die Fische müssen schwimmen, Herr Vetter, sagte sie dann. Sie hätte aber ebenso gut zu mir sagen können, wie jener österreichische Offizier zu sich selber sagte, der Ochs und das Kalb, das Schaf, das Schwein etc. will saufen. Nun, in Gottes Namen, es ist überstanden.»

Jedenfalls sah sich Alexander gegen Schluss des Briefes veranlasst zu schreiben:

«Nun wollen wir noch ein paar Worte im Ernst miteinander reden.»

Es ging dabei um den Mehlpreis auf dem Markt in Zürich im Vergleich zu jenem in Richelles und um den «geringeren Richelles Weizen», der «nicht einmal den Vergleich mit dem polnischen» aushalte.

Der Brief vom 16. Juli 1853 beginnt harmlos geschäftlich, geht dann in eine seitenlange Tirade über, der man einen ausgelassenen bis unschicklichen «Stil» attestieren muss:

«Nächste Woche feiern wir auch ein eidgenössisches Fest, da solltest Du absolut nicht fehlen, ich lade Dich dennoch freundlichst und aufrichtigst ein, uns zu überraschen und demselben beizuwohnen. Es ist dies nämlich

der schweizerische Pastorenverein, oder wie unsere ländlichen Landleute sagen, der Basterverein, welcher übermorgen Abend eintrifft (...). Auf allen Höhen, selbst auf dem begletscherten Glärnisch flattern muntere schwarze Fahnen zum Willkomm der ehrwürdigen Gäste. Niederurnen hat ihnen einen colossalen Triumpfbogen zum Empfang aufgestellt. Es ist halt ein sehr frommes Dorf, dies sieht man schon an der kleinen Kirche, die stets im besten Stand gehalten wird, so lange das Dach nicht zusammenfällt. Netstal zieht einen Kranz von Alpenrosen und Holunderblüten vom Rautispitz bis zum Schilt, (...). In Glarus werden sie durch 101 Kanonenschüsse begrüsst, nämlich 5 auf je einen Mann, auf den Herrn Präsidenten 6 Schüsse. Damit sie nicht den Reissaus davor nehmen, diese friedfertigen Streiter, so geht eine Companie Scharfschützen mit gefälltem Bajonett durch die hohle Gasse vom Zeughaus bis zum Casino hinter ihnen her. Weil sie die Sonne scheuen (nicht wegen der Hitze, denn sie frieren beständig), so hat das glarnerische eifrige Comité Schatten bestellt. Könntest Du nicht vielleicht gleich von Deinem 25 grädigen Schatten mitbringen? (...) Die Freude ist allgemein, sogar die Erdäpfelstauden fangen an, sich mit ihrer Lieblingsfarbe (Schwarz) zu schmücken. (...) Wie Dir wohlbekannt, so ist bei diesen unsern lieben Freunden immer alles in das geheimnisvollste Dunkel gehüllt, deshalb ist meine heutige Offenbarung nur halboffiziell.»

Wieviel an der Passage ist Jux, wieviel ist Spott, wieviel ist Ernst? Bei anderer Gelegenheit nennt er einen Pfarrer «Pfaff». Er wird seine Gründe gehabt haben. Aber warum mutet er den Erguss ausgerechnet seinem frommen Schwager zu?

In den Briefen vom 16. Juli und 27. November 1853 wird Familiäres vermeldet:

«Heute abend erwarten wir die liebe Mutter auf einen sonntäglichen Besuch. Sie wird nun wohl endlich die Herren verlassen können, schreibe ihr und an Joachim, aber wie von Dir aus und verrate mich ja nicht.»

«Wir vernehmen mit herzlicher Freude, dass der böse Keuchhusten unserer lieben kleinen Marie im Abnehmen sei; hoffentlich sagt uns Dein Nächstes, dass das liebe Hausengeli nun endlich ganz davon befreit sei, was wir aufrichtig wünschen.»

- 3 -

Kommen wir auf die erst seit kurzem bestehende gemeinsame Geschäftstätigkeit der beiden Schwäger zurück, auf Alexander, den Krapp-Spezialisten, und Rudolf, den erfahrenen Handelsmann in Kolonialwaren. Der Markt für Krapp musste, wollte man mit Erfolg darin geschäften, von Saison zu Saison neu beurteilt werden, so etwa Ende 1852, am 1. Dezember:

«Der Grund des Gegenwärtigen ist eigentlich, Dir einen Brief von Herrn Bressy[10] zu übermitteln, weil nach meiner Ansicht seine Präposition Beachtung verdient. Du hast Anlass, Deinen Krapp an die neuen Fabrikanten in der Herren zu verkaufen, und somit glaube [ich], möchte es Dir vielleicht dienen, wieder etwas besten Palena à Fr. 50.– einzutun, da zu diesem Preise (nach meiner persönlichen Anschauung) sowieso nichts zu riskieren ist. Sollten nämlich die Krapp-Limiten vorderhand nicht weiter steigen, wovon [ich] eher das Gegenteil garantieren möchte, so ist doch fast ganz sicher anzunehmen, dass sie bis nächsten Herbst, wo alsdann Dein Krapp für den Consum reif ist, noch mehr aufschlagen müssen, weil die Aussichten auf eine grosse Ernte zum voraus vernichtet sind, indem es ja total an Samen gefehlt hat, nicht nur voriges Jahr, sondern auch hauptsächlich diesen Herbst.»

Ein Jahr später, am 27. November 1853, werden ähnliche Betrachtungen voraus gegangen sein. Dann musste noch die geeignete Transportart gewählt werden:

«Ich habe sogleich Herrn Bressy Deinen neuen abgeänderten Auftrag nach Vorschrift zugesandt, d.h. die Spedition ganz zu Wasser. – Du sagtest mir aber in einem früheren Brief, man solle Dir die Ware wegen der vorgeschrittenen Jahreszeit zu Land instradieren?!»

Für Kleesamen beispielsweise war Hanhart zuständig. Aber es ging, von den speziellen Kenntnissen des Marktes abgesehen, auch darum, mit seinen persönlichen Beziehungen dem andern ein Geschäft zu vermitteln:

«Von Herrn Wilhelm Burger in Zell am Hammerbach erhalte [ich] soeben folgende Nachfrage: «Sie schrieben mir früher von Kleesamen, den Sie in Mannheim liegen haben, und da ich nun vielleicht Absatz hierfür wüsste, so wollen Sie mir gefälligst unter Angabe des Quantums und des billigsten Preises ein Muster recht bald einsenden.» Falls Du also noch etwas davon in Mannheim lagern hast, so schreibe diesem Freund gefälligst directe, um keine Zeit zu verlieren, und sende ihm das gewünschte Muster. Mir bitte dann auch die geforderten Preise und die Conditionen mitzuteilen, und will ich dann das Meinige beitragen, damit das Geschäft zustande kommt.»

Im selben Brief ist von weiteren Produkten die Rede:

«Wegen Rosinen und Corinthen erlaube [ich] mir, Dich auf meinen letzten eingesandten Triesterbericht der Herren Burgstaller &. Scharff und des vorliegenden des Herrn Stettner zu verweisen. Schriftliche Nachrichten über diese Artikel habe ich in letzter Zeit keine erhalten, da ich aber dem ersteren

[10] Herr Bressy war in jenen Jahren Alexander Speltys wichtigster Krapp-Geschäftsfreund, mit dem er sogar im Militärdienst während des Sonderbundskrieges korrespondiert hatte. Vgl. JHVG, Heft 77, S. 37.

Hause (das letztere will sich heuer nicht damit befassen) morgen ohnehin schreiben muss, so werde [ich] nähere Auskunft verlangen und Dir alsdann mitteilen.»

Damit der eine von Netstal und der andere von Diessenhofen aus operieren konnte, mussten selbst kleinste Details beachtet werden. Das Folgende steht im Brief vom 11. Juli 1853 und gehört zu den «paar Worten», die es nach den ausgedehnten polemischen Spässen «noch im Ernste miteinander» zu reden gab:

«Indessen sende [ich] Deinem Wunsche gemäss alle vorrätigen Muster (Weissmehl) hiemit an Dich ab, bitte Dich aber, mir solche talequale und wieder wohlverpackt und unversehrt recht bald zu retournieren, da [ich] nur diese Proben besitze und somit sie nicht mehr zu ersetzen im Falle bin. Anderseits findest Du ein Verzeichnis darüber, achte wohl, dass Du mir die Papiere, womit sie umwickelt sind, nicht verwechselst, es wäre dies sehr fatal.»

Für Korn und Weizen war grundsätzlich Rudolf Hanhart zuständig, was aber nicht ausschloss, dass Alexander Spelty auch diesen Markt zu kommentieren verstand. Am 16. Juli 1853 schreibt er Folgendes:

«Die letzten Weizenpreise in Marseille stimmen jedenfalls nicht mit den Zürchern [überein], und warum nicht? Weil Du den 8 Tage früheren Marseiller Markt mit dem 8 Tage früheren Zürcher Markt vergleichst. Vergleiche nun den Dir in Abschrift beigesetzten Brief vom 8. Juli und die Zürcher Preise vom nämlichen Tag, so wirst Du einen merklichen Unterschied zu Deinen Gunsten finden, denn seit einiger Zeit kauft man in Marseille vorteilhafter als auf den deutschen Märkten, weil namentlich Weizen auf den letzteren nach Verhältnis mehr aufgeschlagen hat als dorten.»

Es war aber Hanhart, der mit diesen Artikeln handelte – im gleichen Brief heisst es:

«Wenn Du in Korn und Weizen speculieren willst, so fragt sich nur, wie ist der diesjährige Stand der Ernte, genügt er dem grossen Consum oder eben nicht, und wie steht der Einstandspreis zu dem des Erlöses. Die alten Vorräte sind ziemlich erschöpft und fallen mit keinem Gewicht mehr in diese Waagschale, sondern die heurige Ernte ist allein massgebend.»

Nach dem Brief vom 21. Februar 1854 hatte der Schwager offenbar mit Erfolg spekuliert:

«Wir vernehmen gerne, dass Du nicht nur Deinen Weizen mit gutem Gewinn verkauft hast, sondern dass Ihr auch recht munter seid.»

Es ging dann, wie dem Brief vom 1. März 1854 zu entnehmen ist, wie folgt weiter:

«Ich nehme aus Deinem Werten vom 23./24. Februar Notiz, dass Du dermalen keine Lust hast, Dich in Weizenspekulationen einzulassen, weil Du glaubst, dass die beste Zeit schon verstrichen sei und dass wir uns der Jahreszeit des grossen Überflusses und der Wohlfeilheit mit schnellen Schritten

zueilen. (...) Wie stimmt aber diese Ansicht mit Deiner Kriegsfurcht überein? Seit wann hat man erfahren, dass die Lebensmittel, auch wenn es gegen das Frühjahr ging, billiger und abondanter [im Überfluss vorhanden] wurden, wenn wir schon im Krieg waren oder einem Krieg entgegen gingen, sei derselbe in der Nähe oder in der Ferne gewesen? Aus diesem schliesse ich mit Vergnügen, dass Deine Angst vor einem Krieg nur fingiert ist, dass Du Dich damit über andere lustig machen willst.»

Alexander packt am 1. März 1854 die Gelegenheit, sich mit Spott und Witz zum Geschäft zu äussern:

«Ebenso freut es uns zu vernehmen, dass Du an der letzten Partie Weizen ein respektables Béné gemacht hast. Herr J. R. Lichtenhan beweist mir mit seiner Gratulation nur, dass er ein Basler ist, d.h. mit andern Worten ein feiner Kauz ist, der, nachdem er sich wacker gesättigt [hat], seinem hungernden Freunde glauben machen will, er müsse jetzt auch satt sein. – Erkläre mir aber, warum in Basel die Getreidepreise höher als in Zürich stehen? Können die Basler Herren etwa weniger rechnen als die Zürcher Müller und Glarner Bäcker?»

Es hatte Alexander sicher erstaunt, dass Schwager Rudolf ihn fragte, «ob er den gegenwärtigen Moment für Getreide günstig halte». Am 19. Oktober antwortet er:

«Es dünkt mich merkwürdig, dass Du meinen Rat einholen willst, während Du von allem besser unterrichtet bist als ich; denn mir gehen die deutschen Fruchtberichte[11] ab, auch entbehre [ich] der Schweizerischen Handels- und Gewerbezeitung sowie der Preussischen Handelszeitung, die diesen Artikel erschöpfend behandeln.»

Weiter unten im Brief vom 1. März 1854 befasst sich Alexander auf seine Art mit dem vom Schwager befürchteten Krieg:

«Da wir Majestäten nicht wissen, wann wir persönlich in Krieg müssen, so will ich mich auch durchaus in keine Abrede auf einer Sommer-Conferenz einlassen, wir sehen uns dann an der Donau, vis à vis vom übermütigen Collegen Niclaus und zur Seite des tapferen Bruders Napoleon und des wackeren Sultans sowie der holdseligen Victoria, an deren Seite Du als der jüngere zu sitzen kommst. Die Hauptsache ist, dass Ihr Euch alle wohl befindet, was wir von uns gottlob auch melden können.»

Nun brach am 27. März dieses Jahres tatsächlich ein Krieg aus, der gut zwei Jahre dauern sollte. Zar Niklaus I. versuchte am «kranken Mann am Bospo-

[11] Die «Fruchtberichte» orientierten über den «Frucht»-Handel. Mit «Frucht» ist Brotgetreide wie Korn, Weizen, Roggen, Dinkel etc. gemeint.

rus» vorbei seine Macht Richtung Orient auszudehnen. Damit kam er aber den Engländern in die Quere, die ihren Weg nach Indien gefährdet sahen. Napoleon III. unterstützte aus eher persönlichen Gründen Englands Politik. So schlossen sich England und Frankreich der Türkei an, als der Sultan Russland den Krieg erklärte. Österreich beschränkte sich darauf, Truppen an die russische Grenze zu verlegen, um ein Vorrücken Russlands auf dem Balkan zu verhindern. Am 14. September 1854 landeten englische und französische Armeen mit 400 Schiffen auf der Krim.

Am 20. März 1854 muss auch Schwager Alexander einsehen, dass der Krieg, der als Krimkrieg[12] in die Geschichte einging, unvermeidlich war, und kommentiert die Lage ziemlich sarkastisch:

«Falls Du wirklich Lust hast, in Schwefel und Salpeter zu spekulieren, so darfst Du mir das nur schreiben, ich werde Dir billige Offerten stellen, damit Du umso eher veranlasst werdest, mittels denselben den aus den Fugen gegangenen europäischen Weltfrieden zusammenzuleimen und zu kitten. Eitel Flickwerk. Zuerst soll er in tausend Stücke fahren und dann baut man ihn ganz neu und solid auf einem guten Fundament auf.»

Ob der letzte Satz ironisch gemeint ist oder nicht – fest steht, dass weder «college Niclaus», «Bruder Napoleon», der «wackere Sultan» noch die «holdselige Victoria» mit ihrem ersten Minister aus der Geschichte etwas lernen.

Noch wurde damals das Schiesspulver aus Salpeter (Kaliumnitrat), Schwefel und Holzkohle hergestellt. Was am 20. März noch Spass war, war es am 1. April nicht mehr. Auf der nach Diessenhofen übermittelten Preisliste für Kaffee und Gewürze tauchen plötzlich Schwefel und Salpeter auf. Für diese Stoffe wird die «Kauflust» nicht wie für andere «verloren» gegangen sein. Überhaupt waren jetzt die Preise nicht mehr allein von Angebot und Nachfrage abhängig.

Am 21. Mai 1854 heisst es:

«Wir haben auch stets warmes und fruchtbares Wetter, welches uns so Gott will einen gesegneten Herbst verspricht. Ich habe ja voraus gesagt, dass die Fruchtpreise vor dem Herbst nicht merklich fallen werden. Es konnte dies gar nicht anders kommen, im Gegenteil erfordert es in allen europäischen und überseeischen Ländern eine reichliche Frucht- und Kartoffel-Ernte, wenn wir einen wohlfeilen Winter haben wollen. (...) Und wer garantiert uns, dass der Krieg sich nicht bis in den Winter verlängert?»

Ins Sortiment der beiden Handelsmänner gehörte anscheinend auch «chemisch reines blaues ägyptisches Vitriol», das nun «wie alle Metallpräparate» aufgeschlagen hat und das – wie es im Brief vom 27. September heisst – «solange das Kupfer nicht wohlfeiler wird», auch nicht billiger werde.

[12] Mann, S. 251; Daten 1, S. 309.

Am 8. Oktober kommt der Krimkrieg nochmals zur Sprache:

«Bis zu jener Zeit (in 5 bis 6 Wochen) wird wohl die ganze Krim und nicht nur Sevastopol anglo-französisch sein, wo nicht, so ziehen wir miteinander ins Feld, um diesen hartnäckigen Krieg mit einem Schwertstreich zu beendigen. Mich haben die Zeitungen diesmal nicht wie die andern gekrönten Häupter mit der Einnahme von Sevastopol mystifiziert, denn ich habe an diese Nachricht nicht geglaubt, weil es mir absolut unwahrscheinlich schien, eine solche Festung in so kurzer Zeit nach der Landung zu nehmen, wie wenn sich meine tapferen Russen gar nicht gewehrt hätten.»

Es versteht sich, dass Alexander als der Halbrusse, der neun Jahre in St. Petersburg gelebt hatte, von «meine[n] tapferen Russen» schreibt.

Die Festung Sevastopol wurde in Wahrheit vom 29. September 1854 bis zum 10. September 1855 belagert, was 18 000 englischen Soldaten das Leben kostete. Frankreich verlor im Krieg fast 100 000 Mann. Zar Alexander II., der Sohn Niklaus I., führte den Krieg, der Russland um seine Vormachtstellung gebracht und auch sonst geschadet hatte, im März 1856 zu Ende. Im Frieden von Paris wurde das Schwarze Meer neutralisiert und der Bosporus für Kriegsschiffe gesperrt. Napoleon III. erwarb sich dabei grosses Ansehen, und Frankreich rückte einstweilen zur ersten Macht auf dem Kontinent auf, was für ein bevorstehendes Ereignis in der Schweizergeschichte nicht unwichtig war. Zar Alexander II. ging als «Befreier» in die Geschichte ein. Er schaffte die Leibeigenschaft ab und wollte eine einigermassen konstitutionelle Ordnung einführen. Am Tag, als er den Erlass unterschrieb, am 1. März 1881, fiel er auf der Fahrt durch St. Petersburg einem Attentat zum Opfer. Als Reaktion darauf verfolgte sein Nachfolger, Alexander III., eine repressive und reaktionäre Politik – mit fatalen Folgen nicht nur für Russland.

Wie es nicht selten der Fall ist – oder doch war: Kriege können für jene, die davon nicht direkt betroffen sind, durchaus von Vorteil sein. Der Krimkrieg brachte 1854/56 der Glarner Textilindustrie, besonders der Yasmasdruckerei, eine gute Konjunktur, weil die Türkei, in die aus England und Frankreich für den Truppenunterhalt reichlich Geld floss, ein gutes Absatzgebiet wurde – vorübergehend, wie sich zeigen wird. Die schon erwähnte Aufnahme des Batik-Druckes für türkische Sarongs «in der Herren» hing mit dem Krimkrieg zusammen.[13] Als sich Anfang 1853 «hinten in der Türkei» der Konflikt anbahnte, der sich zum Krimkrieg entwickelte, zog Alexander, wie der Brief vom 2. Januar zeigt, diesen ziemlich gelassen in seine Krapp-Spekulationen ein:

[13] Jenny, Handel 2, S. 457.

«Wenn der Frieden gesichert bleibt, zu dessen Trübung [ich] noch nicht die mindeste Veranlassung sehe, so muss natürlich infolge der Missernte und namentlich wegen allgemeinem Mangel an Samen und weil gar kein alter Krapp mehr zum Verkaufen vorhanden ist, während voriges Jahr noch genug alte Vorräte sich zeigten, [wird] der Krapppreis noch ziemlich steigen. Die Consumenten sind auch nicht sehr mit diesem Pulver versehen, und die Nachfrage wird sich deshalb schon einstellen.»

Am 20. März 1854 erwartete Alexander Spelty das Ende des Krieges, und entsprechend fällt seine Beurteilung des Marktes aus:

«Der Brief von Herrn Bressy folgt hiermit zu meiner Entlastung retour. Ich war bereits durch ihn selbst vom Versandt von 13 Fass [Krapp] unterrichtet. Seine Familie (...) lebt seit einem Jahr in Marseille. Er bleibt nur über den Sommer bei [ihr], und wenn die Krappwurzeln wieder an den Ohren genommen werden, kehrt er nach Pernesedes Entrayques zurück, um sie zur Strafe zu Pulver zu vermahlen. – Pressiere nur nicht mit dem Verkauf des Krapps, wenn der Spengler den geborstenen Frieden etwas gelötet hat, so werden die Preise schnell steigen, zudem wird die Ware mit dem Alter nur besser und nimmt sogar in den ersten drei Jahren an Gewicht zu (...). Jeder Consument zieht die alte der neuen Ware vor und zahlt willig je nach Qualität mehr dafür.»

Am 21. Mai:

«Herr Bressy bleibt bis zur Eröffnung der Krappcampagne in Marseille, da er jetzt weder in Entrayques noch in Perues etwas nützt. Über Krapppreise weiss ich Dir heute wahrlich nichts zu berichten, weil [ich] ohne jede Nachrichten bin und solche erst in 4 bis 5 Tagen, in Antwort meiner Briefe, erwarte.»

Und am 16. Juni:

«Wegen Crapp! Neue Notierungen weiss ich keine, und da keine Geschäfte hierin von Erheblichkeit gemacht werden, so hört man nicht einmal davon reden. Nur soviel kann ich Dir mitteilen, dass die Holländer bereits mit der bessern Garancine, infolge einer kleinen Reprise der Rosée Wurzeln in Avignon, etwas gestiegen sind. Ich habe vor mehreren Tagen nicht nur nach Avignon, sondern auch an Herrn Bressy geschrieben, um Auskunft zu erlangen, die [ich] Dir seinerzeit gerne mitteilen will.»

Im Brief vom 9. November 1855 ist zu lesen, dass eine Rotfärberei den Besitzer wechselt und dass möglicherweise ein Abnehmer von Rosée[14] verloren geht:

«Sonst weiss ich hier keinen Roséekäufer, da [die] Herren Fridolin Staub & Co., («auf der Abläsch» in Glarus) aus Gesundheitsrücksichten und weil

[14] «Rosée» ist ein hellroter Farbstoff, der aus einer besondern Krappsorte gewonnen wird.

sie für ihr Etablissement eine grosse Summe gelöst haben, das Rotfärbereigeschäft gänzlich liquidieren.»

Das wird am 18. November ergänzt:

«Herr Brunner[15] hat die Staub'sche Rotfärberei an sich gekauft.»

- 4 -

Nur auf einem Nebenschauplatz wirkte sich der Krimkrieg für das Glarnerland nachteilig aus. Die Südostbahn-Gesellschaft war für die Ausführung der Bahnlinien Rorschach–Chur und Rapperswil–Sargans mit der Zweiglinie Weesen–Glarus, für die sich die Glarner Farikanten stark gemacht hatten und für welche die Landsgemeinde 1853 die Konzession erteilt hatte, auf das Geld kapitalkräftiger Engländer angewiesen. Der Krimkrieg veranlasste diese, sich vom Geschäft zurückzuziehen, was das Vorhaben verzögerte. Nach dem Zusammenschluss von «Südostbahn», «Glatttalbahn» und «Appenzellbahn» zu den «Vereinigten Schweizerbahnen» kam eine Verbindung mit dem Pariser Bankhaus Rothschild zustande. Anfang 1859 fuhr der erste Eisenbahnzug nach Glarus. Die Zweiglinie Weesen–Glarus wurde 1875 mit der Linie Ziegelbrücke–Näfels zum sogenannten «Gleisdreieck», das bis zum Ersten Weltkrieg bestand, ergänzt. 1879 folgte die Weiterführung bis Linthal.[16]

Der Ausbau des Schienennetzes und der Anschluss des Wohnortes war Mitte der 1850er-Jahre in Netstal und in Diessenhofen ein Thema. Es war damals absehbar, dass eine Reise vom Glarnerland an den Rhein oder umgekehrt weniger umständlich und schneller vonstatten gehen würde. Am 9. Februar 1854 heisst es in einem Brief Alexanders:

«Ist die Nordostbahn bald fertig? Im bejahenden Fall werden wir dann gleich nach Diessenhofen kommen, falls Ihr auch eine Zweigbahn erhaltet. Wenn nicht, so müsstet Ihr Euch geduldig darein fügen, bis die Eisenbahn uns von hier aus bis zu Euch in einem Zuge mitbringt.»

Der Anschluss Diessenhofens an das Eisenbahnnetz erfolgte erst in den 1890er-Jahren, für beide Schwäger um Jahrzehnte zu spät.

[15] Es war Heinrich Brunner (1773–1857) , zuerst Drucker, von 1809 bis 1825 Landschreiber und Kriminalrichter, der diese Fabrik am Giessen «auf der Abläsch» in Glarus gekauft hatte. Er hatte 1825 die etwas südlicher gelegene Fabrik seines verstorbenen Bruders Peter (1777–1825) übernommen und hatte mit dem Kauf der Staub'schen Fabrik die Gelegenheit benutzt, sein Etablissement zu vergrössern. Dieses wurde von Heinrichs Söhnen Jost Brunner-Streiff (1814–1904) und Heinrich Brunner (1830–1868), dann von Josts ältestem Sohn Johann Jakob Brunner-Jenny (1847–1940) und schliesslich von dessen jüngstem Sohn Friedrich Brunner-Trümpy (1861–1933) bis zur Liquidation 1905 weitergeführt. Vgl. Daten 2, S. 1398; Daten 3, S. 46f, 442ff, 478; Winteler, S. 121f; Jenny 2, S. 299, 368f, 372, 418f und 639.

[16] Schweizerische Verkehrszentrale: «Schweiz Suisse svizzera» 6/1979. Zürich 1979. S. 9,12.

Zur nicht ganz einfachen Natur von Schwager Hanhart eine Stelle aus dem Neujahrsbrief vom 4. Januar 1854:

«Du hast uns, lieber Schwager, nie beleidigt, und deshalb haben wir Dir auch nichts zu vergeben. Gesetzt aber auch den Fall, Du hättest uns in dieser oder jener Beziehung Unrecht getan (was, wie gesagt, durchaus nicht geschehen ist), wer wollte wegen solchen Bagatellsachen zürnen, wenn man einander wirklich lieb hat.»

Dem gleichen Brief ist noch zu entnehmen, dass sich der Mann sogar sportlich betätigte:

«Mich schaudert, wenn Du in dieser Jahreszeit von Rheinbädern schreibst, wenn ich zum Fenster hinaus den Schnee besehe, obwohl heute ein starker ungestümer Föhnwind ganz warm daher braust. Der Rhein ist aber gewiss jetzt ganz klein und wird wahrscheinlich von den Dampfschiffen nicht befahren.»

Es schaudert Alexander ob den Rheinbädern aber nur, weil es Winter ist. Im Sommer sieht das nach dem Brief vom 11. April 1854 auch für ihn anders aus:

«Wenn es mir die Zeit erlauben würde, so käme [ich] von Herzen gerne wieder im Sommer (August) nach Diessenhofen, Eure herrlichen Rheinbäder zu profitieren, die mir in der Tat gute Dienste geleistet haben, aber da es nicht sein kann, (...), so bleibe ich allhier (...) und darf ich Dich somit nicht angagieren, den göttlichen Salvator[17] auf mich hinkommen zu lassen.»

Alexander reiste im Mai 1854 nicht an den Rhein, sondern ins Welschland . Über Ziel und Zweck der Reise, nicht aber über das Transportmittel gibt der Brief vom 21. Mai Auskunft:

«Seit dem 13. dies [bin ich] von meiner diplomatischen Reise zurück, habe ich soviel Arbeit aufgehäuft gefunden, dass [ich] jedenfalls 14 Tage noch genug daran zu schaffen habe. Du wirst es mir nicht verübeln, wenn [ich] Dir nicht schon früher geschrieben [habe], zudem habe [ich] einen starken Husten heimgebracht. Die liebe Christina habe [ich] gottlob wohl und munter angetroffen, und obwohl sie sogar die Stunde meiner Ankunft wusste, so war sie ganz ausser sich vor Freude, als sie mich und Jost vor sich erblickte, so dass es mir ganz bange wurde um das arme Kind. Wir erlebten drei herrliche Tage miteinander, weil ich sie nach Yverdon mitnahm und beide bis zu meiner Abreise mit der Neuchateler-Post bei mir behielt. Jost gefällt [es] sehr gut in seinem schönen Clendy (so heisst nämlich die Vorstadt, wo die Pension steht). (...) Wenn Jost von seinen Lehrern ebenso gerühmt und von seiner Umgebung ebenso geliebt wird wie Christina in

[17] «Salvator» – es dürfte damit auf das bayrische Starkbier dieses Namens angespielt worden sein, das gut zu einem Bad im Rhein passt.

Grandson, so ist es das Opfer wert, welches wir ihm bringen; denn ich muss selbst gestehen, dass Christina sich sehr zu ihrem Vorteil geändert und mir viel Freude verursacht hat.»

Sohn Jost hatte im Mai seine Lehrzeit im Welschland angetreten, wovon noch in andern Briefen die Rede sein wird. Es ist «der erste günstige Eindruck», der für den Vater zählt, auch dass «derselbe von längerer Dauer sein wird, wie ich hoffe». Sohn Emil war noch zu Hause und machte sich dem Vater nützlich, der sich am 21. Mai nach der Welschlandreise so dazu äussert:

«Ich habe ihnen [Christina und Jost] auch noch nicht geschrieben, sondern letzten Montag den Emil beauftragt, dem Jost die Landsgemeinde zu beschreiben, welchem Brief [ich] ein paar Zeilen beifügte. (...) Ich selbst war noch nicht in Schwanden seit meiner Rückkehr, teils wegen mangelnder Zeit, teils wegen meinem leidigen Husten. Du kannst Dir denken, ich habe schon mehrere Tage keine Cigarre mehr geraucht, das will gewiss viel sagen.»

Für die Glarner Landsgemeinde interessierte man sich in Diessenhofen immer, wie Briefen zu entnehmen ist, die die jüngere Hanhart-Tochter in den 1870er-Jahren schrieb. Nur findet die Landsgemeinde mit dem ersten Sonntag im Mai für Vater Hanhart – wie Alexanders Brief vom 21. Mai 1854 zeigt – in der falschen Jahreszeit statt:

«Er [Herr Deutsch senior in Richterswil[18], den Alexander auf seiner Reise besuchte] lässt Dich und die ganze Sonnen-Familie vielmal grüssen. Ich sagte ihm, dass meine Frau Dich auf die Landsgemeinde eingeladen [habe], Du habest indessen die Einladung refüsiert, weil jetzt schon die Gewitter zu fürchten seien, was ihn sehr belustigte, da er Deine Wetterangst hinlänglich kennt. Das Reisewesen wird also im August wieder, so Gott will, im Triumpf in Diessenhofen einziehen, um nicht nur allein ihre geliebten Anverwandten zu besuchen und dem europäischen Congress beizuwohnen, sondern um sich gleichzeitig in den dortigen Rheinbädern wieder zu restaurieren. Wir werden alsdann wohl Anlass haben, uns wegen einer gewitterlosen Reise ins Glarnerland zu beraten.»

Am 17. Juni schreibt Alexander, dass von Jost vor drei Tagen der zweite Brief eingetroffen sei und dass er unter anderem Folgendes geschrieben habe:

«Durch die Zeilen meines lieben Bruders habe ich etwas über die Landsgemeinde erfahren, aber lieber wäre es mir, wenn der liebe Papa die Güte hätte, mir eine Zeitung, die von der Landsgemeinde handelt, zu schicken.»

[18] Conrad Deutsch war technischer Direktor der Türkischrot-Aetz-Druckerei in Richterswil, welche die in Neftenbach gefärbten Tücher bedruckte. Bis 1853 war Deutsch Geschäftsführer einer kleinen im Lohn arbeitenden Türkischrot-Aetz-Druckerei in Diessenhofen. Vgl. Jenny, Handel 2, S. 483.

An der 1854er-Landsgemeinde fanden Erneuerungswahlen für die Ständeräte, die Standeskommission (Regierungsrat) und die Gerichte statt. Es wurde für 1855 wegen «ungünstigem Resultat» der Landesrechnung «wieder eine doppelte Vermögens- und Kopfsteuer» beschlossen. Die Unterstützung von Auswanderern wurde abgelehnt, obwohl sich Balz Winteler[19] dafür eingesetzt hatte. Dem Vorschlag, dass Schulinspektoren «auch ausserhalb der Schulkommission» eingesetzt werden können, wurde zugestimmt. Für «ausserehelich schwangere Weibspersonen» musste das «Recht auf Vaterschaftsklage» und der «Anspruch auf Geldentschädigung» neu geregelt werden. Der Salzpreis wurde herabgesetzt und die Korrektion der Kleintalstrasse «von der Engi bis zur Brumbachbrücke» wurde auf die nächste Landsgemeinde verschoben. Dem Antrag betreffend die «Brodtare» (Brotprüfer) wurde zugestimmt.[20]

- 5 -

Weil sich die Verhältnisse für Alexander Spelty mit dem Austritt aus der schwiegerväterlichen Firma gründlich geändert hatten, war vermutlich inzwischen die 1851 eingegangene «Association» mit Bruder Fritz aufgelöst worden. Aber unversehens erscheint dieser wieder auf der Bildfläche:

«Dein wertes Zweites setzte uns teilweise in Verwunderung, weil wir von seinem Vorhaben, sich an Dich wegen eines Vorschusses zu wenden, nichts wussten. Bruder Fritz geht schon seit einiger Zeit mit dem bewussten Auswanderungsgedanken um, und weder der gute alte Vater, noch wir sind präzis dagegen, denn ich möchte nicht zeitlebens die Verantwortung und die Vorwürfe auf mich nehmen, ihm vor dem Glück gestanden zu sein, obwohl ich zum voraus fest überzeugt bin, dass er es auch in dem gerühmten Goldlande[21] auf keinen grünen Zweig bringt, wenn ihn das tolle Glück nicht blindlings überschüttet. Auf der andern Seite aber muss ich auch bekennen, dass ihm im Vaterlande ebenfalls keine Rosen ohne Dornen blühen. Mein Geschäftchen ist doch zu klein, um zwei Familien anstandsgemäss durchzubringen, und zwar umso weniger als [ich] an seiner Person nicht jene erwartete Stütze hätte. Bliebe er nun zu Hause, so würde er partout heiraten wollen, und [es] fiele dann wahrscheinlich die Last dieser zweiten Familie auch auf mich. (...) Was soll [ich] nun machen? Du hast je-

[19] Balthasar Winteler (1812–1877) von Mollis, Drucker, Feldweibel, Landrat, beliebter und gefürchteter Landsgemeinderedner. Vgl. Becker, B., Die Glarner Landsgemeinde 1861–1878. Glarus 1952. S. 32, 45 und 98.

[20] «Glarner Zeitung», Nr. 34, 14. Mai 1854, S. 119.

[21] Die Redewendung vom «gerühmten Goldlande» hat damit zu tun, dass 1848 in der Gegend von Sacramento in Kalifornien Gold gefunden worden war; 1849 setzte der Goldrausch ein. 1850 wurde der Staat Kalifornien gegründet – dank des Goldes mit Sacramento als Hauptstadt.

denfalls gut getan, Dich vorerst bei mir zu erkundigen, und zwar aus verschiedenen Gründen.»

Er legt dann dar, dass keine fremde Hilfe beansprucht werden soll:

«(...), sondern der liebe Vater und ich werden dieses Opfer bringen. Freilich werden diese nur für einen bescheidenen Passagier berechnet sein und nicht für einen Baron, wie er aus Russland zurückgereist ist, welche Reise mich persönlich bare fl. 600 gekostet hat, ohne allerlei Gemüse, das ich auch berichtigt habe. (...) Aber wie gesagt, hat er durchaus keine andere Hülfe nötig, nur dürfte vielleicht der Fall eintreten, dass ich Dich im Namen meines lieben Vaters und im meinigen um ein momentanes Darlehen (bis December) gegen Zinsvergütung von fl. 800–1000 angehen müsste. Ich habe letzten Winter grosse Auslagen für Reparaturen und Anschaffungen gehabt, (...) so dass [ich] wahrscheinlich selber nicht im Fall bin, für Fritz das nötige Reisegeld zusammen zu bringen, der später doch auch noch gelebt haben muss. – In diesem Falle also wäre ich so frei, bei Dir anzuklopfen. (...) Glaubst Du nicht auch, dass im Herbste besser die Reise zu unternehmen wäre als jetzt bei immer sich noch steigernden Hitze?»

Hätte Fritz Spelty (1818–1881), der das schwarze Schaf in der Familie verkörpert, nicht beim Schwager seines Bruders angeklopft, wäre weder er, noch seine Auswanderer-Geschichte ein Briefthema geworden:

«Wenn Du seinem Wunsche gleich entsprochen und die Barschaft gesandt hättest, d.h. direkt an seine Adresse, [wären] fl. 200 vor seiner Abreise schon teilweise vergriffen [gewesen], weil er leider den Wert des Geldes nicht kennt.»

Und nicht selten sind in jenen Zeiten die schwarzen Schafe in Amerika gelandet und haben sich dort aufgefangen oder sind dort untergegangen. Bruder Fritz lebte bis zu seinem Tode am 20. Juni 1881 in San Francisco.

Am 21. Mai 1854 bestätigt Alexander dem Schwager den Empfang des Geldes, dankt «verbindlich» dafür und bittet darum, ihm mitzuteilen, «unter welcher rechtsgültigen Form» er «eine Bescheinigung oder Obligation ausfertigen und einsenden soll».

Am Schluss des gleichen Briefes heisst es:

«Wann Fritz verreist, kann ich Dir nicht mit Bestimmtheit sagen, weil er es selber noch nicht weiss. Er erwartet vorerst noch einen Bericht von Havre wegen Abfahrt des Schiffes. – Vor ein paar Wochen erhielt ich einen interessanten Brief von Freund Kellersberger, schweizerischer Konsul in San Francisco, an den ich ihn also auch recommandieren werde, obwohl ihm bereits schon mehrere verdankenswerte Empfehlungsbriefe von hiesigen Handelshäusern versprochen sind.»

Vater Jost und Bruder Alexander waren ja nicht «präzis dagegen», dass Fritz sich zum «gerühmten Goldlande» hingezogen fühlte. Es kann darum nicht verwundern, dass Alexander über die Abreise und über die Fahrt nach

Havre, dem wichtigsten atlantischen Hafen Frankreichs, in mehreren Briefen nach Diessenhofen berichtete.

Am 2. Juli heisst es:

«Bruder Fritz (...) verreist nicht übermorgen, sondern nächsten Donnerstag, den 6. dies, wenn er seinen Plan nicht wieder ändert.» Dass an diesem Tag die Abreise tatsächlich stattfand, hat die Schwester Mascha Spelty[22] festgehalten:

«1854: Heute, den 6. Juli, ist mein lieber Bruder Fritz nach St. Franzisco in Californien abgereist morgens 7 Uhr mit der Zürcher Post. Es war ein schöner und heiterer Morgen. Möge Gott der Allmächtige ihn in Seele und Leib glücklich und zufrieden machen.»

Diesen «aufrichtigen und sehnlichsten» Wunsch schrieb Mascha auf die Rückseite des Leumundszeugnisses des Netstaler Polizei-Vorstehers. Die Vorderseite ist ein Ausweis, der in russischer Schrift verfasst und mit einem russischen Stempel versehen ist. Fritz Spelty hatte 1836 schon einmal sein Glück als Auswanderer versucht – damals als Rückkehrer nach Russland.

Am 7. Juli:

«Am Mittwoch war das Wetter nachmittags bei uns sengend, abends hingegen kam der Regen wieder in Begleit[ung] eines starken Windes. Über Nacht wurde indessen der Himmel wieder hell und freundlich, so dass Fritz bei schönstem Sonnenschein von seinen lieben Bergen scheiden konnte. Heute regnet es dafür den ganzen Tag.» (...) «Morgen schreibe [ich] an Fritz nach Havre (...). Es wird ihn sicher freuen, noch vor seiner Einschiffung unerwartete Nachrichten von seiner Heimat zu erhalten.»

Hinweise auf die Berge, überhaupt auf die Landschaft, sind auch bei Alexander selten. Im Brief vom 7. Juli ist vom Klöntal und zwei frühen Touristen zu lesen:

«Am Dienstag hatten wir prächtiges Wetter und sehr heiss. Ich spazierte mit Herr Doctor Elmer ins Klöntal bis Mitte See, wo wir uns unter einem Felsen lagerten, von unserem mitgebrachten Schinken, Brot und Wein erquickten, eine gute Cigarre rauchten und dann wieder nach Hause trollten.»[23]

Am 25. Juli 1854 kann er dann mitteilen, dass sich der Bruder jetzt «auf dem Wasser» befinden müsse – und am 27. September schreibt er von einem Brief des Bruders, der in Amerika abgeschickt worden ist:

[22] Die damals noch ledige Schwester von Alexander Spelty, Maria Spelty (1826–1882) wurde in der Familie mit russischer Vergangenheit «Mascha» genannt.

[23] Dr. med. Josua Elmer (1815–1882), Appellationsrichter, Jahrgänger und Freund von Alexander Spelty, war zu der Zeit mit Regula Lütschg (1815–1857) verheiratet und hatte eine 1838 geborene Tochter, Christina. 1859 heiratete der Witwer Elisabeth Leuzinger (1841–1876).

«Dass wir am Bettag Abend einen grossen Brief vom lieben Bruder Fritz, datiert den 10. August unter dem Wendekreis des Krebses und aufgegeben den 16. August unter 11° nördlicher Breite und 31° Länge (nach dem Meridian von Paris), erhalten haben, hat Euch mein Weib schon erzählt. Er beschreibt seine 30 Personen zählende Reisegesellschaft der zweiten Cajüte und unterhält uns tagebuchförmig über die Merkwürdigkeiten von Wind und Wetter seiner Reise etc., was zu erzählen mir jedoch wahrlich nicht mehr zugemutet werden darf. Letzte Woche schrieb [ich] dann meinem Freund Kellersberger, um ihn zu avisieren und ihn demselben privatim zu empfehlen. Der liebe Gott möge ihn ferner von Sturm und Krankheit gnädig bewahren und ihn sicher und glücklich in den ersehnten Hafen von San Francisco recht bald geleiten.»

Alexander und die Seinen werden ziemlich erleichtert gewesen sein. Aber die Haltung dem Bruder, Schwager und Onkel gegenüber war zwiespältig. Sie schwankte zwischen Geringschätzung und Mitgefühl, zwischen Verachtung und Anhänglichkeit.

Bruder Fritz wird in Alexanders Briefen erstmals am 15. Juli 1851 erwähnt und dem Leser wird gleich klargemacht, wozu Fritz gebraucht werden konnte:

«Soeben sitzen Frau Tschudi[24] vom Adler und deren Schwester bei unserem oder vielmehr [bei] Deinem Caffé; ich habe keine Zeit, ihnen meine Aufwartung zu machen, und habe daher Deinen Altersgenossen, meinen Bruder Fritz, als Stellvertreter hingesandt.»

Seine Auswanderung nach Amerika wird er selber ebenfalls zwiespältig erlebt haben. Im Brief vom 25. Juli heisst es:

«Bruder Fritz ist seit dem letzten Mittwoch, den 19. dies, auf dem Wasser. (...) Er hat nach seinem zweiten Schreiben den festen Boden ungern verlassen, der liebe Gott wird ihn aber geleiten.»

Fritz Spelty wanderte nicht zufällig im Jahre 1854 aus. Man kennt für das 19. Jahrhundert vier Auswanderungswellen um die Jahre 1817, 1845, 1854 und 1883, die mit Missernten und Konjunkturkrisen in Europa zusammen hängen. Allerdings war die Auswanderung keine ausgesprochen glarnerische Erscheinung. Aus andern Kantonen hat eine bedeutend grössere Anzahl Menschen die Schweiz verlassen; nur im Verhältnis zur Bevölkerungszahl ist der Glarner Anteil erheblich.

Im gleichen Jahr wanderte noch jemand aus dem Glarnerland nach Amerika aus. Darüber berichtet Alexander dem Schwager Rudolf am 20. März 1854:

[24] Dorothea Tschudi-Blumer (1819–1891), zweite Frau von Adlerwirt, Ratsherr und Hauptmann Rudolf Tschudi (1804–1861) und «deren Schwester» Augusta Magdalena Eberli-Blumer (1812–1876).

«Vor acht Tagen ist unsere frühere Nachbarin, Frau Barbara Hefti, jetzt Rüegg née Blumer mit ihrem Manne, dem Sohn Hans Heiri und der Tochter Catharina nach Amerika verreist. Der Josua und die Anna Marie bleiben aber bei ihren lieben Grosseltern in der Herren.»

Alexander Spelty drückte mit seinem Bericht zwischen den Zeilen sein Bedauern und Mitgefühl darüber aus, dass eine Familie, die er gut kannte, für immer auseinander gerissen wurde.[25]

- 6 -

Neben Geschäftlichem und solchen familiären Begebenheiten hatte sich Alexander auch mit weniger wichtigen Dingen zu befassen.
Am 4. Januar 1854 geht es um ein geheimnisvolles Geschenk:

«Durch Euer herrliches Geschenk habt Ihr uns neuerdings sehr verpflichtet, umso mehr, als wir so viel Güte nur durch leere Worte vergelten können. Meine liebe Veréne und ich sind aber sehr furchtsamer Natur und fürchten wir uns jetzt noch gewaltig vor diesen wilden Tieren, weil wir mit ihnen nicht umzugehen wissen. Wenn wir dann einmal besser miteinander vertraut sind, und wenn wir uns überzeugt haben, dass sie wirklich nicht so gefährlich sind, wie sie aussehen, so werden wir den Versuch wagen, sie uns dienstbar zu machen. Unser Ehebett steht gerade über dem warmen Stubenofen und nicht ob [über] einem kalten, feuchten Magazin, deswegen wollen wir sie in unsern jungen und gesunden Tagen auf schlimmere Zeiten versparen. Ihr nehmt uns dies nicht übel, sondern Ihr werdet, dessen bin ich gewiss, unsere Ansichten billigen.»

Es ist nicht auszumachen, worin das «herrliche Geschenk» bestanden hatte. Jedenfalls zieht sich Alexander in diesem und im nächsten Fall mit Humor aus der Affäre:

«Lieber Rudolf! Ich danke Dir und der lieben Marie, für Eure wohl gemeinten Gratulationen, sowohl für meine Vrinä als für mich. Sie kommen uns ganz unerwartet, da wir das ganze Jahr nie in einen Kalender schauen,

[25] Barbara Blumer (1820–1855) war in erster Ehe mit dem aus der Sägerei «in der Herren» stammenden Johann Jakob Hefti (1816–1848) verheiratet. Als Witwe heiratete sie 1852 Jakob Rüegg (1828–1909), mit dem sie zusammen mit zwei ihrer Kinder, Johann Heinrich (1838–1873) und Anna Katharina (1843–1869), beide in New Glarus gestorben, 1854 nach Amerika auswanderte. Josua (1840–1914) und Anna Maria (1845–1922) blieben bei den Grosseltern Hans Heinrich Hefti (1785–1860) und Anna Maria Hefti-Streiff (1793–1858), «in der Herren». Die in Schwanden zurückgelassene Tochter Anna Maria heiratete 1865 den Ziegler und Kalkbrenner Melchior Zopfi (1847–1931), und ihr einziges Kind, Maria Zopfi (1869–1963), heiratete 1888 Johann Konrad Auer (1863–1911), Sekundarlehrer in Schwanden. Ihr Sohn, Konrad Auer-Brunner (1890–1980), trat 1912 in die von Schwanden nach Netstal verlegte Firma des Grossvaters ein, die seit 1924 «Kalkfabrik Netstal AG» heisst. Vgl. Peter, S. 129, 200, 218 und 245ff.

um die Namenstage aufzusuchen. Dein werter Brief vom 8. dies kam just den 10. nachmittags an und wäre er den folgenden Tag angelangt, so hätte weder meine E½te [Ehehälfte] noch ich daran gedacht. – Ich sage dies bloss, um Dir zu zeigen, dass, wenn wir bei solchen Anlässen Euch etwa nicht gratulieren, Ihr es uns nicht etwa übel deuten wollt. Es ist nicht Mangel an Liebe, sondern Mangel an Gedächtnis und an Zeit, den Calender zu durchblättern und unter 365 oder noch viel mehr Namen den, ehrwürdigen Rudolf und die hohe Marie aufzusuchen.»

Indessen liess am 2. Januar 1853 Alexander seinerseits einen Namenstag nicht unbeachtet:

«Unsere herzlichen Gratulationen an die lieben 2 Marien gross und klein zu ihrem verflossenen Namenstag.»

Der nüchterne Glarner konnte den feierlicheren Thurgauern nicht nur einen beachteten Namenstag bieten, sondern etwas, das bis auf den heutigen Tag in unsern Schulbüchern einen gewichtigen Platz innehat: «Apropos! Wie geht es mit dem Tschudi'schen Tierleben?[26] Habt [Ihr] es schon ausstudiert?»

Gemeint ist das Buch «Das Thierleben der Alpenwelt/Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge» von Friedrich von Tschudi.

Friedrich von Tschudi hatte sich als Redaktor der «Illustrierte Zeitschrift für die Schweiz» auch mit dem Bad Pfäfers befasst. Er verfasste ausgerechnet im Jahre 1849 darüber einen Artikel – mit Ausführungen, die wir ähnlich bei Johann Caspar Tschudi, der 1849 dort bei seiner «kurenden» Frau ein paar Tage verbracht hatte, gelesen haben:

«Mit Kunst und Mühe wurde der Felsenschlucht Raum für eine kleine Kunststrasse zu den Bädern und der Quelle abgewonnen. In ihrer 7/8 Stunden langen Ausdehnung hart am Rande der immer brausenden Tamina, hat sie manche reizende und herrliche Parthien und überrascht am Ende den Wanderer plötzlich mit der Ansicht der weitläufigen Badegebäude. (...) In beiden Häusern befinden sich 140 Gastzimmer, die aber in der hohen Bade-

[26] Alexander Spelty wird sein Exemplar (Leipzig 1853, Verlag von J.J. Weber), das sich in der Familie erhalten hat, den Diessenhofnern zur Lektüre überlassen haben. Er konnte nicht ahnen, dass sein Enkel gleichen Namens dereinst das Haus auf der Kipfe in Glarus (heute Landstrasse 3, «Freienstein») erwerben würde, in dem Dr. Niklaus Friedrich von Tschudi (1820–1886) und seine Brüder, Dr. Adam von Tschudi (1812–1841), Iwan von Tschudi (1816–1887) und Dr. Johann Jakob von Tschudi (1818–1889), Südamerikaforscher und Diplomat, geboren wurden und die Kindheit verbrachten. Vgl. Tschudi, C., Ein Dankesbuch. Ohne Ort und Jahr; Schazmann, P.E., Johann Jakob von Tschudi, Forscher, Arzt, Diplomat. Zürich 1956; Bächler, E., Friedrich von Tschudi, 1820–1886, Leben und Werk. St. Gallen 1947; Vogler, W., Das Bad Pfäfers im Jahre 1849, beschrieben von Friedrich von Tschudi. In: Terra plana 1989, 2. S. 34–38; Winteler, S. 201, 242.

«Das Tierleben der Alpenwelt» von Friedrich von Tschudi, 1853.

zeit alle stark besetzt sind, da im Juli die Zahl der Gäste oft über 300 steigt. Früh um fünf Uhr wird mit dem Wassertrinken begonnen, dann gefrühstückt, gebadet, ins Bett gegangen, um zwölf Uhr gespeist und Nachmittags ein Ausflug gemacht.»

Was dann der Namensvetter anschaulich und packend beschreibt, hätte Johann Caspar Tschudi auch tun können:

«Durch eine Türe betritt der zagende Fuss eine schwarze, enge Schlucht (...); ein mühselig befestigter Brettersteg führt längs den steilen Felswänden 30–40 Fuss hoch über dem tobenden Bergstrom etwa 700 Schritte weit in die Tiefe des Schlundes, der nach unten sich verengt und in der Höhe gegen 200–300 Fuss ansteigt. Bald verengt die Kluft sich auch auf der obern Seite; die Felsen neigen sich hoch über unserm Haupte zusammen und schliessen sich stellenweise vollkommen, so dass oben ein Weg über den Schlund wegführt.»

Johann Caspar Tschudis Sache war zwar eher die synthetische Chemie, aber ganz unbekannt wird ihm nicht gewesen sein, was von Tschudi referiert: «In unsern Jahren hat bekanntlich die analytische Chemie unter den Auspicien grosser Männer ausserordentliche Fortschritte gemacht und auch die Mineralwasser in grosser Übereinstimmung mit scrupulöser Genauigkeit bis auf die minutiösesten Bestandteile zersetzt. Die chemische Untersuchung hat im Pfäferser Thermalwasser nur höchst wenige eigentliche arzneiliche Stoffe entdeckt und diese in einer so geringen Menge, dass sie nur noch dem Homöopaten palpabel erscheinen können.»

Mit Gewöhnlichem und Alltäglichem geht es in Alexanders Briefen am 7. Juli 1854 weiter:

«P.S. Meine Madame hat nächsten Montag ihre Frühlingswäsche. Wenn uns der liebe Gott nur gutes Wetter für Dienstag, Mittwoch und Donnerstag schickt, sonst wäre [ich] lieber im Pfefferland oder bei Euch in Diessenhofen.»

Und am 2. Januar 1853:

«Wir verliessen [die] Herren abends ½ 5 Uhr (wo wir noch die Freude hatten, Tante Burgula[27] eintreffen zu sehen), um noch bei Herrn Vetter Lieutenant Zopfi vorzusprechen.»

Oder am 15. Juli 1851 (aus Schwanden):

«Jungfer Verena Ryffel[28] ist auch bei ihrer Schwester auf Besuch und half ihr beim Plündern vom Schönen Grund auf die Abläsch.»

Am 1. April 1854:

«Wir haben auch schon den Gärtner in unserem Garten gehabt und erfreuen wir uns überhaupt einer schönen Witterung, heute geht zudem der Föhn, wovon [ich] kein sonderlicher Liebhaber bin.»

Am 11. April:

«Das Wetter ist fortwährend wunderschön, und sehe ich bereits von meinem Comptoir aus auf einen prächtig blühenden eigenen Birnbaum, während seine Cameraden sich nicht minder schön entfalten.»

Am 21. Mai 1854:

«Mit Vergnügen vernehme ich aus Deinem lieben Brief vom 2. Mai, dass Du in der Folge Convenienz finden dürftest, durch meine stets bereitwillige Vermittlung Caffé aus Bremen zu beziehen. Herr Wege hat mir unter dem 14. dies aus Magdeburg eine sehr erfreuliche Information über die Herren A. Wortmann & Borchers eingesandt, die er in Bremen von fachkundigen Männern persönlich eingezogen hatte. Das Haus sei gut fundiert und be-

[27] Waldburga Dürst-Dürst (1802–1886), Schwester von Regula Tschudi-Dürst.

[28] Verena Ryffel (1834–1920) war eine Tochter von Benjamin Ryffel-Tschudi. Sie war mit Fridolin Jenny (1833–1920) von Schwanden verheiratet, der als Partner seines Schwiegervaters in Stäfa als Fabrikant tätig war.

stehe aus braven, tätigen jungen Leuten, die ihr Geschäft verstehen und demselben gewachsen sind.»

In der Regel tritt in Alexanders Briefen seine Frau Verena so in Erscheinung, dass lediglich ihr Name genannt wird, obwohl sie – wie dem Brief vom 21. Mai zu entnehmen – durchaus nicht nur haushaltend tätig gewesen war:

«Meine arme Mamman hat den versprochenen Brief vom lieben treuen Schwesternherz noch nicht erhalten. Dies ist auch die Ursache, warum sie Dir nicht mehr geschrieben [hat], (...). Seit ich aber zu Hause bin, hat sie wahrlich auch keine Zeit mehr, weil sie nicht nur mich pflegen, sondern mir auch in meinen schriftlichen Arbeiten tapfer helfen muss.»

In welcher Weise der Chef und seine Sekretärin bei Gelegenheit den ernsten Büroalltag aufgelockert hatten, verrät der Brief vom 10. März 1854:

«Von der Christina haben wir immer gute Berichte, nur beklagt sie sich über Kopfweh. Die Jümpferchen müssen eben jetzt tüchtig lernen und repetieren, da das Examen bald stattfindet und dann wird wohl hie und da der Kopf schwer sein. Dies schadet nicht viel, wenn sie einmal zu Hause [sein werden], werden Ihnen die grammatikalischen Regeln den Kopf nicht mehr zerbrechen. Mamman schreibt soeben dem Fräulein, auch dessen Freundin, Fräulein Sophie Freiherrin von Schenk, welchen Brief sie mit «Veréne Spelty née von Tschudi» unterschrieben hat, d.h. ich wollte es ihr angeben, sie solle es tun, weil mich schon der Titel zum Lachen reizte.»[29]

- 7 -

Wenn Alexander Spelty im Verwandten- oder Bekanntenkreis Briefe schrieb, erschien früher oder später «Freund Caspar» Jenny (1810–1867)[30], Teilhaber der Firma Bartholome Jenny & Cie. in Ennenda und Haslen, auf der Bildfläche. Und wenn die Hanharts die Adressaten waren, erschien auch Rudolfs Bruder Martin. Im Brief vom 20. März 1854 treten beide gleich miteinander auf:

[29] JHVG, Hefte 49, 55 und 58 – «von Tschudi» nennen sich z. B. jene Tschudi, die aus der Kipfe in Glarus stammen.

[30] Über «Freund Caspar» heisst es im Genealogiewerk des Kantons Glarus bei Johann Heinrich Blumer-Oertli (1814–1865): «Gefährte von Caspar Jenny, «Lauisser», bei dessen vielen Gelagen und Possenstreichen.» Caspar Jenny war verheiratet mit Anna Katharina (Didi) Jenny-Zweifel (1824–1881). In den Briefen Alexander Speltys aus dem Sonderbundskrieg (vgl. JHVG, Heft 77, S. 46) ist eine «Mordgeschichte», in die Caspar verwickelt war, ein wichtiges Thema; er wurde schliesslich von der Anklage «der Tötung aus Fahrlässigkeit» freigesprochen, resp. zu einer Busse von 1000 Gulden und zur Tragung sämtlicher Kosten «verfällt». Urteil des Kriminalgerichtes vom 18. November 1847.

«Grüsse mir den lieben Martin und seine werte Familie samt und sonders und frage ihn, ob er noch etwas disponiblen 1846er Trülliker besitze, natürlich den Caspar Jenny versprochenen Teil nicht gerechnet, (...). Auch von andern guten und ächten Sorten beliebe [er] mir die Preise recht bald zu nennen.»

Worum es hier geht, ergibt sich aus dem vom 11. Juli 1853 datierten Brief:

«Sage Deinem lieben Bruder Martin, dass Caspar Jenny sich auf 400 Mass 1846er Trülliker, nach gehabter Qualität, abonniert. Dieser Wein schmeckt ihm ganz besonders gut. Früher war er an den geistigen sogenannten Oberländer (er ist rot und wächst bei Meyenfeld, Malans, Jenins etc.) gewohnt, da er aber schon seit mehreren Jahren ganz gefehlt hat, so wollte kein anderer Wein meinem Freund mehr schmecken, und namentlich hatte er gegen den Weissen einen rechten Aberwillen. Der Trülliker hingegen hat ihn wieder zurecht getrüllt. Morgen verreist er nach Tarasp und dann nach St. Moritz, um an jedem Orte 10 Tage zu verkuren.»

Am 20. März 1854 geht es wie folgt weiter:

«Freund Caspar Jenny, der vor 14 Tagen wieder frisch und munter von seiner Reise zurückgekehrt ist, hat Deinem lieben Bruder Martin geschrieben. Er findet nämlich seine letzte Weinfactura nicht mehr, die er seinerzeit in seiner Melancholie irgendwo verlegt haben muss, so dass er später an deren Regulierung gar nicht dachte, und auf der Reise wird es ihm noch weniger in Sinn gekommen sein.»

Am 11. April geht es nochmals weiter:

«Freund Caspar Jenny (der zum zweiten Mal 6 Wochen in München war und sich nun gottlob recht munter befindet) erwartet nächsten Monat Bock![31] Hoffentlich bekomme ich einen Schluck davon, wenn er nicht etwa vor meiner Rückkunft von meiner Welschlandreise schon ausgetrunken sein wird.»

Es verstrichen zwei Monate, bis Freund Caspar wieder erwähnt wurde. Er wird sich seinen Geschäften in Ennenda und Haslen und vielleicht auch in Lugano gewidmet haben. Am 16. Juni bereitet Alexander die Diessenhofner auf einen Besuch vor, bei dem es sich nur um Caspar Jenny handeln kann: «Nachrichten weiss ich wahrlich keine und wenn noch welche wären, so wird Euch jemand anders solche mündlich überbringen. Habt nur ein gutes Auge auf das hinunterfahrende Dampfschiff am nächsten Montag oder Dienstag, sonst könnte Euch wahrlich dieser liebe Jemand entrinnen, wenn der Strom reissend geht.»

Am 20. Juni:

«Sollte Freund Caspar noch unter Euch weilen, so küsst ihn in meinem Namen recht herzhaft, und die liebe Marie soll im Auftrag meiner dicken Veréne Ihre beidseitige treue Freundin, die gute Frau Jenny, ebenfalls verpfnatschgen.»

Anna Katharina Jenny-Zweifel (1824–1881), Ehefrau von «Freund Caspar» Jenny (1810–1867). (DJE)

Gemäss Brief vom 2. Juli kehrte Caspar Jenny von Diessenhofen nicht direkt ins Glarnerland zurück:

«Grüsst mir die lieben Eurigen in der Alten Sonne und meinen lieben Freund Fritz (wie hat ihm Freund Caspar gefallen?) (...) ist der liebe Caspar mit seinem golden Didi heute in Bern, wir haben ihnen letzten Freitag Morgen früh nach Interlaken geschrieben.»

Schwager Rudolf hatte offenbar die im letzten Brief gestellt «brennende» Frage nicht beantwortet, so dass Alexander am 7. Juli 1854 nachdoppeln musste:

«Du sagst mir wiederum nicht, wie Caspar und Fritz Brunner sich gefallen haben. Freilich war die Zeit ihres Zusammenseins zu kurz, sonst hätten sie einander schon gefallen. Freund Caspar hat gern offene und biedere Leute ohne Complimente, und Freund Fritz findet Gefallen an treuherzigen Gesellen.»

[31] «Bocksbeutel», Wein in bauchigen Flaschen.

Der Brief vom 25. Juli schliesslich befasst sich mit einem mehr oder weniger gewöhnlichen glarnerischen Sonntag:

«Wir waren letzten Sonntag (Mascha, Veréne, Herr Wege[32], Herr Doct. Elmer und seine liebenswürdige Tochter Christina und meine Wenigkeit) im Stachelberg. Dieses Bad ist nun mit Badegästen überfüllt, und da auch noch andere Gäste da waren, so ist man fast bei der grossen Hitze erstickt. Freund Caspar Jenny war auch mit seiner Familie anwesend. Da er jedoch am Morgen früh seinen Spazierang auf die Limmernalp (4 Stunden weit) gemacht und spät zum Mittagessen ankam, so war er anfangs nicht ganz so rosenfarben gelaunt, sondern gut aufgelegt, seine oft verwundbaren Pfeile da- und dorthin abzuschiessen, später wurde er jedoch menschenfreundlicher, als er die Müdigkeit vergessen, den knurrenden Magen befriedigt und seinen brennenden Durst mit Markgräfler und Selterswasser gelöscht hatte.»

Schon Johann Caspar Tschudi hatte mit Herrn Wege zu tun; er berichtet am 23. November 1850 nach Diessenhofen:

«Der Tochtermann Spelty ist gottlob nach wenigen Tagen wieder gut genesen und hat seither wieder mehr gearbeitet und ist mit Herrn Wege von Stuttgart also letzten Montag und Dienstag trotz der schlimmen Witterung im Unterland in Geschäften herumgereist.»

Und bei eben diesem Tochtermann lernt man Herrn Wege etwas näher kennen; am 23. Juni 1851 schreibt er nach Diessenhofen:

«Auch Herr Wege war letzte Woche wieder hier und riss uns während zwei Tagen aus der monotonen Eintönigkeit auf seine gewohnte bescheidene und gemütliche Art heraus.»

Im Brief, den Verena Spelty-Tschudi am 2. September 1855 nach Diessenhofen schreibt, ist von einer Hochzeit und von einer Reise die Rede:

«Herr Caspar Jenny hat nur eine etliche Wochen lange Kur in Albisbrunn gemacht. Wie mir Didi schrieb, soll sich Caspar gar herrlich in der Ordnung befinden, so dass sie auch wieder einmal glückliche Tage hat. Heute sind sie in Begleit[ung] des Herrn Caspar Jenny in der Ziegelbrücke[33] und seiner jungen Gemahlin nach Paris verreist, (...). Etwa vor 14 Tagen war die Hochzeit der obigen. Sie liessen sich in Ennenda trauen, nachdem gings ins Stachelberg, wohin sie ein Orchester von Zürich kommen liessen. An der Hochzeit waren nur die Eltern und Geschwister. Hingegen am andern Tage

[32] Alexander Wege, Geschäftsmann aus Stuttgart, taucht regelmässig in den Briefen der verschiedenen Schreiber auf. Er gehörte in Schwanden, Netstal und Diessenhofen sozusagen zur Familie.

[33] Kaspar Jenny (1819–1894), heiratete am 14. August 1855 Albertina Dinner (1836–1892) von Glarus. Wie sein Vater Fridolin Jenny (1784–1857), der 1828 aus der Firma Bartholome Jenny in Ennenda ausgetreten war, war er zuerst Associé der Firma Enderlin & Jenny in Ziegelbrücke, dann alleiniger Inhaber der Spinnerei und Weberei in Ziegelbrücke und der Weberei in Triesen FL. Kaspar Jenny-Dinner war ein Cousin von «Freund Caspar» Jenny-Zweifel.

ging es grandios zu, da waren noch verschiedene Gäste, unter denen die Jenny's und die Ehrhardt's, eingeladen. Ein langer Zug, voraus das junge Paar, fuhr das Ländchen hinunter, wo sie dann unter Kanonendonner in ihrem fürstlichen Sitz von ihren Arbeitern empfangen wurden.»

Auch in Alexanders Brief vom 18. November ist von Paris die Rede und davon, dass dort an der Weltausstellung nicht alles nach Wunsch verlaufen war:

«Was in Paris war (...). Man ist über das Urteil der Paris Jury erstaunt, denn alles ist einstimmig der Meinung, dass Tschudi & Co. unbestritten das schönste Rot an die Ausstellung geliefert haben. Da ist wahrscheinlich intrigiert worden.»

Mehr Glück hatten Tschudi & Co. an der Pariser Weltausstellung von 1867, an der sie mit einer Goldmedaille ausgezeichnet wurden, während die andern Glarner Aussteller leer ausgingen.

Noch gab es über Freund Caspar manches nach Diessenhofen zu berichten – so am 8. Oktober 1855:

«Gestern waren die Freunde Caspar und Erhard[34] mit ihren Frauen bei uns auf Besuch. Das erstere Paar erzählte uns viel von Paris und [seinen] Reisen. Sie sind alle recht wohl (...). Caspar sagte zwar, er habe Dich oder Euch durch Bruder Martin in der letzten Zeit ein paar Mal hintereinander grüssen lassen. Er hats wie ich mehr mit dem frischen Wasser als mit dem Wein.»

Am 19. Oktober:

«Freund Caspar war am letzten Dienstag Nachmittag auch ein paar Stunden an der Chilbi. Er hälts immer noch mit dem Wasser, was ihm sehr wohl behagt und ihn deswegen auch bei ganz gutem Humor behält. Gestern Abend erhielt ich einen Brief von ihm, worin er sich Caspar Bois l'eau unterzeichnet, ein Beweis, dass er damit fortfahren wird, was für ihn gewiss am besten ist: Am Morgen um 5 Uhr wäscht er den ganzen Leib mit einer grossen Masse kalten Wassers, dann spaziert er ein paar Stunden rasch auf beschwerlichen Wegen und trinkt bei allen Brunnen ein oder zwei Glas Wasser. Um 7 oder 1/2 8 Uhr kommt er nach Hause und nimmt eine Tasse Milch, mittags einen Teller Suppe, wenig Fleisch, aber etwas mehr Gemüse. Am Abend hingegen bekommt er einen kleinen Teller mit Suppe, ein kleines Stückchen Brot und etwas gekochtes Obst ohne Fleisch. Dennoch hat er die Cholera noch nicht bekommen.»

[34] Jakob Ehrhardt (1815–1893), verheiratet mit Freund Caspars Schwester Anna Maria Jenny (1823–1871).

Am 30. Oktober:

«Am letzten Dienstag Abend kehrte Herr Heinrich Jenny[35] (Reisender von Bartholome Jenny & Cie. und Tochtermann von Herrn Kirchenvogt Fridolin Jenny) um 1/2 6 Uhr munter und wohlgemut vom Comptoir nach Hause zurück. Um 1/2 7 Uhr speiste er zu Nacht und setzte sich dann mit seinem Vater [Webermeister Hilarius Jenny] aufs Canape und rauchte um 7 Uhr mit Vergnügen seine Cigarre. 10 Minuten später klagte er plötzlich über Unwohlsein und bat seine Frau um frisches Wasser. Bevor sie jetzt die Stube verlassen konnte, lag er schon, eine Leiche, in den Armen seines Vaters. Unser Freund Caspar verliert ungern diesen braven und tüchtigen Mann.»

Im nächsten Brief, am 1. November, wird diese Nachricht ergänzt:

«Ich glaube Dir gesagt zu haben, dass Herr Heinrich Jenny an einem Schlagfluss gestorben ist und also nicht an der Cholera.»[36]

Am 9. November:

«Freund Caspar ist seit gestern wieder definitiv als Associé bei Bartholome Jenny & Cie. eingetreten und ist er mit den Bedingungen vollzufrieden. Es ist gut, dass er eine regelmässige Beschäftigung bekommt, dann bleibt er bei seinem guten Humor. Ich habe ihm letzte Woche auch sein Mobiliar versichert.»

- 8 -

Der Brief vom 29. September 1854 handelt davon, dass in Diessenhofen Anna Maria Hanhart-Tschudi ernsthaft erkrankt war:

«Wir vernehmen im übrigen mit Betrübnis, dass unsere vielgeliebte Marie immer noch recht schwach ist, indessen tröstet uns der nunmehr selbst krank darniederliegende Freund Doktor Elmer mit seiner Ansicht, dass, wie er ja zuerst vorausgesagt hat, diese Krankheit nur einen langsamen Verlauf nehmen könne. Die gute Seele, dessen sind wir überzeugt, wird sich mit Geduld ihrem Schicksal ergeben und dadurch gewiss ihre Gesundung nachhaltig fördern (...).»

Zur weiteren Erholung sollte eine Luftveränderung beitragen, wie im Brief vom 8. Oktober zu lesen ist:

«Mit wahrer Freude vernehmen wir aus Deinem werten Vorgestrigen, dass die liebe Marie sich nicht nur ziemlich gut erholt hat, sondern dass sie auf dem Punkte steht, uns noch im Laufe dieser Woche mit der lieben Mutter mit ihrem werten und angenehmen Besuche zu erfreuen. Sie sind uns beide

[35] Johann Heinrich Jenny (1823–1855) war verheiratet mit Verena Jenny (1819–1873), Tochter von Fridolin Jenny-Glarner (1792–1856).

[36] Die schon mehrmals erwähnte Cholera, eine ansteckende Darmkrankheit, breitete sich noch im 19. Jahrhundert zeitweise epidemisch aus, in Deutschland beispielsweise letztmals 1892. Ein grosser Teil der Erkrankten erlag der Seuche.

von Herzen freundschaftlich willkommen und wollen wir gewiss zu dem teuren Schwesterherz alle Sorge tragen, damit der Aufenthalt bei uns der guten Marie ihre vorige Gesundheit wieder zurückbringe. Die Kühe kehren morgen und übermorgen von den Alpen zurück und somit gibt es wieder Milch im Überfluss für eine Milchkur zu machen. Die Witterung ist auch noch recht angenehm und so wird alles dazu beitragen, dass die Frau Schwester die ihr so nötige Erholung findet.»

Im Zusammenhang damit fällt im gleichen Brief der Blick noch einmal auf Freund Caspar:

«Den Ennendanern werden wir Eure Grüsse vermelden, aber von der lieben Marie Besuch nichts sagen, wir wollen sie damit überrumpeln. Später soll dann auch der Schmollisabend[37] arrangiert werden. Zwar ist Freund Caspar gegenwärtig wieder in Lauis [Lugano], wir wollen ihm jedoch alsdann seine Mucken schon austreiben, wenn Du die Deinigen auch zu Hause lässt, um was ich Dich im Namen dieses Freundes bitten muss.»

Marie Hanharts Reise von Diessenhofen nach Netstal scheint reibungslos verlaufen zu sein. Hingegen hatte laut Brief vom 11. Oktober die Übermittlung der genauen Ankunftszeit Schwierigkeiten bereitet, obwohl jetzt – im Jahre 1854 ein neues Kommunikationsmittel zur Verfügung stand:

«Zur Ergänzung meiner um 4 Uhr abgegangenen telegraphischen Depesche (die ich nach Schaffhausen mit der Ordre dirigierte, sie Dir sofort per Express zugehen zu lassen, so dass sie Dir noch diesen Abend zukommen muss) diene Dir, dass die liebe Mutter und die liebe Marie mit der berühmten Weesnerpost um ½ 4 Uhr glücklich wohlbehalten und sehr munter bei uns angelangt sind. Christina, Emil und ich holten die Lieben auf der Post ab und brachten sie mit ihren sieben Sachen in die harrenden Arme der Veréne, Schwester Mascha und des lieben Vaters.»

Und weiter unten:

«Von Telegraphieren ist gar keine Rede mehr, dies ist von Netstal nach Diessenhofen zu umständlich. Einen Expressen von Netstal nach Glarus und wieder einen von Schaffhausen nach Diessenhofen und umgekehrt. Wenn Du Freude am Telegraphieren hast, so musst Du vorher ein Telegraphen-Bureau in Eurer Bezirkshauptstadt errichten lassen, sonst wird von Netstal keine Depesche nach Diessenhofen mehr abgehen.»

Immerhin hat das Telegraphen-Bureau in Glarus[38] auf die Panne reagiert: «Die liebe Marie hat es vergessen, Dir in ihrem letztvorgestrigen beiliegen-

[37] Schmollis machen, Brüderschaft trinken, Duzis machen.

[38] Der elektrisch betriebene Telegraf erlangte in Europa erst nach 1849 Bedeutung. Mit dem Bau eines schweizerischen Telegrafennetzes wurde 1852 begonnen. Eine eigene Station erhielt Netstal 1866. Vgl. Peter, S. 422; Daten 1, S. 302.

den Brief des glarnerischen Telegraphenbureaus beizufügen, um Dir dadurch zu beweisen, dass es nicht mein Fehler war, wenn Dir die Depesche vom Mittwoch nicht gleichentags zukam.»

Das steht unter anderem im Brief vom 15. Oktober:

«Heute erwarteten wir den lieben Joachim und die liebe Rosa mit dem lieben Peter auf Besuch. Die Morgenpost brachte uns aber die leidige Anzeige, dass es ihnen nicht möglich sei, weil der arme Schwager an Zahnweh leide. Sie werden also erst Dienstags erscheinen, und dann die liebe Mutter abholen. Sie glauben, gleichzeitig auch die liebe Marie entführen zu können, ich habe sie aber mit meiner Antwort von diesem Wahne befreit, indem [ich] ihnen dartat, dass die liebe Marie für den Anfang bei uns besser aufgehoben sei und mehr Ruhe geniessen könne als bei ihnen in der Herren, wo man vom Geräusch des Wassers und dem Poltern der Maschinen ganz betrübt und von den täglichen Visiten so vieler Verwandten und Bekannten total bestürmt würde etc. etc. Die liebe Marie könne dann später ihre Nachkur in der Herren fortsetzen.»

Wenn es gestimmt hätte, was Alexander schon am 19. Oktober nach Diessenhofen gemeldet hatte, nämlich «dass die liebe Marie sich so wohl befindet, dass sie vorgestern an unserem arrangierten Ball tätig Anteil genommen und wacker getanzt hat», wäre ein Erholungsaufenthalt im Glarnerland nicht nötig gewesen. Wollte er den Schwager ärgern oder ihn mit seinen Kapriolen aufheitern? Es ist dann noch davon die Rede, dass «nur die jüngsten, schönsten und gewandtesten Tänzer sie umschwärmten», dass er aber mit seinem «schwachen Gesicht nichts Anstössiges gesehen» habe. Zu erwarten ist, dass Freund Caspar ins Spiel kommen musste:

«Soeben fahren sie, die beiden Schwestern, zur Madame Jenny née Zweifel[39] nach Ennenda. (...). Du darfst dem Himmel danken, dass unser Freund Caspar noch immer in der Misslaune ist und dass er gestern plötzlich zur Zerstreuung nach Lugano verreist ist, sonst hätte dies heute saubere Geschichten abgesetzt, wenn er mit unsern Weibern allein poculiert hätte.»

Jedenfalls schlug die Kur in Netstal, wie der Brief vom 28. Oktober an Rudolf Hanhart zu berichten weiss, gut an:

«Du wirst gestern von unserem lieben Hausgast direkte Nachrichten empfangen haben, daher kann [ich] Dir heute über denselben nicht viel Neues berichten. Die liebe Marie befindet sich gottlob nicht nur wohl, sondern sie muntert sichtlich von Tag zu Tag, was wahrzunehmen uns innige Freude

[39] Anna Katharina Jenny-Zweifel (1824–1881), Schwester von Landammann Esajas Zweifel-Milt (1827–1904) und Schwiegermutter von Landamann Eduard Blumer (1848–1925).

macht. Sie ist bis jetzt dank der Vorsehung weder gefallen, noch hat sie sich gestossen oder gestochen oder geschnitten oder gebrannt, noch eingeklemmt oder geritzt, noch hatte sie, bei uns wenigstens, Anlass, sich zu überessen oder zu übertrinken, und Deine Trauben-Sendungen kamen ihr daher sehr gut zustatten, indem sie damit doch ihren Appetit stillen konnte. Geht es mit der Erholung ferner so fort, so kannst Du, dem Allgütigen sei es gedankt, in ein paar Wochen eine gesunde Frau umarmen. Wir bedauern nur, dass sie uns schon verlassen will, indem sie entweder morgen durch Joachim abgeholt oder von uns montags nach Schwanden geleitet wird. Beliebe darnach Deine nächsten Briefe an die liebe Marie in die Herren zu adressieren.»

Der Brief vom 30. Oktober 1854 von Verena Spelty-Tschudi – ihr einziger aus dieser Zeit – ist in einem eigenständigen Stil verfasst:

«Lieber Rudolf!

Es wäre mir unmöglich, nebigen Bericht (Abschrift eines Briefes aus Marseille mit Preisliste) an Dich abgehen zu lassen, ohne einige private Zeilen daran zu schliessen. Warum ich heute Deine Referentin bin, ist die Ursache, dass mein lieber Mann, Deine teure Gattin, unsere herzlich geliebte Marie, uns entführte, um sie den Lieben «in der Herren» zu überbringen, die nun sehnlichst auf sie harrten. Gott sei Dank kann ich Dir über ihr Befinden die besten Berichte geben, da sie in dieser kurzen Zeit, da sie bei uns weilte, sich sozusagen gänzlich erholt hat. Nun wird das herrliche Wetter, das nun wieder eingetreten, und die alte heimatliche Luft und im väterlichen Hause noch die gänzliche Vollendung bewirken, was ich von Herzen wünsche.»

Schon am 8. Oktober, als man Anna Marias Aufenthalt im Glarnerland erst ins Auge fasste, beginnt Alexander damit, einen Besuch Rudolf Hanharts in die Wege zu leiten:

«Ist dann einmal die liebe Marie ganz wieder hergestellt und in jeder Hinsicht vollkommen gesund, so bitten wir dann König Rudolf (aber nicht vorher) uns ebenfalls mit der kleinen Prinzessin Maria mit Ihrem allergnädigsten und huldreichen Besuche beehren zu wollen.»

Die ausgefallene Formulierung kann mit dem Krimkrieg zu tun haben, der in jenem Sommer in den Kabinetten der Könige und Kaiser angezettelt worden war. Allerdings haben Rudolfs Töchter ihm später spasseshalber solche Titel verliehen.

Am 28. Oktober hat Rudolfs Besuch schon bestimmtere Formen angenommen:

«Nach 14 Tagen wirst Du aber mit unserem lieben guldigen Herrgotten Erdenmunk[40] selbst kommen, etwa 8 Tage in Schwanden verweilen und die übrige Zeit im Trio bei uns zubringen.»

[40] Kosename für Anna Maria Hanhart (1851–1923), Johann Caspars «Engelchen».

Am 8. November hat Alexander ein Handelsgeschäft mit dem Besuch in Verbindung bringen können (es stand auch die neue Firma für die «Herren»-Fabrik noch aus):

«Wir schrieben uns gegenseitig den 6. dies. Heute habe ich schon wieder das Vergnügen, Dir einen neuen Frachtbericht von Marseille in Abschrift mitzuteilen, und kannst Du die darin besprochenen Muster von Weizen, Mais etc. hier besichtigen. Sie sind nämlich noch nicht angelangt, und Du wirst nun wohl bald uns mit Deinem werten Besuch erfreuen. Vorerst gehst Du mit dem lieben guldigen Munk einverstandenermassen direkt zur treuen lieben Mamma nach Schwanden, wo Ihr Euch 8 bis 10 Tage verweilt und dann à trois für längere Zeit zu uns kommt. Wir haben seit gestern Mittag wieder wunderschönes Wetter, aber kalt, denn der Schnee liegt schon weit unten. Freund Caspar Jenny ist noch nicht zurück, vielleicht bleibt er noch längere Zeit aus.»

Im Brief vom 27. September 1854 taucht unversehens eine Tochter von Johann Caspar Tschudis Vetter Benjamin Ryffel, Verene oder Henriette, auf: «Letzte Woche traf ich in Glarus Monsieur et Madame Jenny-Ryffel von Stäfa[41], die über mein unerwartetes Erscheinen sehr erfreut schienen. Madame Jenny frug hastig nach dem Befinden der lieben Marie, indem sie gehört habe, sie sei unwohl oder gar krank, und trug mir dann unter scheinbar aufrichtigem Bedauern Euch allen, aber namentlich ihrer vielgeliebten Freundin die herzlichsten Grüsse auf, mit heissen Wünschen begleitet, dass die gute arme Marie recht bald vollständig genese und sich von nun an immerfort der ungestörtesten Gesundheit zu erfreuen haben möge. Wenn ich mich recht erinnere, so sprach sie vom selbst schreiben etc. und entschuldigte sich dann mit ihrer Kinderschar, die ihr viel zu schaffen gebe.»

Warum dieser beinahe hämische Ton angeschlagen worden war, werden die Beteiligten gewusst haben.

- 9 -

Wir sind mittlerweile bis ans Ende des Jahres 1854 vorangekommen. Am 16. Dezember erhielt Alexander Spelty aus Frauenfeld einen Brief, in dem ein Freund, der mit «Rudi» unterschreibt, «von den Ereignissen, die uns in letzter Zeit betroffen haben» erzählt. Er beginnt mit dem Tod der Mutter «vor bald 14 Tagen». Vor 6 Wochen habe er sie in Aarau noch einmal besucht. Dorthin gereist sei er «sowohl wegen meinem Bruder und seinen Angelegen-

[41] Vermutlich Verena Jenny-Ryffel oder deren Schwester Henriette Ryffel (1838–1902), die mit Johannes Jenny (1832–1886) von Schwanden verheiratet war, der ebenfalls als Partner des Schwiegervaters in Stäfa als Fabrikant tätig war.

heiten, als auch um meine Familie dort nach den überstandenen Cholera-Ängsten wieder einmal zu sehen und zu mustern.»

Dann fährt er fort:

«Einige Zerstreuungen und darum auch Linderung des Schmerzes bietet mir die Veränderung, die in meiner Carriere vorgeht und die meinem Vater und meiner lieben Schwester noch mehr des Trostes bringen soll. Ich werde nämlich nach Neujahr nach Aarau übersiedeln und an des verstorbenen Dr. Vischer Stelle in der chemischen Fabrik der Herren Frei eintreten, mithin die Rotfärberei mit allem, was dazu gehört, wie ich hoffe, für immer an den Nagel hängen.»

Er begründet dann, warum er das «grosse Haus» in Islikon[42] verlassen wolle, wo seine Stellung «eine ganz schöne» sein könnte, hätte man ihm nicht einen Herrn Wadel vor die Nase gesetzt:

«Im übrigen bin ich froh, dass ich die leidige Türkischrotfärberei los geworden bin. Colorist zu sein, lasse ich mir noch gefallen, obschon auch der schon viel ungerecht zu leiden hat von den Herren der Feder; aber geschlagenere und gequältere Menschen als Türkischrotfärber gibts keine, wenn man's nicht auf eigene Rechnung treiben kann, und dazu war für mich keine Aussicht vorhanden. [Türkischrotfärberei] ist gut für die Leute, die sonst nichts anderes gelernt haben, sagte mein College Witz, wer aber etwas anderes kann, soll doch Türkischrotfärberei bleiben lassen.»

Es muss nach der Lektüre von «Rudis» Brief einiges durch Alexanders Kopf gegangen sein. Auch er war die Türkischrotfärberei – zwar aus ganz andern Gründen – los geworden. Er war aber einerseits insofern dabei geblieben, als er an ihrem Erfolg partizipieren konnte, und er hatte anderseits gelernt, noch etwas anderes zu können.

Was Alexander im Jahre 1855 nach Diessenhofen schrieb, bewegte sich im Rahmen der Vorjahre. In den Geschäften gab es neue Beziehungen und ein paar neue Produkte. «Rudi» ist der in den Briefen nach Diessenhofen mehrmals erwähnte Dr. Rudolf Wydler.

Am 16. Juni 1854:

«Soeben langt von Freund Wydler die angenehme Nachricht ein, dass er nächsten Montag bei uns eintreffen werde und sagt mir gleichzeitig, dass meine Garancine[43] nun bei ihnen (Greuter & Rieter in Islikon) Trumpf sei

[42] Dabei handelt es sich um die Firma «Gebrüder Greuter &. Rieter». Nach Adolf Jenny wurde dort in den 1860er-Jahren an ca. 350 Drucktischen gearbeitet. Die Fabrik «wies die grösste Produktion aller schweizerischen Druckereifirmen aus.» Man hatte es «auch im tafel- und dampffärbigen Genres für die Türkei» versucht, sei aber «darin den Glarner Druckern nicht gewachsen» gewesen. Vgl. Jenny 2., S. 130

[43] Konzentrierter Krapp-Farbstoff mit 3 bis 3½-fachen Färbvermögen. Das Präparat wurde 1828 in Avignon «erfunden».

und alle andern Qualitäten ausgestochen habe. Also doppelt angenehme Nachrichten.»

Am 2. Juni:

«Laut seinem Briefchen erwartete ich gestern Abend Herrn Dokt. Wydler, der mir aber schrieb, dass er nur längstens 2 Tage bei mir weilen könne und jedenfalls den lieben Joachim auch besuchen wolle.»

Und am 7. Juli:

«Noch vor Abgang des Gegenwärtigen erhalte [ich] in einem interessanten Brief von Freund Dr. Wydler (...) einen neuen Bremer Preis-Courant vom 3. Juli, der weder in Caffé und Zucker noch [in] Getreide Veränderungen notiert.»

Im nächsten Jahr, am 22. Oktober 1855:

«Am Mittwoch erwarten wir für einige Tage Freund Dr. Wydler.»

Eine Woche später, am 30. Oktober, heisst es:

«Auf Deinen werten Brief vom 25. übergehend, muss ich abbitten, dass [ich] Dir nicht früher antwortete. Ich war halt ebenfalls beschäftigt, indem ich Herrn Doct. Wydler auf seiner Geschäftstour im Glarnerland begleitet hatte. Er ist gestern abgereist. Der arme Freund dauert uns sehr, und muss er sich stark wehren, wenn [er] dies Jammertal nicht mit dem bessern Jenseits vertauschen will. Seine Familie hingegen befinde sich ganz wohl. Seit letzten Januar hat er nun zwei Töchter und einen Sohn. Er lässt Euch alle bestens grüssen.»

Am 1. November:

«Eure Grüsse werde ich gelegentlich an Freund Wydler zugehen lassen. Er wird nun wohl Frauenfeld verlassen haben und Zürich zureisen.»

Was am 24. November als nächstes und letztes über Rudolf Wydler zu melden war, berichtet niemand anders als Herr Wege nach Netstal:

«Heute Morgen ist er [Herr Wege] in Aarau, wo er vorgestern Morgen die Trauerbotschaft erhielt, dass mein guter Freund Dr. Rudolf Wydler am 21. morgens 1/4 vor 7 Uhr ausgelitten hat und ins bessere Leben hinübergeschieden ist. Ach, seine arme junge Frau mit den 3 kleinen Kindern!»

Pauline Wydler-Gubler blieb über die Jahre mit dem andern Freund ihres Mannes, Joachim Tschudi, mit Alexander Spelty und dann mit Alexanders Witwe, Verena Spelty-Tschudi, verbunden. Herr Wege war übrigens mit Zwischenstationen nach Aarau gelangt – worüber im gleichen Brief berichtet wird:

«Wie mir Herr Wege von Winterthur am letzten Sonntag schrieb, so war er tags vorher bei Euch, und er beklagte sich, Ihr hättet ihn fast zu Tode gefüttert, so dass der Kellnerin beim Adler ob seinem Schnaufen ganz schlecht wurde.»

Von ihm ist auch am 9., 15. und 18. November die Rede:

«Herr Wege, der Euch wahrscheinlich in wenigen Tagen besuchen wird, ist letzten Samstag Mittag bei uns angelangt, und [es] hat natürlich seine stets angenehme Anwesenheit meine ganze Zeit in Anspruch genommen. Gestern ist er wieder verreist.»

«Ich habe einen ausgezeichneten 1852er Ungarwein (roten) in Nota von Herren Müller in Stuttgart, von welchem Herr Wege und ich ein paar Fass an Gebrüder Tschudi zum Adler absetzen, welche ihn ebenfalls sehr famos fanden. Dies wäre ein rechter Cholerawein, wenn es Dir Freude macht.»

«Herr Wege wird erst heute nach Zürich gekommen sein, und erhielt ich diesen Morgen einen Brief von Constanz.»

Herr Wege blieb über Alexanders Tod hinaus mit der Familie verbunden. Es scheint, dass inzwischen die alten Animositäten zwischen Alexander Spelty und Heinrich Tschudi überwunden wurden.

Am 22. September 1855 wird jedenfalls von einem Besuch in der «Lunde» berichtet:

«Gestern Abend war Schwager Heinrich eine kurze Zeit bei uns und brachte uns guten Bericht über das Wohlbefinden aller Familienglieder.»

Mehr erstaunt wird man in Diessenhofen darüber gewesen sein, was man am 20. September, am 30. Oktober und am 1. November über Schwager und Bruder lesen konnte:

«Wenn Du die Adresse kennst, so wende Dich nach Zürich an Vetter Samuel Zopfi und Vetter Ratsherr Heinrich Tschudi wegen Amlung.[44] Sie haben eine Amlungfabrik etabliert, ihre Firma ist mir aber ganz unbekannt.»

«Die bewusste Amlungfabrik in Zürich schreibt sich «Tschudi & Zopfi in der Unterstrass» und liefert sie dato schönsten weissen feinen Amlung in Büchsen à Fr. 46.– per 100 Kilo.»

«Scheurer frères fordern für superreines weisses Amlung in Büchsen Fr. 105.– per 100 Kilo. (...) Mithin sind Tschudi & Zopfi billiger.»

In allen erhalten gebliebenen Briefen Alexander Speltys äussert er sich nur am 20. und 22. September 1855 selber zu seinen kranken Augen:

«Wir haben heute einen strengen Correspondez-Tag und somit ist mein Commis so sehr damit beschäftigt, dass er unmöglich noch Zeit findet, Deine beiden werten Briefe vom 18. und 19. auch noch zu beantworten. Ich muss daher nolens volens selbst mich dahinter wagen, obwohl mein guter Hausarzt mir aufs Neue jede schriftliche Arbeit ernstlich untersagt hat. Habt daher Nachsicht mit mir, wenn ich heute flüchtig bin. Ich kann Dich, lieber Schwager, versichern, dass ich herzlich froh bin zu endigen, es geht alles mit mir herum, dessen ungeachtet könnt ihr daraus ersehen, dass es mit meinem rechten Auge gottlob bedeutend besser geht als nur vor einem Monat, und deshalb freut es mich, dass mir Anlass geboten wurde, Euch meine Fort-

[44] «Amlung». resp. Amelung hat etwas mit «Amelkorn», «Sommerdinkel» «Feinmehl» (Grimmsches Wörterbuch) zu tun. Bei dem «weissen feinen Amlung» handelt es sich um Dinkelmehl. Vetter Samuel Zopfi (1828–1888) war später Müller in Redona bei Bergamo.

schritte im Schreiben vor Augen zu legen, indem ich hoffe, dass [ich] keine Nachteile davon verspüren werde.»

«Mein erster Sekretär ist bereits nachmittags nach 3 Uhr an die Schwander Chilbi gewandert und mein zweiter Commis beschäftigt sich heute, da es ein schöner Sonntag ist, mit dem wohlfeilen Vergnügen, wie Frau Ehrhardt sagt. Ich bin also gezwungen, das ärztliche Verbot nochmals zu übertreten und Deinen lieben Brief von gestern eigenhändig zu beantworten.»

Beim ersten Sekretär muss es sich um Tochter Christina, beim zweiten um Ehefrau Verena handeln. Zum einen hat sich Christina mit dem Handelsgeschäft befasst – am 17. August 1855 heisst es:

«Vorerst suche ich mich des geschäftlichen Teils unserer Correspondenz zu entledigen und beginne damit, indem ich einen Auszug aus dem Brief des Herrn Wannee & Co. vom 7. dies mitteile: «Unser Café Markt ist in den bessern Sorten gut gefragt, bietet jedoch hievon zu wenig Auswahl, da es schwer ist, eine schöne Ware zu finden (...).»

Auch im Versicherungsgeschäft betätigte sie sich. Am 11. September schreibt sie nach Diessenhofen:

«Was nun die Versicherung Eurer neuen schönen Möbel anbelangt, so ersucht Dich der liebe Papa, Du möchtest in einem separaten Geschäftsbrief an ihn den hierauf bezüglichen Antrag stellen, indem Du darin nicht nur die Beschaffenheit und die äussere noble Ausstattung, sondern namentlich die Anzahl Stücke und deren Wert näher bezeichnest. Die Direction des Deutschen Phönix verlangt nämlich, dass der Antragsteller seinen Versicherungsantrag dem Agenten schriftlich zustelle. Dieser wiederum ist verbunden, solchen im Original der Generalagentur zu übermitteln. Der liebe Papa bittet Dich also, in diesem Schreiben (das auch auf einem halben Postbogen eingereicht werden darf) von andern Geschäften und Familienangelegenheiten nichts zu erwähnen, (...).»

Mit dieser Versicherungsangelegenheit geht es am 17. September weiter – zusammen mit privaten Dingen:

«Deinen gefälligen Assekuranzantrag haben [wir] gleich nach Erhalt der Generalagentur übersandt, und [es] antwortet nun dieselbe unter dem 15.: Über eingesandten Antrag des Herrn Hanhart wird die Police gefertigt und diesem Herrn eingesandt werden. Du wirst sie also ohne Zweifel durch die Vermittlung der thurgauischen cantonalen Hauptagentur in Weinfelden erhalten und vermutlich auch den betreffenden kleinen Prämienbetrag an dieselbe gefälligst zu berichtigen haben. Wegen der Provision bittet Dich der liebe Papa, unbekümmert zu sein, solche wird ihm von St. Gallen aus gutgeschrieben werden. (...) Der liebe Jost hat uns vor einigen Tagen eine französische Beschreibung von seiner Vergnügungsreise in den Kanton Wallis übermacht. Frau Bas Tschudi, die vor einigen Wochen ihre Tochter und ihren Sohn dort abholte, hat ihn gesehen und sagt, dass er noch viel gewachsen und gefestet habe und sich ganz wohl befinde. (...) Nächsten Sonntag

feiert man in Schwanden das Kirchweihfest, dem ich beiwohnen werde.»

Familienangelegenheiten sind auch am 6. August ein Thema:

«(...), denn die Augen des lieben Papa gehen so ziemlich besser, doch hat er seit der Abreise von Herrn Wege seine strenge Ruhe wieder von vorne angefangen. Wir wollen hoffen, dass es nun immer besser werde. (...) Heute besuchte uns im Vorbeifahren Onkel Heinrich, (...). Der liebe Onkel Major [Joachim Tschudi] wurde bis jetzt noch immer verhindert, die Reise nach Paris anzutreten, was aber doch noch geschehen wird. – Heute vor acht Tagen hatten wir grosse Gesellschaft zum Nachtessen, nämlich das liebe Brautpärchen, Herr Hauptmann Streiff[45] und Fräulein Christina Elmer, Herr Doct. Elmer, Herr Wege und natürlich auch die liebe Grossmutter und Tante.»

Am 17. August geht es weiter mit Verwandten und Bekannten:

«Letzten Samstag wurden wir vom Besuch der teuren Grossmutter erfreut. Wir erlebten ein paar recht schöne Tage mit ihr. Dienstag Nachmittag aber kehrte sie schon wieder nach Schwanden zurück, denn der liebe Onkel Major verreiste nämlich Donnerstag morgens nach Paris. (...) Herr Caspar Jenny ist nun mit seiner lieben Frau recht glücklich von seiner schönen, grossen Reise zurückgekehrt, sie sind sehr zufrieden, denn sie sollen stets schönes Wetter gehabt haben.»

Der vom 2. September datierte Brief von Verena Spelty-Tschudi besteht ausschliesslich aus Familienangelegenheiten:

«Gott sei Dank kann ich von uns recht gute Nachrichten geben. Auch mit den Augen meines guten Alexanders geht es recht ordentlich. Ich kann Euch gar nicht sagen, wie glücklich wir uns wieder fühlen. Er darf nun wieder seine Touren machen und [er] sieht wieder zum Lesen und Schreiben. Doch [bemüht] er sich sehr, sich nicht anzustrengen und nur das Allernotwendigste selbst zu besorgen. Im Rückweg ging ich mit [der Mutter] zu meiner lieben Freundin, Frau Jenny, wo wir auch Frau Ehrhardt trafen. Nachdem wir uns den Caffé recht wohl schmecken liessen, begleitet Didi [Katharina Jenny] und ich die gute Mutter noch ein schönes Stück durchs Uschenriet, wo sie uns dann – wie ein Vogel so schnell schritt sie vorwärts – nur dem Auge, aber nicht dem Herzen entschwand. (...) An der Glarner Chilbi waren wir im Stachelberg. (...) Es hatte noch mehr Volk als am Pfingstmontag, indem noch recht viele Badegäste dort waren. Auch jetzt geht es immer noch lebhaft [zu].»

[45] Johann Rudolf Streiff-Elmer (1825–1874) wurde seiner Gesichtsfarbe wegen der «rote Oberst» genannt. Er war der Enkel des Erbauers der Druckerei «auf der Insel» in Glarus, Bartholome Streiff-Luchsinger (1758–1828), und der Sohn des «Insel»-Fabrikanten Johann Rudolf Streiff-König-Jenny (1788–1852), der seit 1831 «auf dem Spielhof» wohnte. Er war mit seinem Bruder Fridolin Streiff-Geneviève-Vital (1821–1876) Teilhaber der «Insel». 1856 heiratete er Christina Elmer (1838–1928).

Ein Ausschnitt aus dem Brief vom 16. Juni 1854 soll diesen dritten Teil unserer Geschichte abschliessen:

«Der Rudi in der «Sunnä» und der Alexander in der «Lundä» sind herrliche Schwäger und auch öconomische Leute. Weil die Frucht und das Mehl so aufschlägt, wollen sie nicht mehr viel Mehlspeise essen. Nähme die Welt ein Exempel an uns, dann würden die Fruchtpreise sogleich fallen. Wir sind also gmeinnützige Männer, denn wir tun dies unsern Mitmenschen zuliebe. Pasteten und solches Backwerk haben nicht aufgeschlagen, wir wollen uns an diese halten.»

IV. Johann Caspar Tschudis Enkel Christina, Jost und Emil Spelty

- 1 -

In den Jahren 1856 und 1857, aus denen sich drei Briefe von Onkel Rudolf Hanhart an Jost Spelty erhalten haben, hielt sich dieser zur kaufmännischen Ausbildung bei Herrn J. Choffat in Pruntrut auf. In dieser Zeit überstand die Eidgenossenschaft eine schwere aussenpolitische Krise, den so genannten Neuenburgerhandel[1], welcher hätte zum Krieg zwischen der Schweiz und Preussen führen können. Am 26. Januar 1857 schreibt Rudolf Hanhart:

«Ich danke Dir ebenfalls für die interessanten Nachrichten betreffend die Neuenburgerfrage, die Du uns mitteilst. Gott sei Dank! hat jetzt diese Angelegenheit wieder eine friedliche Wendung genommen, und es ist jetzt nur zu wünschen, dass Preussen endlich auf seine Rechte auf Neuenburg entsage und [dass] dieser Kanton endlich aufhöre, monarchisch und republikanisch zugleich zu sein, was schon lange ein unnatürliches Verhältnis war.»

Diesen wenigen Worten kann entnommen werden, worum es bei dem Handel etwa ging. Preussen hatte jedenfalls mit militärischer Intervention gedroht, als die Schweiz 1856 die mit Umtrieben der neuenburgerischen Royalisten zusammenhängenden Forderungen nicht erfüllte. Der wieder zum General ernannte Henri Dufour liess vorsorglich die Nordgrenze besetzen.

Onkel Rudolf am 16. Juni 1857:

«Dagegen ist die glückliche Beendigung der Neuenburger Angelegenheit ein sehr freudiges Ereignis, und wir Schweizer haben alle Ursache, Gott zu danken, dass uns der Kanton Neuenburg auch von den Grossmächten durch feierlichen Vertrag als künftig allein der Eidgenossenschaft angehörend anerkannt ist. Unser Gesandter, Dr. Kern, ein ehrbarer Thurgauer, hat sich hiebei unstreitig grosse Verdienste um unser liebes Vaterland erworben.»

[1] Escher, A., Votum zur Neuenburgerfrage, gehalten im Nationalrat am 15. Januar 1857. Daten 1, S. 316ff. Winteler, S. 499.

Ein anderer Thurgauer, Louis Napoleon, Bürger von Salenstein TG, der als Napoleon III. Kaiser der Franzosen geworden war, sollte sich ebenfalls um die Schweiz verdient machen. Dank des Prestiges, das er sich rund um den Krimkrieg erworben hatte, soll er den Ausgleich mit Preussen vermittelt haben.

Reichskanzler Bismarck stellt allerdings am 6. Februar 1888 in einer Reichstagsrede, in der er stattgefundene und vermiedene kriegerische Verwicklungen Preussens und des Deutschen Reiches auflistet, die Angelegenheit etwas anders dar:

«Schon im Jahre 1857 bedrohte uns die Neuschâteller Frage mit Krieg; das ist nicht so bekannt geworden. Ich bin damals von dem hochseligen Könige im Frühjahr 1857 nach Paris geschickt worden, um mit dem Kaiser Napoleon über den Durchmarsch preussischer Truppen zum Angriff auf die Schweiz zu verhandeln. (...) Kaiser Napoleon war nicht abgeneigt, darauf einzugehen. Meine Unterhandlungen in Paris wurden dadurch abgeschnitten, dass Se. Majestät der König sich inzwischen mit Österreich und der Schweiz über die Sache auf gütlichem Wege verständigt hatte.»[2]

Ein paar Wochen später wühlte ein anderes Ereignis, von dem Hanhart am 19. Juni 1857 schreibt, die Schweiz auf:

«Wir haben herrliches Sommerwetter. Man ist eifrig mit der Heuernte beschäftigt. Die Trauben fangen schon an zu blühen. Die Saaten stehen herrlich und alles hofft auf ein gesegnetes Jahr. Das Unglück im Hauensteintunnel[3] wird auch bei Euch grosse Sensation gemacht haben. Es ist wirklich schauderhaft.»

Der «Glarnerzeitung», die sich in mehreren Ausgaben (Nr. 44, 45 und 47) mit dem Unglück vom 28. Mai 1857 beschäftigte, ist zu entnehmen, dass im Schacht Nr. 1 die «Sperrbalken» – «eine bedeutende Menge Holz» – mit denen dieser verstrebt war, in Brand geraten war, wodurch 52 Arbeitern und sieben Pferden im Stollen der Weg abgeschnitten wurde, so dass alle erstickten. Bei Rettungsversuchen kamen weitere sieben Arbeiter um. Verursacht wurde der Brand durch ein in den Schacht herunterhängendes geteertes Seil, das Feuer gefangen hatte. Unten im Schacht befand sich eine Schmiede und eine Dampfmaschine für die Belüftung des Stollens.

[2] Bismarck, 0. von, Vier Reden zur äussern Politik. Insel-Bücherei Nr. 4. Leipzig, ohne Jahr. S. 57f.

[3] Der Obere Hauensteintunnel der Zentralbahngesellschaft zwischen Läufelfingen und Olten, der am 27. April 1858 eingeweiht wurde, ist Teil der Bahnverbindung Basel–Luzern. 1915 wurde dann zwischen Gelterkinden und Olten der 8 134 Meter lange Hauenstein-Basistunnel eröffnet. Das Unglück dämpfte verübergehend die Eisenbahnbegeisterung. Spiess, E., Illustrierte Geschichte der Schweiz, Bd. 3. Das Werden des Bundesstaates und seine Entwicklung im modernen Europa. Zürich-Köln 1961, S. 210f. Daten 3, S. 132f.

Am 2. Februar 1856 wurde in Diessenhofen das zweite Kind, Johanna Dorothea (1856–1930) geboren. Am 22. Oktober 1856 schreibt Onkel Rudolf dem Neffen:

«Unsere lieben Kinder machen uns viel Freude. Das liebe Marili lässt Dich herzlich grüssen und es würde sich sehr freuen, Dich bald einmal bei uns in Diessenhofen zu sehen. Die liebe Johanna sieht dem lieben Marili sehr ähnlich; es hat auch so schwarze Chriesiäugli.»

Am 26. Januar 1857:

«Von unsern lieben Kindern kann ich Dir nur melden, dass sie uns viel Freude machen. Marili muss diesen Frühling in die Schule, ein wichtiger Zeitabschnitt für das liebe Kind! Johanna hat schon 10 Zähnchen. Beide Kinder sind, gottlob!, recht munter. Marili lässt Dich herzlich grüssen.»

Am 19. Juni 1857:

«Unser liebes Marili, das Dich recht herzlich grüssen lässt, geht fleissig in die Schule. Lesen kann es, wie Du weisst, schon lange und [es] macht auch im Schreiben schnelle Fortschritte. Es schreibt seinen Namen schon recht ordentlich. Es freut sich sehr auf das Schulfest, das nächste Woche hier stattfinden wird. Die liebe kleine Johanna lernt nun laufen. Sie läuft seit ein paar Tagen die ganze Stube auf und ab, ganz allein. Das Sprechen lernt sie auch schon und sagt schon viele Wörter recht deutlich.»

Sorge hingegen bereitete auch dem Schwager in Diessenhofen Schwager Alexanders Augenleiden, wovon im Brief vom 22. Oktober 1856 und in jenem vom 26. Januar 1857 die Rede ist:

«Sonst sind wir alle, in Netstal, in der Herren und bei uns in Diessenhofen, recht wohl und gesund, mit Ausnahme Deines lieben Papa, der leider immer mit seinem bösen Augenübel behaftet ist, was uns allen viel Kummer macht. Doch erhielten wir vorige Woche einen Brief von der lieben Christina, worin sie uns, gottlob!, bessere Nachrichten geben konnte. Herr Dr. Elmer und Herr Dr. Curti hoffen doch, es könnte wieder bessern. Gott gebe es!»

«Das böse Augenübel Deines lieben Papa ist leider noch immer nicht der Kunst der Ärzte gewichen. Wir alle wollen Gott bitten, dass dieses dauernde Übel aufhören möge, das uns soviel Kummer verursacht.»

Auch zwei Todesfälle bringt Onkel Rudolf zur Sprache. Besonders schmerzlich war der Tod von Rosa Tschudi-Jenny am 26. August 1856 im Alter von erst 25 Jahren, Mutter des dreijährigen Peter und des erst drei Monate alten Johann Caspar Friedrich. Am 22. Oktober 1856:

«In unserer Verwandtschaft hat es, wie Du schon wissen wirst, leider einige Trauerfälle gegeben. Die liebe Tante Zopfi[4] in Schwanden und die liebe Frau

[4] Johann Caspar Tschudis Schwester, Anna Maria Zopfi-Tschudi (1795–1856), die seinerzeit den Bruder und die Schwägerin nach Diessenhofen begleitet hatte.

Schwester Rosa, Deine gute Tante, sind beide bald nacheinander gestorben, was Dir gewiss auch wie uns sehr wehe getan haben wird.»

Zu berichten hat Rudolf auch von zwei Reisen 1856 ins Glarnerland:

«Das erste Mal reiste ich mit dem lieben Marili nach Netstal zu Deinen lieben Eltern (anfangs Juni) und liess Marili dort, weil hier das Scharlachfieber (eine sehr gefährliche Krankheit) unter den Kindern herrschte. Dann gegen Ende Juni reiste die liebe Tante Marie nach Netstal, blieb dort und in der Herren ein paar Wochen und brachte dann Marili wieder heim.»

Versteht sich, dass der Briefempfänger Jost selber auch ein Briefthema war.

Am 26. Januar 1857:

«Wir alle wünschen Dir, dass der Allgütige Dich stets gesund erhalte, und dass Du Deine Lehrzeit gut benützest, um Dich in dem schönen Berufe, dem Du Dich widmest, recht zu vervollkommnen. Hierdurch wirst Du Deinen lieben Eltern Freude machen und Dir immer mehr die Achtung und Liebe Deines so verehrten Herrn Principals erwerben.»

Über Herrn J. Choffat, Banquier in Pruntrut, schreibt Vater Alexander:

«Herr Choffat macht Bank- und Speculationsgeschäfte, das erstere ist die Hauptbasis, denn die letzteren macht er nur bei Convenienz in französischen Weinen etc., also nicht regelmässig.»

Woraus die höheren Weihen eines angehenden Kaufmanns damals bestanden, verrät der Brief vom 19. Juni 1857:

«Du bist also nun Buchhalter bei Herrn Choffat, was uns ebenfalls sehr freut. Nicht wahr, es ist etwas Schönes um die doppelte Buchhaltung? Und wenn man einmal die Hauptprincipien aufgefasst hat, so geht es ganz leicht. Sehr schön ist es, dass nun Dein lieber Bruder Emil auch zu Herrn Choffat kommt und dass Ihr also noch einige Zeit nebeneinander arbeiten werdet, bis Du wieder nach Netstal zurückkehrst, was Dein guter Papa dann von Dir (wir hoffen es mit Freuden!) eine wahre Stütze in seinem Geschäft haben wird.»

Rudolf Hanhart hatte schon vor Josts Beförderung mit dessen Hilfe Verbindung mit Banquier Choffat aufzunehmen versucht.

Am 22. Oktober 1856:

«(...) Herrn Choffat, der, wie Du schreibst, also sehr bedeutende Wechselgeschäfte macht. Schreibe mir gefälligst, ob Herr Choffat auch Geschäfte in Eisenbahnactien macht und ob er mir nicht schweizerische Centralbahnactien verschaffen könnte, wofür ich zu billigem Curse kaufen würde. Es werden gegenwärtig auch in der östlichen Schweiz bedeutende Geschäfte in Actien gemacht, in Eisenbahn- und Bank-Actien etc. Wenn sich Herr Choffat auch hiemit befasst, so bitte [ich] Dich, es mir zu schreiben, dann würde ich vielleicht mit ihm in Correspondenz treten, da ich auch sehr viele Geschäfte in Actien aller Art mache, mehr als in Waren.»

Es scheint, dass seit 1854 in Diessenhofen und in Netstal sich geschäftlich einiges geändert hatte. Am 19. Juni 1857 heisst es:

«Es freut mich, dass Ihr immer viele Geschäfte in Actien macht. Dies ist auch bei mir der Fall. Die durch Herrn Choffat zum Curs von 490 von Paris bezogenen 10 Zentralbahnactien habe ich in Basel à 530, also mit schönem Benefice, wieder verkauft. Ich traf zum Verkauf gerade den rechten Moment. Jetzt stehen sie wieder billiger in Paris auf 482 Franken.»

Die Schweizerische Zentralbahn baute und betrieb die Linien von Basel nach Bern und Luzern und stand in Konkurrenz zur Schweizerischen Nordostbahn, zu den Vereinigten Schweizerbahnen und zur Westbahn. Um die Mitte der 1860er-Jahre erwirtschafteten nur die Zentral- und die Nordostbahn einen befriedigenden Ertrag; ihre Aktienmehrheit lag in ausländlichen Händen.[5] Wäre der Neuenburgerhandel anders ausgegangen, hätte es mit dem «rechten Moment» auch schief gehen können – abgesehen von andern politischen und wirtschaftlichen Turbulenzen, die jederzeit die Kreise stören konnten.

Vermutlich hätte Rudolf Hanhart seinem Neffen Jost gegenüber etwas andere Töne angeschlagen, hätte er gewusst, was Emil Spelty, der sich zur Ausbildung in Yverdon aufhielt, am 21. September 1856 dem Bruder unter die Nase gerieben hat:

«Monsieur Daulté ist sehr zufrieden mit mir, und [ich] erhalte also keine Vorwürfe von Hause wie Du, besonders wegen Deiner Schläfrigkeit, nimm Dich doch zusammen, dass Du am Morgen zu rechter Zeit aufstehst, nicht

Johann Caspar Emil Spelty-Spälty
(1841–1916).

[5] Spiess, E., Illustrierte Geschichte der Schweiz, Bd. 3. Zürich-Köln 1961, S. 251. Nabholz, H. und andere, Geschichte der Schweiz, Bd. 2. Zürich 1938, S. 475.

nur immer Verdruss unsern guten, lieben Eltern machst und dem lieben Vater immer mehr sein böses Auge noch schlimmer wird, denn Du weisst so gut wie ich, wie ihn das angreift. (...) Also lieber Bruder, mache, dass der werte Herr Choffat nicht mehr über Dich bei unseren lieben Eltern zu klagen habe.»

Emil droht damit, dem Bruder nicht mehr zu schreiben, wenn er die schlechte «Gewohnheit wegen dem Aufstehen», die ihn ins Unglück stürze und die Eltern krank mache, nicht aufgebe.

Jost Spelty war jetzt ein knappes Jahr in Pruntrut bei Herrn Choffat, der nach den Briefen Alexanders vom 22. Oktober, 30. Oktober und 9. November 1855 von Jost einiges erwartete:

«Heute hat Herr Daulté (in Yverdon) telegraphiert, dass er Jost bis nächsten Donnerstag reisefertig mache. Herr Choffat wünscht, dass er bald bei ihm eintrete. Am Freitag nachmittags 2 Uhr ist er schon unter uns, so Gott will, und wenn er (...) neu equipiert ist, reist er sofort über Zürich und Basel nach Pruntrut.»

«[Jost] hat seinen früher grösser gewesenen Bruder Emil um eine Handbreite überwachsen; zudem ist er wohlbeleibt, im übrigen aber noch ziemlich der alte zutrauliche Jost mit einer lauttönenden Bassstimme. (...) [Seine Abreise erfolgt] spätestens im Laufe der nächsten Woche, weil Choffat sehr seiner Kenntnisse und rührigen Hände bedarf und daher auf seinen Eintritt pressiert.»

Es hatte wohl Onkel Heinrich, der mit Herrn Choffat befreundet war, dem Neffen die Lehrstelle vermittelt. In einem Brief konnte Vater Alexander berichten:

«Herr Choffat schreibt an Heinrich nicht ungünstig über Jost.»

Jedenfalls wurde Jost Choffats Buchhalter und stellte danach in einem langen Geschäftsleben seinen Mann. Dass über Jahre zwischen Pruntrut und Netstal Briefe gewechselt wurden, zeigt, wie Choffat und Jost schliesslich zueinander standen. Am 26. Mai 1858 schreibt er Jost zum Tod von Onkel Heinrich Tschudi, am 22. Mai 1860 zeigt er ihm die Hochzeit seines Sohnes Léon an und am 21. März 1865 gratuliert er ihm zur Verlobung. Wie Briefentwürfe zeigen, hatte Alexander Spelty in den frühen 1860er-Jahren mit Choffat korrespondiert.

- 2 -

Am 17. November 1857 schreibt Joachim Tschudi dem Schwager in Diessenhofen von der «amerikanischen Krisis». Gemeint ist die heftige Rezession in den Vereinigten Staaten um 1857. Der amerikanische Bürgerkrieg führte im nächsten Jahrzehnt zu längeren Preis-, Absatz- und Konjunkturschwankun-

gen. 1870 kam es zu einer Baumwollkrise[6], 1873 zu einem grösseren wirtschaftlichen Einbruch und schliesslich 1898 zu einer grossen Finanzkrise in Russland.

«(...) Auch an Beschäftigung fehlt es uns nicht! Was immer in unsern Kräften steht, muss vollführt sein. Auch wir sind im Fall, dieses Jahr noch mehrere tausend Stücke mehr zu färben als letztes, unterstützt durch unsere Neubauten und neuen Einrichtungen. An Tüchern fehlt es uns nicht; denn unser Rot ist immer ausgezeichnet; eigene Ware färben wir seit längerer Zeit wenig, weil solche zu teuer, und haben [wir] gut daran getan (...). Diese (Krisis) kann uns gottlob nicht stark berühren, denn eigene Ware zum Verkauf haben wir fast keine; Guthaben an auswärtigen Freunden nur wenige; die hiesigen Geschäftsfreunde sind ja solid und sind sich gewohnt, uns prompt und gut zu bezahlen; den Banquiers schicken wir eine Bagatelle; einzig haben [wir] einen Vorrat von ca. 100 Fass Krapp, in welchem Artikel wir vor ein paar Monaten richtig spekuliert hätten, wäre nicht der Preis derselben durch die amerikanische Krisis nun etwas zurückgegangen, indessen haben wir noch unter dem jetzigen Tagespreis gekauft, und es hat allen Anschein, dass dieser Farbstoff oder dessen Handel wieder neuen Atem geschöpft hat. (...) Obwohl wir dieses Jahr keine Krapp Spekulation wie letztes Jahr haben machen können, so hoffe ich dennoch auf eine ziemlich günstige Bilanz, die alle billigen Wünsche zufrieden stellen kann, wenn uns Gott vor Unglück weiter gnädig bewahrt.»

Die «amerikanische Krise» hatte anscheinend bestehenden soliden und gut geführten Unternehmungen nicht allzu sehr zugesetzt, aber sie hatte Neugründungen erschwert oder verhindert:

«Kirchenvogt Blumer[7] im Güetli hat seine Arbeiten zur Erbauung einer Weberei eingestellt mit der Vorgabe, dass er «tatsächlich Verluste erlitten habe».

In diesem Brief Joachim Tschudis folgt noch Familiäres:

«Von Netstal habt ihr mittlerweilen Bericht erhalten und ist von dort ausser dem fatalen Übel vom lieben Schwager Alexander nur Gutes zu melden. Wir sehen uns zuweilen, und dazu bietet mein schwarzes Streitross [Militärpferd] die willkommenste Vermittlung. Jost und Emil sehen gross und blühend aus; wir hoffen das beste von ihrer Zukunft. Wetter haben wir noch ausgezeichnetes; kalt und Sonnenschein, kein Nebel! Die Fortschritte Eurer Kinder erfreuen uns; bei den meinigen gehts langsamer vorwärts. «

Heute kann man sich fragen, ob der Umstand, dass Sohn Peter im Alter von 3 Jahren und Sohn Friedrich mit drei Monaten die Mutter verloren, die

[6] Hauser, A., Schweizerische Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Erlenbach-Zürich 1961, S. 200 und 276. Siehe auch: Hans-Rudolf Galliker: Reben, Leder, Hightech, 2.Bd., Stäfa 2006, S. 29.

[7] Adam Ferdinand Blumer (1829–1888), verheiratet mit Anna Katharina Jenny (1834–1895), der jüngeren Schwester von Cleophea Ritter-Jenny und Rosina Tschudi-Jenny.

langsamere Entwicklung und sogar die angesprochene «etwas andere Natur» Friedrichs beeinflussten.

Ein Brief von Pfarrer Ritter in Schwanden an Rudolf Hanhart vom 14. August 1856 lässt ahnen, wie es kurz vor dem Tod von Rosa Tschudi-Jenny «in der Herren» ausgesehen hatte:

«Dass ich nicht schon Dir und Deiner Frau gedankt habe, für alle Freundlichkeit, die Ihr mir [bei meinem Besuch] erwiesen habt, hat seinen Grund darin, dass ich hoffte, es freue Euch mehr, wenn ich nicht zu gleicher Zeit schreibe wie an Adolf [Ritter], damit ich eher das Neuste aus der Herren melden könne. Heute sind die Nachrichten wieder weniger günstig. Herr Dr. Hefti war abwesend und da niemand von uns selbst in die Herren gehen konnte, ging die liebe Mutter zu Frau Ratsherr Jenny, die täglich wenigstens ein Mal dort ist. Der Durchfall, der gestern gestillt schien, hat sich heute wieder eingestellt. Was Dr. Elmer dazu sagt, weiss ich nicht, er war diesen Abend dort. Eure Mutter scheint immer noch Hoffnung zu haben, Frau Ratsherr aber nicht. Begreiflich ist Herr Major [Joachim Tschudi] bekümmert, und da das Geschäft nicht stillstehen kann, wird er wohl nicht viel schreiben. Darum dachte ich, werdet Ihr um Nachrichten von mir froh sein, wenn sie schon nicht aus erster Hand sind. Das Kind [Friedrich] ist ein recht nettes, lebhaftes Bübli und gleicht viel dem herzigen Peter (...). Ich habe (am Samstag) alles wohl angetroffen. (...) Dass ich allein kam, war freilich manchen Leuten nicht recht; wir hoffen aber, Adolf's kommen nun bald; treibt Ihr auch ein wenig an ihnen, wenn einmal die Feldgeschäfte vorbei sind.»[8]

Zwölf Tage später, am 26. August 1856, war Rosa Tschudi-Jenny tot.

Im Brief vom 22. Oktober schreibt Rudolf Hanhart dem Neffen dazu:

«Hierauf, als die Trauerbotschaft vom Hinschied der lieben Tante Rosa anlangte, reiste Tante Marie wieder nach Netstal und Schwanden, wo sie dem Begräbnis beiwohnte, und nahm auf dieser Reise Marili auch mit, dann blieben beide Marien in der Herren und in Netstal mehrere Wochen. Gegen Ende September kehrte Mama Marie heim und ein paar Wochen später holte ich darnach das liebe Marili ab.»

In einem vom 11. August 1858 datierten Brief Joachim Tschudis an Frau Pauline Wydler-Gubler, die jetzt in Bern wohnte, ist zuerst von Änderungen die Rede, die die «Herren» und ihn selber betreffen:

«Unsere Familie hat ein hartes Schicksal dieses Jahr betroffen. Es war im Mai, als mein lieber Bruder Heinrich auf einer Ausfahrt durch ein schreckliches Ereignis seinen Tod fand.»

[8] Bei Jost Adolf Ritter in Diessenhofen handelt es sich um den ehemaligen Schwager der Rosina Tschudi-Jenny, bei «Frau Ratsherr» um deren Tante, der Frau von Peter Jenny Tschudi «älter», Verena Jenny-Tschudi (1804–1884).

Und weil er mit «dem höchst traurigen Schicksal» des Halbbruders auch den Geschäftspartner verloren hatte, fährt er weiter unten fort:

«Das Geschäft ruht nun auf meinen Schultern allein; natürlich, dass mir die Aufgabe schwer ankommt; dennoch werde ich alle meine Kräfte aufbieten, um mit Gottes Hilfe auszureichen; über den Erfolg bis dahin kann ich mich nicht beklagen.»

Dann beschreibt Joachim, wie es mit den drei Familienzweigen unserer Geschichte steht:

«Die Familie Spelty befindet sich ordentlich; das Augenübel vom Schwager hat sich zwar nicht gebessert, doch ist immer noch etwelche Hoffnung da; der ältere Sohn, Jost, besorgt unter der Anleitung des Vaters die Geschäfte; der jüngere ist noch fort in der Lehre und wird dann wahrscheinlich eine Hilfe in meinem Geschäft werden. Christina ist ein Liebling der ganzen Familie. Schwager Hanhart ist seit mehreren Wochen bei mir auf Besuch; sie haben zwei allerliebste Mädchen, Marie und Johanna, welche unsern Knaben, Peter und Friedrich, gute Gesellschaft leisten. Gott sei Dank sind alle ganz gesund. Auch die liebe Grossmutter ist wohl und betätigt sich noch in manchen Arbeiten. Ich selbst erfreue mich ebenfalls bester Gesundheit, was mir in meinem schweren Berufe gut zustatten kommt.»

Frau Pauline Wydler-Gubler war – wie wir wissen – die Witwe von Dr. Rudolf Wydler, der Ende 1855 gestorben war. Sie war seinerzeit «gleichsam auf ihrer Hochzeitsreise» mit ihrem Mann «in der Herren» eingekehrt. Joachim dankt ihr in seinem Brief für das Daguerreotypiebild «des mir stets in liebevollem Andenken verbleibenden treuen Freund Rudolf».

1879, zwei Jahrzehnte später, wendet sich Pauline Wydler mit einem Brief an Verena Spelty-Tschudi mit der Bitte, sich bei ihrem Bruder Joachim dafür zu verwenden, dass er ihr bei der Suche nach einer passenden Stellung für ihren Sohn Rudolf helfe. «Wenn [sie] besser in der Feder wäre», hätte sie Herrn Tschudi selber geschrieben. Ob dieser behilflich sein konnte, ist nicht bekannt. Bekannt ist aber, dass er seinerzeit aus dem Nachlass von Rudolf Wydler für die «Herren» Farbrezepte erworben hatte.

Wovon Joachim in seinem Brief an Pauline Wydler nichts verlauten lässt, ist seine angestrebte zweite Ehe, die dann im nächsten Jahr zustande kommt.

Die Hochzeit mit Maria Margarethe Mathilde Merian (1837–1922) fand am 20. September 1859 im badischen Höllstein, etwa 10 km von Basel entfernt, statt, wo deren Vater Louis Merian-Ziegler eine Textilfabrik betrieb. Mit der Vorgeschichte befasst sich der Brief Joachims vom 1. Juni 1859 nach Diessenhofen:

«Am Abend nach unserer Abreise von Euch, Geliebte, wurde uns der liebe Peter durch Jost glücklich überbracht und brachten wir 5 Personen einen gemütlichen Abend en Famille zu. Am folgenden Abend 5 Uhr kamen wir wohlbehalten nach Höllstein, wo Peter sich schon bald heimelig fand und schaltete und waltete gerade wie zu Hause. (...) An Freuden aller Art fehlte es

ihm nicht: Schifflefahren auf dem Kanal, Reiten und Schwanken im Garten, Spaziergänge und Spazierfahrten, Kindergesellschaft etc. etc. Auch mir wurden viele Vergnügen zuteil (...). Ich hätte sogar auch einer Hochzeit von einer Freundin Mathildes beiwohnen sollen. (...) Unsere Hochzeit ist vorläufig auf Ende Juni festgesetzt, und wir erwarten ganz bestimmt, dass Rudolf oder Marie derselben beiwohnen werden. (...) Die besten Grüsse von Mathilde und den Ihrigen an Euch, sowie von der lieben Mutter, Peter und Christina; bestens aber grüsst Euch innigst Euer Joachim.»

Bei den fünf Personen des «gemütlichen Abend» handelt es sich um Regula Tschudi-Dürst, Peter Tschudi, Christina Spelty, Mathilde Merian und Joachim Tschudi. Was Joachim im Brief an Frau Wydler andeutete, die beabsichtigte Aufnahme des Neffen Emil Spelty in die Firma Tschudi & Co., wurde am Christtag 1859 verwirklicht. Mit dem Arbeitsvertrag – abgeschlossen «für eine erste Dauer von 10 Jahren» – konnte Emil mit Neujahr 1860 seine Tätigkeit «in der Herren» unter folgenden Bedingungen aufnehmen:

«1. Spelty lernt und übernimmt die Dienstobliegenheiten, die ihm sein Onkel Joachim Tschudi zuteilt.

2. Er hat seine Zeit, Kenntnisse und Kräfte gewissenhaft und redlich dem Geschäft zu widmen und denjenigen Eifer zu entwickeln, der einen tüchtigen Geschäftsmann charakterisiert.

3. Er ist moralisch verpflichtet, die Fabrikationsgeheimnisse sorgfältig als solche zu hüten zum bleibenden Wohle des tschudischen Geschäftes. (...). Er verpflichtet sich unbedingt, das technische Färbereiverfahren niemals zu verkaufen noch zu verschachern. (...)

4. Tschudi & Co. übernehmen die Pflicht, ihren Neveu Emil Spelty in allen Branchen ihres damaligen Geschäftes einzuweisen.»

Die ersten vier Punkte des Vertrages und auch der sechste, der die Besoldung regelt, bewegen sich wohl im Rahmen des üblichen – sogar die überaus grosse Bedeutung, die der Geheimhaltung und dem Schutz des Färbereiverfahrens zugemessen wurden. Punkt 5 hingegen zeugt davon, dass Onkel Joachim grosse Stücke auf den Neffen hält, indem er ihn gleichsam für den Fall der Fälle als Nachfolger in der Geschäftsleitung vorsieht:

«5. Bei gutem Verhalten bleibt ihm ein Geschäftsteil auch für einen späteren Accord zugesichert, so wie er seinerseits bei einem allfälligen Ableben seines Onkels die Aufgabe übernimmt, das Geschäft auf Rechnung der tschudischen Nachkommen unter billigem Anteil am Ergebnis fortzuführen.»

«Saliert», besoldet, wurde Emil Spelty mit einem steigenden festen Gehalt und vom vierten Jahr an mit steigendem Anteil (2 %, 4 %, 6 % ... bis 10 %) «an einem Benefiz des Färbereigeschäftes».

Emil Spelty war von 1860 bis 1879 im Geschäft des Onkels tätig. Er hatte nur dann Anlass, sich schriftlich zu äussern, wenn er dem abwesenden Chef

Bericht zu erstatten hatte, was beispielsweise im Sommer 1875 der Fall war. Zwar verzeichnet die Firmengeschichte erst für die Zeit vom Dezember bis Frühling 1876 eine ernsthaftere Erkrankung Joachims, in der er dann von Sohn Peter, der im September 1875 nach einem längeren Ausbildungsaufenthalt aus London zurückkehrte, vertreten wurde. Jedenfalls liegen zwei vom 23. Juli und vom 7. August 1875 datierte Briefe vor, mit welchen Emil den Onkel über Geschäftliches und über anderes auf dem Laufenden hält:

«In der Fabrication geht alles seinen geregelten Gang, wenn nur das Wetter einmal günstiger würde, damit [wir] auch mit den gebeizten Stücken die Aussenrechen benützen könnten.»

«Der Avivierkessel[9] ist richtig versetzt. Der Sechtkessel steht provisorisch. Am Montag habe [ich] den Monteur bestellt.»

«Monsieur Knell wird heute mit seinen Arbeiten fertig, und [es] harren nun beide Apparate Deiner Rückkehr, um sie einzuführen. Von Schwytter ist noch nichts da. Ich habe denselben geschrieben, dass sie sofort mit dem Montieren zu beginnen haben. Sollte bis Montag niemand kommen, werde [ich] nochmals schreiben , und ihnen den § der Strafbestimmung in Erinnerung bringen. Nächste Woche kommt der Wassersammler an Ort und Stelle, Lehm ist gerüstet und das Mauerwerk [ist] bereits fertig. Die Dampfabzüge in den neuen Türmen sind nun auch in Ordnung.»

«Diese Woche bin [ich] mit Hösli zufrieden. Er hat seine Stücke recht bedruckt. Die Farben für Hand und Perrotine liessen nichts zu wünschen übrig. Die Küpe ist die ganze Zeit in bester Verfassung. Montag früh wird sie wieder gereinigt. Das Avivage hätte besser sein können. Es gibt im Verhältnis zu viele mittlere Stücke, fett genug, aber zu wenig egal. Eine Färbete, nachgefärbt mit 1/2 Krapp laut Abrede, ist schlecht herausgekommen. Es genügt also nur 1/2 Krapp nicht. Es sind noch 18 Stücke zum Färben bereit, die [ich] aber bis zu Deiner Rückkehr liegen lasse.»

In diesen Sommer 1875 fiel neben verschiedenen technischen Verbesserungen die Umstellung des Färbverfahrens. Das sogenannte «Neurot» benötigte nur noch 8 Arbeitstage gegenüber 21 bis 23 Tagen beim «Altrot». Es wurde nun beim Türkischrotfärben synthetisches Alizarin verwendet – anstelle des aus der Krappwurzel gewonnenen. Man steckte dabei «in der Herren» noch im Versuchsstadium. Wie Emil Spelty berichtet, war mit einem halben Anteil des herkömmlichen Farbstoffes nicht das erwünschte Ergebnis zu erzielen.

«Laut Deiner Vorschrift habe [ich] die schweren und leichten Stücke gemischt, finde aber auch nicht alles Gold dabei. Nähte und Risse, auch Dreck

[9] Ein geschlossener Metallkessel, bei dem der Dampfdruck einen Einfluss auf den Prozess hat. Unter «Avivage» versteht man die Behandlung von Geweben mit fettigen Stoffen. «Avivieren» heisst, ein Gewebe nachbehandeln und ihm Glanz und Geschmeidigkeit verleihen. Im Sechtkessel wird die Schlichte, in Wasser gelöste Stärke, aus Geweben ausgewaschen. Eine «Küpe» ist ein in der Färberei verwendeter Holzbottich.

etc. kommen immer noch vor, lassen sich aber nicht von einem Tag auf den andern verdrängen. Ich habe überall reklamiert und Lärm geschlagen. (...) Die frisch eingehenden Stücke mussten nicht gereinigt werden, was auch ein Vorteil ist. Ich habe die ganze Woche nie reinigen müssen.»

Soweit Geschäftliches.

«Mit dem neuen Pferd wirst Du Freude haben. Es präsentiert sich ausgezeichnet, ist fromm und hat bis jetzt keine Untugenden gezeigt. Joseph hat es jetzt an der Hand eingespannt und es soll so besser getan [haben] als im Sattel. Es war viel zu hitzig und [hat] die ganze Last samt Fanny allein gezogen.»

«Von Fideris[10] habe [ich] gestern leider keinen günstigen Bericht erhalten. Der Curarzt findet zwar bei Emil [Sohn Jost Emil, geb. 1864] etwelche Besserung, verlangt aber, dass man wenigstens 5 Wochen mit ihm dableibe, um sicher zu gehen.»

«Morgen gehe [ich] nach Ragaz, um endlich meine Familie wieder abzuholen. Wir treffen uns um 9 Uhr auf dem Bahnhof und können dann noch einige Stunden in dorten bleiben. Gottlob, dass diese 5 Wochen um sind, ich glaubte, sie würden nicht fertig.»

- 3 -

Die 1860er-Jahre, in denen die Glarner Wirtschaftsblüte ihren Höhepunkt erreichte, begannen mit einem Paukenschlag – mit dem Brand von Glarus in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai 1861. In der «Berichterstattung des Hülfskomite in Glarus» ist zusammengefasst darüber Folgendes zu lesen: «Ein furchtbares Brandunglück hat in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai bei rasendem Föhnsturm Glarus beinahe zerstört. Der sonst so blühende Ort steht als Ruine da. Nahezu 500 Gebäude, darunter die ganze schöne Hauptstrasse, die Kirche mit ihrem neuen Geläute, vier Pfarrhäuser, Regierungsgebäude, Rathaus, Kasino, Bank und andere öffentlichen samt den schönsten Privatgebäuden sind ein Raub der Flamme und dadurch etwa 500 Familien mit 3 000 Personen obdachlos geworden. Die Grösse des Jammers, welcher plötzlich über alle Klassen der Bevölkerung hereingebrochen, ist entsetzlich! Die meisten Betroffenen haben ihr sämtliches Hab und Gut im Werthe von jedenfalls mehr als 8 Millionen verloren, wobei von Assekuranzen kein erheblicher Ersatz zu erwarten ist.»[11]

[10] In Fideris (im Prättigau) befand sich das Heilbad mit der Eisensäuerling-Quelle im Tobel des Arieschenbaches. Der Kurort wurde vom 15. bis ins 20. Jahrhundert besucht.

[11] Hilfskomite, Der Brand von Glarus am 10./11. Mai 1861. Glarus 1862, S. 11. 18, 27 und 36. Becker, B., Der Brand von Glarus (Hrsg. Vischer, E.). Glarus 1986. Senn, J. M., Der grosse Brand von Glarus. Zürich 1861.

Mit «Liebesgaben an Baarschaft» beteiligte sich das ganze Personal unserer Geschichte, Regula Tschudi-Dürst, Joachim Tschudi, Alexander Spelty, Freund Caspar Jenny, Rudolf Hanhart-Tschudi, dem wohl auch zu verdanken ist, dass die Gemeinde Diessenhofen einen namhaften Beitrag beisteuerte. Sogar Geschäftsfreund Alexander Wege aus Stuttgart ist als Spender aufgeführt. Auf die Auswirkungen des Brandes von Glarus auf die Versicherungswirtschaft und mittelbar auch auf Alexander Speltys Agenturen ist schon hingewiesen worden. Schon 1862 wurde Alexander Spelty Agent der «Helvetia-Feuer», dem neuen Geschäftszweig der «Helvetia-Allgemeine». Für ihren Mann schreibt Verena Spelty-Tschudi am 15. Juni 1862 der Fa. Tschudi & Co. von einem «Risiko», das am Brandunglück in Glarus massgeblich beteiligt gewesen sein dürfte:

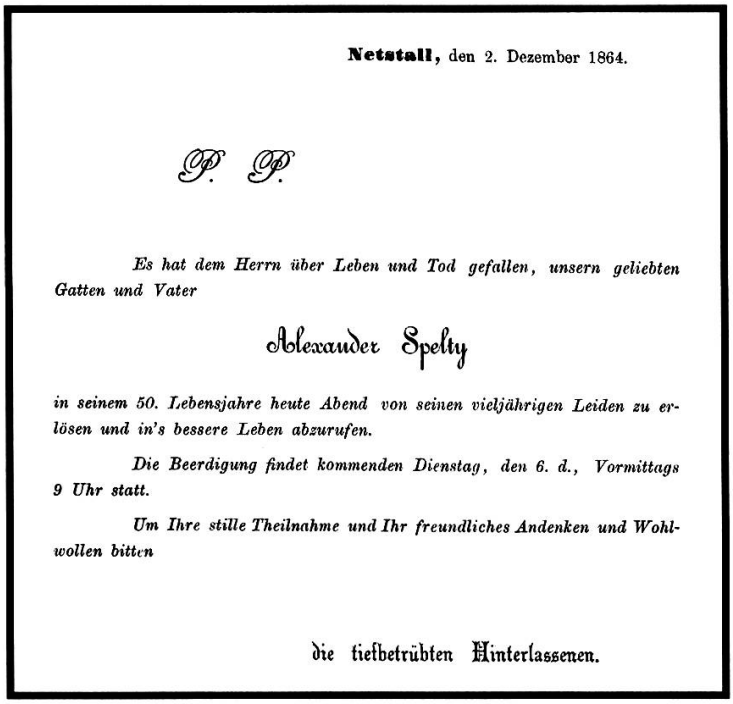
«Erklären Sie sich gefälligst gleichzeitig, ob Sie der «Helvetia» die Hälfte oder nur ein Drittel der Gesamtversicherung anvertrauen und welche Gesellschaft dabei participiert und mit welchem Anteil und zu welcher Prämie. Bis jetzt wurde zwar gegen Ihren Antrag nichts eingewendet, allein ich finde es doch bedenklich, dass in demselben gar nichts von den Nachbargebäuden, namentlich von den beiden noch mit Schindeln bedeckten, erwähnt ist. Sollte von jener Seite ein Brandunglück entstehen und das Risiko 2 mehr oder weniger gefährden, so dürfte es zu schlimmen Collisionen führen, weil laut Policen-Bedingungen aller Gesellschaften keine Gefahr verheimlicht werden darf.»

- 4 -

Am 26. Februar 1863 starb Johann Caspars Witwe, Regula Tschudi-Dürst. In einem Brief vom 18. Mai 1862 an den Vetter Niklaus Dürst in Schwammendingen ist von ihrer angeschlagenen Gesundheit die Rede:

«Lieber Vetter und Frau Baas! Mit grosser Freude vernahmen wir aus Eurem werten Brief vom 13. dies, dass es der lieben Frau Baas Gott sei Dank wieder besser geht, so dass sie sogar wieder im Hause herum gehen darf. Wir wünschen von Herzen, die Wunde möge noch vollständig und bald zuheilen und die liebe Frau Baas nicht den mindesten Nachteil davon verspüren. Wir danken aufrichtig für Eure wohlgemeinten Wünsche, leider sind aber dieselben bis dato nicht in Erfüllung gegangen, weil zu unserem Bedauern es mit der Besserung der Gesundheitszustände der lieben Grossmutter nicht vorwärts gehen will. Es ist damit immer so im Alter, denn der eine Tag ist sie munter und der andere Tag dann wieder mehr niedergeschlagen. Es hat ihr wohlgetan zu hören, dass ihre liebe Schwester[12] stündlich an sie denkt,

[12] Waldburga (Burgula) Dürst-Dürst (1802–1886). Sie war die Mutter von Vetter Niklaus Dürst (1837–1913), Käsehändler in Schwammendingen, bei dem sie 1862 lebte.



Netstall, den 2. Dezember 1864.

P. P.

Es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, unsern geliebten Gatten und Vater

Alexander Spelty

in seinem 50. Lebensjahre heute Abend von seinen vieljährigen Leiden zu erlösen und in's bessere Leben abzurufen.

Die Beerdigung findet kommenden Dienstag, den 6. d., Vormittags 9 Uhr statt.

Um Ihre stille Theilnahme und Ihr freundliches Andenken und Wohlwollen bitten

die tiefbetrübten Hinterlassenen.

Todesanzeige für Alexander Spelty, 2. Dezember 1864.

obgleich sie nie daran zweifelte. Sie beauftragt mich, ihr zu sagen, dass ihre Gedanken ebenfalls bei Euch weilen, nebst tausend herzlichen Grüssen an Euch alle.»

Am 2. Dezember 1864 starb Alexander Spelty-Tschudi, 49-jährig, an Wassersucht des Herzbeutels. In der Todesanzeige heisst es: «(...) von seinem vieljährigen Leiden erlöst.» Rudolf Hanhart, den wir als frommen, gottesfürchtigen Mann kennen, hat, obwohl er das sicher schon vorher getan hatte, am 30. Dezember die Hinterlassenen nochmals zu trösten versucht:

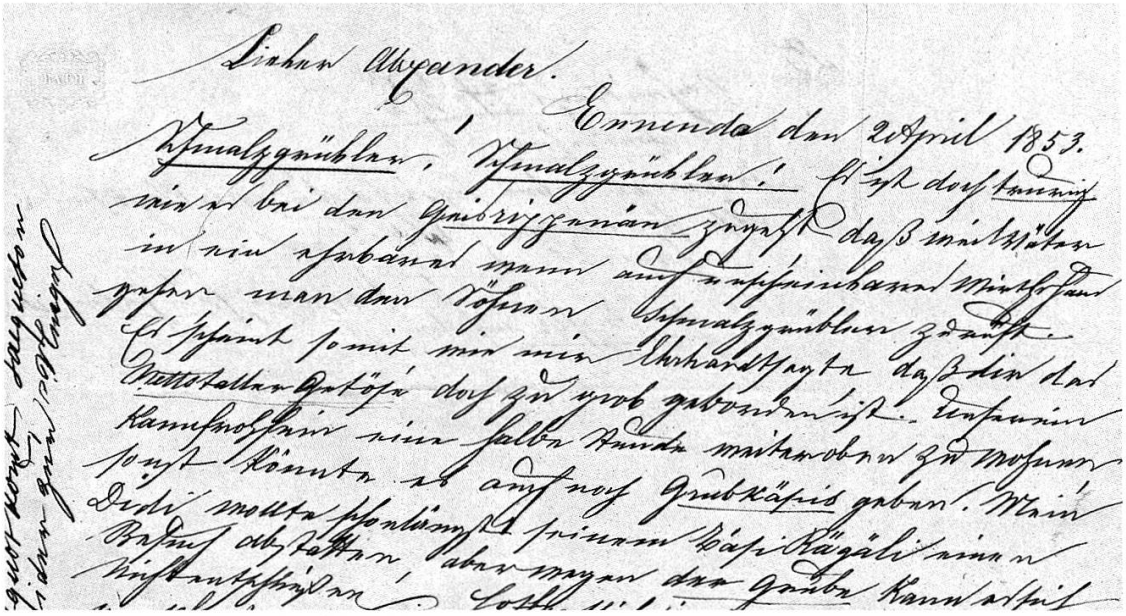
«Auch ich komme, Euch zum Jahreswechsel meine aufrichtigsten Wünsche darzubringen, vor allem aber Euch abermals meine herzliche Teilnahme auszudrücken an dem schweren Verluste, den Ihr dieses Jahr erlitten habt. Wenn Ihr nun aber mit trauerndem Herzen an der Schwelle des neuen Jahres steht, so bedenket, dass diese Prüfung, wie schwer und schmerzlich sie Euch auch dünkt, von Gott Euch auferlegt ist und dass Sein Wille, wenn auch oft unerforschlich für uns arme Sterbliche, doch stets nur unser Wohl bezweckt. So wird durch seine Gnade Euch die Kraft verliehen, Euch unter Seine unerforschliche, aber stets weise Fügung zu beugen, und die alles lindernde Zeit wird Eurem gerechten Schmerz nach und nach in milde Wehmut auflösen. Das Bild des treuen Gatten und Vaters wird Euch stets vor der Seele schweben und die frohe Hoffnung, dort in jenen seligen Räumen einst auf ewig mit ihm vereinigt zu werden, sei Euch Trost und ein mildender Balsam für Euren Schmerz!

Was uns betrifft, so sind wir Gott sei Dank alle wohl, ebenso die Lieben in der alten Sonne, die ihre herzlichen Grüsse und Glückwünsche für Euch

«Des Maurers Leben» von K.G.T. Winkler, 1816.

alle, Ihr Lieben, den unsrigen anreihen. Empfanget also auch von mir, Ihr lieben Alle in der London und im Schwert, die herzlichsten Glückwünsche zum bald beginnenden Neuen Jahre! Gott erhalte Euch vor allem die Gesundheit und bewahre Euch gnädiglich vor ferneren Heimsuchungen! Sein Segen begleite alle Eure Unternehmungen und verleihe Euch alles, was für Seele und Leib nötig und heilsam ist. Erhaltet uns auch im kommenden Jahre Eure Freundschaft und Liebe und seid der unsrigen versichert! In treuer Liebe grüsst und küsst Euch herzlich Euer Rudolf.»

Ein gutes Vierteljahr nach Sohn Alexander starb am 28. März 1865 85-jährig Vater Jost Spelty-Linden. Die Regelung der Nachlässe Alexander Spelty-Tschudis und Jost Spelty-Lindens bot die Möglichkeit, das dem «Bruder Fritz», «dato in Californien», am 2. Juli 1854 gewährte Darlehen von Fr. 1 900.– samt dem in elf Jahren aufgelaufenen Zins zurückzuzahlen, indem



«Freund Caspar» Jenny-Zweifel an Alexander Spelty-Tschudi, 21. April 1853.

dieses mit dem väterlichen Erbe verrechnet wurde. Im Nachlass von Jost Spelty enthalten ist eine Beteiligung in der Höhe von Fr. 2088.90 an der «Herren»-Fabrik, die an die Tochter Maria Spelty überging. Von den Mobilien des Vaters ergantete Sohn Jost u. a. Johannes von Müllers Schweizergeschichte und Friedrich des Grossen Memoiren. Wie die «Freimaurerzeichen» in den Nachlass von Jost Spelty-Linden kamen, verrät der Brief des Bündners Andréa Lareda, Petersburg, vom 6. Januar 1828:

«Wertgeschätzter Freund und Ordensbruder! Hierbei schicke ich Ihnen das bewusste Zeichen, allein [ein] Certificat ist es keine Möglichkeit zu bekommen, selbst unser Landsmann F. Lieb (aus dem Thurgau), der Meister vom Stuhl in Hamburg war, hat ihn nicht können bekommen. Unsere Maurerei in Russland wird wahrscheinlich auf immer begraben liegen. Wenn Sie daher diese Umstände erzählen, so wird man Ihnen wohl auch ohne Certificat den Eintritt nicht versagen. Das Zeichen der [Loge] kostet 10 Rubel.»

Wer weiss, ob die Netstaler Kirchgenossen Jost Spelty auch dann kurz nach der Rückkehr aus Russland als Kirchenvogt gewählt hätten, wenn sie diese Vergangenheit gekannt hätten.

Drei Jahre nach Alexander Spelty starb 1867 57-jährig «Freund Caspar» Jenny. An die Freundschaft, die die beiden verbunden hatte, und an die ausserordentliche Figur soll der einzige erhaltene Brief Caspars, geschrieben am 21. April 1853, erinnern:

«Lieber Alexander. Schmalzgrübler! Schmalzgrübler! Es ist doch traurig, wie es bei den Geissrippenen [Netstaler] zugeht und dass, weil Väter in ein ehrbares, wenn auch unscheinbares Wirtshaus gehen, man den Söhnen

Schmalzgrübler zuruft. Es scheint somit, wie mir Ehrhardt sagte, dass Dir das Netstaler Getöse doch zu grob geworden ist. Unsereins kann froh sein, eine halbe Stunde weiter oben zu wohnen. Hoffentlich sind wir auch noch verklagt, damit das Mass voll wird. Was auch die gerechten Leute leiden müssen! Mon Dieu! Mon Dieu! Immerhin wäre es doch am Platze, dass [wir] wieder einmal beisammen wären, ich glaube also, dass [wir] in [den] Schwander Adler gehen sollten. Regnet es also nicht und meldest Du mir morgen nichts anderes, so schicke ich Dir um ein Uhr meine Chaise, und Fritz und Du können dann mit derselben nach Schwanden rumpeln, Ehrhardt und ich kämen zu Fuss. Im Heimweg nehme ich dann meine Chaise, und die Geissrippi können den Barif[13] nehmen! Würde es regnen, so käme der Heiri nicht, da [ich] dann die Chaise selbst zum Hinauffahren bedürfen würde.

Doctor Jenny, Doctor Ratsherr Tschudy, Hilarius Luchsinger, Verhörrichter Staub, Gabriel Zweifel und mehrere andere haben verdammt anonyme Briefe erhalten, die Schmalzgrübler werden wohl auch noch daran müssen.

Viele herzliche Grüsse an alle von Deinem alten Freund Caspar

P.S. Nachmittags 2 1/2 Uhr, Amtliches. Soeben vernehme [ich] dass ich und Du verklagt sind. Also für den Wirt 4 Kronen, für uns 2 Kronen, – [macht] 6 Kronen, für jeden 3, das Tüpfli auf dem «i».[14]»

- 5 -

Am 17. August 1865 heiratete Jost Spelty Elsbeth (Betty) Weber (1839–1922), Tochter des Fabrikanten und Gemeindepräsidenten Caspar Weber-Spälty (1810–1886). Zur Verlobung schreibt am 22. März ein Freund Folgendes:

«Ich führe [bei] Gelegenheit eine traurige Scene an. Vor einigen Wochen begleitete ich einen Bekannten, Oberförster-Candidat, Sohn eines berühmten preussischen Generals, zur Grabstätte; derselbe hatte nun eine Anstellung als Oberförster in Aussicht und verheiratete sich, nachdem er neun volle Jahre verlobt war und das Pärchen sich so ganz treu geblieben, und waren nun höchst vergnügt, dass sie ihr Ziel erreicht hatten, drei Wochen nachher war er eine Leiche und sie eine Witwe.»

Was heute in einer Verlobungsgratulation eher als unpassend gelten müsste, war damals jedenfalls realistisch. Aber dieses Mal verlief die Sache nicht als «eine traurige Scene»; die Ehe Spelty-Weber bestand während 46 Jahren. Die

[13] «den Barif nehmen» – etwa gleichbedeutend wie die Redensart «auf Schusters Rappen».
[14] Im Protokoll des Kriminal-Gerichtes ist von einer solchen Klage nichts zu finden, und ein Protokoll des Polizeigerichtes gibt es erst ab 1860.

Verbindung war nach dem damals in diesen Kreisen Üblichen zustande gekommen – jedenfalls förmlicher als jene von Tante Anna Maria Hanhart-Tschudi. Am 7. Februar 1865 wirbt Jost mit der Anrede «Geehrteste Herr und Frau Präsident!» schriftlich um die Erwählte:

«Nach reiflicher Prüfung und im Einverständnis mit meiner Mutter nehme ich mir die Freiheit, diese Zeilen an Sie zu richten. (...) Wie Ihnen nicht unbekannt sein dürfte, hege ich schon seit längerer Zeit die wärmste Zuneigung und Liebe für Ihr Fräulein Tochter Elsbeth. Ich vermochte meinen Gefühlen nicht länger zu widerstehen und letzthin drängte es mich, dieselben Ihrer lieben Fräulein Tochter Elsbeth persönlich zu offenbaren. Zu meiner höchsten Freude gestand sie mir, dieselben durch gleiche Gegenliebe erwiedern zu wollen. (...) und deshalb wage ich es, bei Ihnen, werteste Eltern, um die Hand Ihrer lieben Tochter Elsbeth zu werben und Sie anständigst zu bitten, unsern vereinten Wünschen gütigst [zu] willfahren (...). Sollten Ihnen Auskünfte über meine Existenzmittel erwünscht sein, so bin ich mit Vergnügen bereit, dieselben sofort persönlich zu erteilen.»

Zur Verlobung gratulierte unter vielen andern auch Herr Alexander Wege in Stuttgart. Am 23. März 1865 schreibt er nach dem «Zuspruch», dass «nicht alle Tage in der Ehe Tage der Freude sind», was «ohne Zagen und Murren» zu tragen sei, Folgendes:

«(...) und grüssen sie Ihre liebe Braut herzlich von mir, nicht minder Ihre verehrten Schwiegereltern, sowie Ihre liebe gute Mutter, der ich noch ganz besonders Glück wünsche zu der zweiten lieben Schwiegertochter, möge sie im Glück ihrer Kinder einigen Ersatz für den herben Verlust finden, den der Tod unseres unvergesslichen teuren Alexander's ihr auferlegte!»

Am 19. Mai 1865 lässt sich Herr Wege so vernehmen:

«Dass Sie unwohl sind, ist wahrhaftig eine Schande, noch so jung und dazu Bräutigam, an Ihrer lieben Braut Stelle würde ich Sie wieder aufgeben, denn um einen kranken Mann ist es ein schlechtes Vergnügen, merken Sie sich das und bessern Sie sich.»

Auch der Onkel in Diessenhofen, der Jost auf seine Weise stets nahe stand, hatte sich gemeldet und das Paar zu einem Besuch eingeladen. Im Brief vom 29. Juni 1865 werden die Einzelheiten geregelt:

«Mein lieber Jost! Mit innigem Vergnügen vernehmen wir durch Deinen lieben Brief, (...) dass Du Dich gottlob wieder recht erholt hast und dass Du und Deine liebe Betty unserer Einladung Folge leisten und am 21. Juli, donnerstags, so Gott will, munter und fröhlich bei uns eintreffen werdet. Nun wäre es aber recht schön, da wir, meine liebe Gattin, Marili, Johanna und ich, jenen Donnerstag, so Gott will, in Schaffhausen zubringen wollen, wenn Ihr Lieben mit dem in Schaffhausen um 4 Uhr 40 Minuten eintreffenden Zuge nach Schaffhausen reisen werdet. Wir holen Euch, Ihr Lieben, im Bahnhof in Schaffhausen, so Gott will, ab, um dann mit Euch noch einige Stunden in der Gasthütte vergnügt zu verbringen. Für die Heimfahrt ist

Jost und Betty Spelty-Weber (um 1865/70).

schon gesorgt. [Ich habe] für einen bequemen Wagen gesorgt, der uns Donnerstag morgens hier abholt und in welchem wir dann abends, so Gott will, die Heimfahrt nach Diessenhofen machen. (...) Grüsset von uns allen herzlichst die Lieben im Schwert sowie die werten Familien Weber und Spelty!»

Von der Mutter, Verena Spelty-Tschudi, erhielt Jost zur Hochzeit einen «Gold Ring mit 1 Rosen Diamant» – gekauft für 100 Franken bei der «Bijouterie Orfeverie Peter Freuler am Marktplatz».

Jost Spelty-Weber übernahm 1866, ein Jahr nach der Heirat, unter der Firma «Jost von Alexander Spelty» das Geschäft des zwei Jahre vorher verstorbenen Vaters. Seinerzeit musste er wegen der Augenkrankheit des Vaters diesem gleich nach Abschluss der Lehre an die Hand gehen. Dass er sich in jungen Jahren mit den «protestantischen Tugenden» ziemlich schwer tat, wissen wir aus jenem Brief des Bruders Emil und aus den diplomatischen Ermahnungen des Onkels in Diessenhofen. Am 15. April 1859 redet ihm auch Onkel Joachim Tschudi ins Gewissen:

«Bei Dir klopft aber die Zukunft ganz besonders ernst an; in der kürzesten Zeit wirst Du selbständig auftreten müssen und wehe Dir, wenn Deine

treuen Eltern nicht auf Dich zählen können. Siehe, mit Deinem Papa steht es schlimm, so schlimm, wie Dir Deine gute Mutter nicht melden darf, noch kann. Im einen Auge blind, im andern unendlich leidend, ist er gezwungen, das Haus zu hüten. (...) Die Ärzte geben schlechten Trost; es ist dies ein Übel, welches das Ärgste, für nahe Zeit schon, befürchten lässt.»

Jedenfalls schreibt Jost für den Vater am 28. Oktober 1861 der Firma «Gebrüder J. und J. H. Streiff & Co.», «auf der Insel»[15] in Glarus, einen Brief, in dem es im ersten Absatz um eine Versicherung und im zweiten um «Drogen» geht:

«Bevor ich Ihnen die gewünschten Antragsformulare übersenden darf, muss ich instruktionsgemäss bei der Direktion der Deutschen Phönix die Ermächtigung dafür einholen. Schliesslich bedaure ich, Ihnen melden zu müssen, dass die Herren Bassermann & Herschel nicht im Falle sind, gegenwärtig die gütigst bestellten 2 Fass Amlung auszuführen.»

Solche Geschäfte wurden auch mit der Firma «Bartholome Jenny & Cie.» in Ennenda getätigt. «Freund Caspar», Caspar Jenny-Zweifel, war – wie wir wissen – deren Teilhaber gewesen. Jost Spelty war ebenfalls mit einem Teilhaber der Firma befreundet – mit Jacob Trümpy-Blumer (1833–1896), der ihm am 20. November 1858 auf Briefpapier der Firma schreibt:

«Verbindlich dankend empfange [ich] diesen Morgen Deinen lieben Brief, mit der erwünschten Mitteilung, dass Herr Dr. Horner[16] auch am Sonntag Audienz erteilt, und werde ich es mir bestens angelegen sein lassen, Deinem verehrten Herrn Vater mündlich meinen Dank über seine Bemühungen auszusprechen.»

Verena Spelty-Tschudi arbeitete im Geschäft mit ihrem Sohn Jost zusammen, wie sie es seinerzeit mit ihrem Mann getan hatte. Sie rapportierte ihm im Juli und August 1865 in seiner Abwesenheit über die laufenden geschäftlichen Vorfälle:

«Es ist recht, wenn Du den Herren Foule frères und Neuhaus geschrieben hast.

Hoffentlich wirst [Du] wegen Herrn Conrad Jenny's[17] Crapp und Garancine seinem Wunsche gemäss geschrieben haben. Ich war letzten Dienstag in Herrn Jennys [Haus] und [er] sagte zu mir, dass er noch keinen Bericht

[15] Vom ehemaligen Etablissement «auf der Insel», das bis Ende der 1920er-Jahre bestand, ist nur noch das Haus übrig geblieben, in dem die Glarner Musikschule untergebracht ist.

[16] Dr. Salomon Horner (geb. 1801), «Med. et Chir. Doct.», war Arzt am Waisenhaus in Zürich. Er gehörte vermutlich mit Dr. Elmer und Dr. Curti zu den Ärzten, die sich um Alexander Speltys Augenkrankheit bemühten. StaZ; Geschlechter der Stadt Zürich, 1850.

[17] Conrad Jenny-Dinner (1826–1892) gründete 1864 in Ennetbühls eine neue, während einigen Jahren sehr erfolgreiche Druckerei, die 1897 aufgegeben werden musste. Vgl. Jenny, Handel 2, S. 329.

wegen Verkauf von diesen Häusern habe. Ich sagte ihm, dass Du unmöglich Zeit gefunden, noch vor Deiner Abreise zu schreiben, werdest es aber vom Seelisberg[18] [aus] tun und [ich] bat ihn, nur so lange Geduld zu haben – so hoffe ich, [Du] werdest diese Sache sofort erledigt haben.»

«Da heute auch noch ein Wechsel auf Ende dies von Herrn Conrad Jenny eingelaufen [ist], so geht es im Gleichen: nämlich Fr. 113.17 für Carl Neuhaus und für Provision Fr. 15.33 – Fr. 128.50. Ich werde Herr Conrad Jenny heute für diesen Betrag bescheinigen.»

«Julius Stettner schickt Gummimuster im Auftrag von Martin Kubli.[19] (...) In Stettners Brief war auch Factura für Tschudi & Cie., die ich sogleich spedierte.»

«Vorgestern kam ein Brief von Schupp u. Humbert. Ich schrieb gestern an alle hiesigen Consumenten und auch an Oberholzer & Spörry. Herren Becker & Milt habe [ich] in dem Sinne geschrieben, dass unsere Freunde gerne einen Lieferungsvertrag mit ihnen abschliessen würden.»[20]

«Herrn Egidius Trümpy will ich auch zu wissen tun, dass die Indigo Farben zu seiner Verfügung bereit stehen.»

«Briefe kamen – von F. Haager, der der Police nachfragt. Ich schrieb ihm, dass Du sie an Herrn Ratsherr Zwicki gesandt [habest] und weil sie noch dort sein musste, so solle er nachsehen und sie dann selbst nach St. Gallen[21] schicken.»

Leider sind keine Briefe vorhanden, die darüber berichten, wie in unsern Kreisen der deutsch-französische Krieg 1870/71 und die Deutsche Einigung resp. die Gründung des 2. Deutschen Kaiserreichs wahrgenommen wurden. Epochal und folgenschwer waren die Ereignisse wegen der dreifachen preussischen Demütigung Frankreichs mit der zugefügten militärischen Niederlage, mit dem Missbrauch des Spiegelsaals in Versailles für die Ausrufung des neuen Reichs und mit der Annexion Elsass-Lothringens.

Es ist auch darüber nichts zu vernehmen, was diese «ausländischen» Ereignisse in der Schweiz selber bewirkten: eine Grenzbesetzung mit der Wahl eines Generals und die Internierung der Bourbakiarmee, die dem Glarnerland immerhin eine Pockenepidemie bescherte.[22]

[18] In Seelisberg hatte sich Jost Spelty von der Krankheit erholt, die ihm während der Verlobungszeit zu schaffen gemacht hatte.

[19] Martin Kubli (1813–1885), Gemeindepräsident, einer der vier Söhne von Felix Kubli (1775–1857), der «zu Löntschen» die zweite Zeugdruckerei in Netstal errichtet hatte, veranlasste 1846 den Bau einer neuen Druckerei im «Langgüetli» östlich der Linth, die wenig später in seinen alleinigen Besitz überging. Vgl. Jenny, Handel 2, S. 350ff. und 624. Peter, S. 56 und 416.

[20] «Oberholzer & Spörry» in Wald (Zürcher Oberland) und «Becker und Milt» in Rüti GL waren Tücherlieferanten.

[21] St. Gallen war und ist der Sitz der Versicherungsgesellschaft «Helvetia».

[22] Heer, G., Zur neueren Glarner- und Schweizergeschichte 1848–1900. Glarus 1912, S. 64.

Heinrich Szadrowsky, Musiker (1828–1878),
Freund von Jost Spelty-Weber. (RNB)

Eine mindestens indirekte Auswirkung hatten die Ereignisse für die Schweiz, indem diese bei der Herausgabe und der Einlösung von Banknoten Unzulänglichkeiten an den Tag brachten und eine Geldkrise verursachten. Das Banknotenwesen war noch nicht geregelt, und der Geldumlauf war mangelhaft. Darum ermächtigte die revidierte Bundesverfassung von 1874 den Bund, dazu Vorschriften zu erlassen, aber noch nicht ein Monopol auszuüben.

- 6 -

Aus den Jahren 1872–1876 haben sich neun Postkarten und ein Brief erhalten, die der in Rorschach wirkende Musiker Heinrich Szadrowsky (1828–1878) an «Kirchenvogt Jost Spelty-Weber» geschrieben hat. Szadrowsky stammte aus der Gegend von Würzburg und war wie andere Deutsche aus politischen Gründen in die Schweiz gelangt. Er wirkte zuerst in St. Gallen als Musikdirektor und dann in Chur als Musiklehrer an der Kantonsschule. 1870 wurde er vom st. gallischen Erziehungsdirektor Friedrich von Tschudi, mit dem er befreundet war, ans Lehrerseminar «Mariaberg» in Rorschach berufen. Er hatte bei Felix Mendelsohn Komposition studiert und war nebst

kleineren Geistern mit Richard Wagner, Franz Liszt und Louis Spohr, dem «Warner vor der Zukunftsmusik», befreundet.[23]

Der Brief und die Postkarten handeln zur Hauptsache von musikalischen Veranstaltungen. Am 17. Januar 1873 etwa heisst es:

«Für den Fall, dass Sie es für den künftigen Sonntag einrichten können, teile ich Ihnen mit, dass wir am Sonntag Abend ein schönes Konzert im Seehofsaal haben: 1. Tausendschön. Männerchor von Ecker. 2. Sonate in B für Klavier und Violine von Mendelsohn. 3. Trompeten von Speyer. 4. Will ruhen unter den Bäumen hier. Von Baumgartner. 5. Der Erlkönig. Von Schubert. 6. Rêverie für Violine und Klavier. Von Vieuxtemps. Endlich in der II. Abteilung: «Eine Nacht auf dem Meer». Dramatisches Tongemälde für Soli und Männerchor. Von Tschirch.»

Auf der Karte vom 7. April 1873 ist zu lesen:

«(...) Konnte gestern die Aufführung der «Schöpfung» in St. Gallen nicht besuchen, weil [ich] unter diesen Umständen nicht wagen durfte, 2 1/2 Stunden in der Kirche zu sein und zu «husten», statt stille zuzuhören.»

Und am 22. November 1874:

«Herr Mancio hat seinen Aufenthalt im Hotel Speer in Weesen genommen. Er ist augenblicklich heiser, sonst wäre heute in Glarus ein Konzert gewesen, das nun auf einen späteren Sonntag verschoben ist. (...) Wenn Herr Mancio am nächsten Sonntag wieder über seine Stimme verfügen kann, ist Konzert in Chur, in welchem ich mitwirke.»

Die Postkarten verraten, dass der Verfasser dem Glarner Freund einige musikalische Kennerschaft zugemutet hatte. Die Rede ist auch von Besuchen in Netstal, von der «werten Frau» und vom «kleinen lieben Plauderer» – gemeint ist der zweijährige Caspar Spelty (1871–1900). Im Brief von 1874 werden, da inzwischen Alexander Spelty (1873–1919) geboren war, «die lieben Bubeli» gegrüsst.

Die Entstehung dieser musischen Freundschaft liegt im Dunkeln. Zwar hat sich auch noch das gedruckte Mitgliederverzeichnis der «Hockleist zu Rorschach», was eine gesellige Vereinigung von «Hockern» gewesen sein dürfte, erhalten. Als gewöhnliches Mitglied ist neben etwa zwei Dutzend lokalen Grössen «Szadrowsky, Heinrich, orglennschlager» aufgeführt und als «Erenhocker» zwischen «v. Scheffel, Dr. Jos. Victor, gefeierter Dichter in Carlsruh» und «Vischer, Dr. Friedrich Theodor, Professor der Ästhetik und deutschen Literatur am Polytechnikum in Stuttgart» eben «Spelty, Jost, Kirchenvogt in Netstal, Kt. Glarus».

[23] Rorschacher Neujahrsblatt 1966, S. 75–86; Gehring, J., Glarnerische Musikpflege im Wandel der Zeit. Glarus 1939, S. 113, 115, Ziff X; Szadrowsky, H., Die Bäder von Ragaz und Pfäfers im st. gallischen Oberland. In: «Allgemeine illustrierte Zeitung», Juni 1866, S. 579–582.

Szadrowsky kam auch der Berge wegen ins Glarnerland; er wird von Jacob Gehring (1888–1970) als jemand erwähnt, der «sich in den Glarner Alpen auskennt» und der sich «um die Erforschung der Älplermusik verdient» gemacht hat. Gehring zitiert aus dem SAC-Jahrbuch 1867/68 Szadrowskys Beschreibung des Hackbrettes und korrigiert dessen Behauptung, die Zither, «ein schönes Instrument», sei den schweizerischen Bergbewohnern unbekannt.[24]

Dass in der «Lunde» das Musizieren gepflegt wurde, zeigen die Musiknoten für Klavier aus dem Besitz von Vater Jost, Mutter Betty und Sohn Caspar. Es entspricht den damaligen Gebräuchen, dass die Auswahl Haydn, Beethoven, Schubert, Schumann, von Weber, Liszt, Johann Strauss, aber auch J. Funke, Eugène Ketterer, D. Krug, M. Hauser, W. Kuhe, R. Eilenberg etc. etc. umfasst. Von Caspar heisst es in einem Brief des Bruders vom 11. Januar 1900:

«Heute Abend spielte lieb Caspar uns noch einige wundervolle Stücke vor, wohl zum letzten Mal vor seiner Abreise. Die Tasten werden nun wohl für einige Zeit Ruhe haben, (...).»

Für Frau Kirchenvogt hat Heinrich Szadrowsky sogar ein Klavierstück, «La siésta», komponiert – gewidmet vom «Orgelvogt».

Die Interessen des Kirchenvogts beschränkten sich nicht nur auf die Musik. Am 27. Februar 1900 schreibt er dem in St. Gallen weilenden Sohn Alexander:

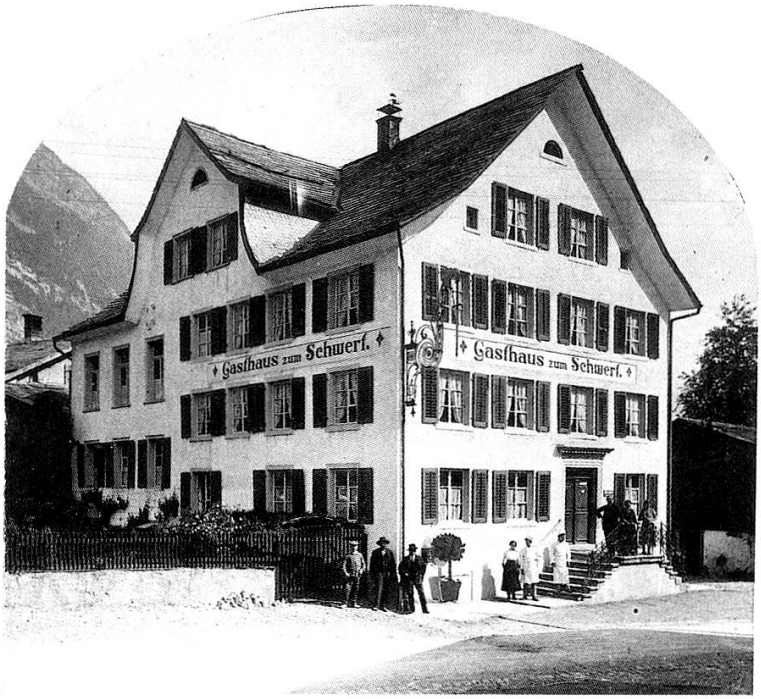
«Morgen werde ich nach Zürich fahren, vielleicht sehe ich Dich abends am Bahnhof, falls ich nicht das Theater besuche, doch werde ich Dich nicht heimbegleiten, da ich Dienstags noch Geschäftsbesuche zu erledigen habe.»

Er scheint auch historische Interessen gehabt zu haben, hatte er doch aus dem Nachlass des Grossvaters Müllers Schweizergeschichte und die Memoiren Friedrich des Grossen erworben.

- 7 -

Christina Spelty, das älteste Kind von Alexander und Verena Spelty-Tschudi, heiratete Gemeindeschreiber und Schwertwirt Josef Weber (1835–1866). Sie lebte von 1860 bis 1907 im «Schwert», dem grössten Netstaler Gasthaus, das 1839 von ihrem Schwiegervater, Felix Weber-Aebli (1809–1889), einem wohlhabenden Bauern und Ratsherrn, erbaut wurde. Als Christina 1866 verwitwete, übersiedelte ihre Mutter Verena Spelty-Tschudi, die ihrerseits in der «Lunde» ihrem nun verheirateten Sohn Jost Platz machte, ins «Schwert».

[24] Gehring, J., Glarnerische Musikpflege im Wandel der Zeit. Glarus 1939, S. 115.



Gasthaus Schwert, Netstal (erbaut 1839).

1870 kaufte sie das «Schwert», so dass sie als die «Schwertwirtin» zu gelten hat.

Am 7. November 1869 heiratete Christina in zweiter Ehe Friedrich Heinrich Weidmann (1843–1887), der neben dem «Schwert» einen Stickereibetrieb eröffnete. Sofern der erhalten gebliebene «Gesellschaftsvertrag» von 1870 nach seinem Wortlaut umgesetzt wurde, war die Errichtung des Betriebes eigentlich dank Verena Spelty-Tschudi zustande gekommen. Sie beteiligte sich mit Zustimmung ihrer Söhne Jost und Emil Spelty am Unternehmen, indem sie die Räumlichkeiten für 12 Stickmaschinen und dazu 7 Stickmaschinen zur Verfügung stellte. An Gewinn und Verlust partizipierte Fritz Weidmann mit 65 %, seine Schwiegermutter mit 35 %. In § 3 des Vertrages waren die Aufgaben und Zuständigkeiten geregelt:

«Herr Weidmann widmet seine Zeit, Arbeit und Kenntnisse ganz dem Geschäft, ebenso seine Frau Christina, soweit bei letzterer erforderlich. Ihnen obliegt: die Buchhaltung, Correspondenz, das Technische und [die] sorgfältige Aufsicht über die Fabrication. Frau Spelty Ihrerseits besorgt das Cassabuch und die Casse. Es versteht sich, dass gegenseitige Einsicht und Verantwortlichkeit der Verwaltung besteht und dass auch den Söhnen Jost und Emil Spelty verlangendenfalls Einsicht gestattet werden muss.»

In § 6 geht es um die speziellen Umstände:

«Die Wirtschaft – [das «Schwert»] ist lediglich Sache und Eigentum der Frau Verena SpeltyTschudi und soll in abgesonderter Rechnung geführt wer-

den. So lange die Familie Weidmann-Spelty in Kost und Logis bei Maman Spelty sich befindet, hat solche letzterer ein Pension von Fr. 30.– wöchentlich zu entrichten. Allfällige Verköstigung von Stickereipersonal wird monatlich vergütet.»

Christinas 1862 geborene Zwillinge Jost und Jakob starben als kleine Kinder. Es blieb ihr nur der 1860 geborene Felix.

1863 heiratete Emil Spelty Verena Spälty (1842–1909). Die vierzigjährige Schwester von Alexander Spelty, Maria (Mascha) (1826–1882), wurde 1866 die Frau des Witwers Joseph Stähli (1826–1881), Stecher, Schatzvogt, Gemeinderat und katholischer Kirchenvogt.

- 8 -

In Christina Weidmanns vom 12. Januar 1880 datierten Brief an Onkel Joachim geht es um die nicht gerade rosige finanzielle Lage im «Schwert», die wohl mit dem Geschäftsgang des Stickereibetriebes zu tun hatte, aber auch mit der inzwischen abgeschlossenen Lehrzeit von Sohn Felix Weber (1860–1934), der in diesem Jahr 20-jährig geworden war.

«Deinen lieben Brief vom 8. Januar beantwortend, verdanken wir Dir vorerst Dein liebevolles Entgegenkommen punkto der Auslagen unseres lieben Felix während seiner Lehrzeit in Livorno herzlich. Felix wird sich's angelegen sein lassen, Dir mit der Zeit seine Schuld für die Hälfte des Betrages abzuzahlen, (...). Was die zweite Hälfte Deiner Auslagen im Betrage von Fr. 1 835.– nebst Zinsen anbetrifft, wissen wir uns nicht anders zu helfen, als Dir vorderhand das Kassenbuch von Felix im Betrage von etwas über Fr. 1 200.– mit dem letztjährigen Zins anzubieten. Den Überschuss von Fr. 635.– hoffen wir Dir im Laufe des Sommers abzahlen zu können. Im Moment ist unsere Cassa erschöpft. Wir bitten Dich, liebster Onkel, um Entschuldigung. Es ist leider bittere Not, die uns dazu treibt. Es tut uns Wehe genug, nach bald 10jährigem Geschäftsbestand nicht einmal über einen Privatfonds von Fr. 700.– gebieten zu können (...).»

Mit Felix Weber tritt Johann Caspar Tschudis ältester Spelty-Urenkel auf, der mit 6 Jahren den Vater verloren hatte und durch die Heirat der Mutter mit dem glücklosen Stickereiunternehmer erst recht in Bedrängnis geraten wäre, hätte sich nicht sein «Onkel» Joachim Tschudi[25] um ihn gekümmert.

Im Brief vom 31. März 1877 berichtet Felix diesem von seiner ersten Zeit in Livorno. Dass er dorthin gelangt war, war offensichtlich das Verdienst des

[25] Joachim Tschudi, der Bruder seiner Grossmutter, war naturlich Felix Webers Grossonkel.

Livorno: Postkarte von Christina Weidmann an den Bruder Jost Spelty-Weber vom 22. 11. 1907.

Onkels, dass er dann im Handelshaus «Giacomo Lieber & Co.» hängen blieb, durfte er sich selber zuschreiben:

«Endlich komme ich dazu, meine Pflicht zu tun und Ihnen für die Mühe, die Sie sich gegeben haben, um mir einen so vortrefflichen Platz zur Ausbildung meiner praktischen Kenntnisse zu finden, meinen wärmsten Dank auszusprechen. (...) Ich hätte schwerlich einen bessern Lehrlingsplatz finden können, schon wegen der Sprache. (...) Im ganzen gefällt es mir hier, wie schon gesagt, ganz gut, wozu auch noch viel das beiträgt, dass wir hier etwa 11 Glarner sind, und auch andere deutsche Schweizer hat es hier, so dass man wie zu Hause ist. (...) Ich habe auch ein sehr gutes und schönes Klavier auf meinem Zimmer, auf dem ich oft bis spät in der Nacht spiele. (...) Mit der Musik ist hier sozusagen nichts los, nur die Militärmusik wird gut gepflegt. Konzerte gibt es keine. Hingegen Theater hat es dann wieder im Überfluss. Ich war vier Abende hintereinander im «Goldoni». (...) Das Abonnement für alle vier Abende (...) kostete 1 Fr. 55. Auch am Meer und auf demselben war ich schon einige Male. Das gefiel mir immer sehr gut, besonders der Sonnenuntergang und die Flutzeit, wenn noch ein ziemlich heftiger Sturm dabei ist. Einzig ein wenig unsicher ist man hier. Letzte Woche wurden zwei junge Burschen auf dem grössten und belebtesten Platz aus Mutwillen ermordet. Überhaupt soll es hier sehr viele solche Subjekte geben, die aus purem Übermut Leute anfallen und ermorden, besonders in der Carnevalszeit.»

Der Brief vom 30. Dezember 1878 setzt das soeben Zitierte fort, nur in schwungvollerer Schrift abgefasst:

«Im Geschäft habe ich jetzt alle Magazinarbeiten durchgenommen und ich werde nun vom Neujahr an mich [mit] der Buchhaltung und [der] Casse abgeben. Jetzt gibt es ziemlich viel zu schaffen, und morgen fangen wir an, das bilancio aufzunehmen, wo es wahrscheinlich noch viel mehr zu arbeiten gibt, da das Magazin voll Ware ist. (...) Am Morgen studiere ich Spanisch oder spiele Klavier, nach dem Abendessen tue ich dasselbe, bis ich entweder in die Spanisch- oder in die Turnstunde muss, nach welcher ich gewöhnlich in das nahe gelegene circolo filologico gehe, ein Buch oder eine Zeitung zu lesen. (...).»

Der nächste Brief an Onkel Joachim ist vom 23. Januar 1882 datiert:

«Vor allem sage [ich] Ihnen besten Dank für Ihren lieben Brief. Als erste Abschlagszahlung meiner grossen Schuld sende [ich] Ihnen hierbei 3 Banknoten auf die Banque de france von zusammen Fr. 300.–. Im Laufe dieses Jahres werde [ich] Ihnen noch weitere Fr. 300 bis 500 schicken und im nächsten Jahr wenigstens noch Fr. 1 000.–. Vom Mai 1883 an werde ich mit Herrn Lieber wahrscheinlich einen neuen Contract abschliessen, der es mir hoffentlich ermöglichen wird, meine Schuld bis Ende 1884 gänzlich zu tilgen. (...) Dass ich im Geschäft meinen Mann stelle, dürfen Sie glauben und geht auch daraus hervor, dass mir Herr Lieber aus freien Stücken das Gehalt per 1881 um L. 500 erhöht hat. (...) Wie ich meine Zeit verbringe, werden Sie wohl von meinen Eltern erfahren haben. Von den meisten weltlichen Vergnügen habe ich mich total zurückgezogen und fühle mich seither weit glücklicher und zufriedener. (...) Gestern besuchte ich eine im Hafen befindliche amerikanische Fregatte, die von unten bis oben rein ist wie ein Spiegel, jeder Teil der Maschinenkanonen glänzt wie Silber. Da können sich die Italiener ein gutes Beispiel daran nehmen. Auf ihren Kriegsschiffen siehts nämlich furchtbar schmutzig aus. Von den Maschinenräumen will ich gar nicht sprechen.»

Weiter unten und in einem andern Brief wird mit bekannten Namen von geschäftlichen Beziehungen berichtet:

«Herr Lieber macht sehr wenig mehr in rotem Calicot, und ich glaube kaum, dass er jetzt etwas bestellen würde. In Kopftüchern jedoch hat er einen sehr grossen Umsatz und bezieht namentlich von BJ & C in E [Bartholome Jenny & Co. in Ennenda] viele Alizarintücher in allen Breiten. Es wäre ganz gut möglich, dass er auch mit Ihren Produkten einen Versuch anstellen würde, freilich müssten Sie die Preise niedrig stellen, denn die Engländer und Deutschen liefern zu Schundpreisen.»

«Die Geschäfte gehen nicht besonders flott, nur geringe Schundware wird viel abgesetzt (...). Mit Vetter [Joachim/Gioachino] Zopfi [in Ranica] arbeiten wir immer sehr viel, er kann uns nur nicht genug liefern.»

Im Brief vom 22. Januar 1884 geht es zunächst wieder um die «Schuld»:

«Es gereicht mir hiermit zur schönsten Freude, Ihnen als weiteres aconto meiner Schuld Fr. 500.– übermachen zu können. Mit dem Betrage meines Sparkassenheftes reduziert sich nun die Schuld auf die Zinsen, auf die Sie zwar mit Ihrem lieben Briefe vom 2. Mai 1882, den ich Ihnen herzlichst verdanke, verzichteten, allein mein Rechtssinn lässt es nicht zu. Das noch Fehlende hoffe ich Ihnen binnen einigen Monaten persönlich übergeben zu können, da ich gestern von Herrn Lieber die Erlaubnis erhielt, dieses Frühjahr wieder einmal nach Hause zu reisen. Nebenbei ergötze ich mich nach wie vor an der Musik, innerhalb welcher ich mir durch das Orgelspielen einen weiteren Genuss verschafft habe; auch ein gemischter italienischer Chor in der Waldenserkirche macht mir viel Freude.»

Im Jahr 1885 erhielt Onkel Joachim vier Briefe des Grossneffen. Im ersten, datiert vom 24. Januar, teilte er im ersten Satz mit, was an Wichtigem mitzuteilen war:

«Wie Ihnen bereits mein Mamman mitgeteilt haben wird, habe ich nun das Jahr mit vielleicht dem wichtigsten Schritt meines Lebens, mit meiner Verlobung, angefangen.»

Von dem, was auf vielen Seiten ausführlich und umständlich erörtert wird, nur so viel:

«Und dieses Mädchen glaube ich in meiner Verlobten Anna Schrader [1856–1934] aus Hildesheim (bei Hannover) gefunden zu haben. (...) Sie ist aus einer angesehenen Familie, alle Verwandten sind vermöglich und haben sie auch lieb, was ich selbst aus Briefen ersehen konnte, namentlich sind zwei Cousinen (eine Witwe und eine ältere Jungfer, die in Florenz – jede für sich – privatisieren und nur zum Zeitvertreib malen und Stunden geben) ihr sehr zugetan. Wir gedenken anfangs Mai Hochzeit zu halten, wenn alles gut geht. Anna wird wohl zuvor nach dem Glarnerland kommen und sich meinen Verwandten vorstellen. Zur Hochzeit haben uns beide Cousinen Annas in Florenz eingeladen. Dort werden wir uns auch während unserer Ferien aufhalten. Ich denke aber, wir gehen auch einige Tage nach Modena zu Tante Babette.»[26]

Im gleichen Brief kommt Felix auf die bedrückende Lage seiner Mutter zurück, die wir aus ihrem weiter oben zitierten Brief kennen:

«Mein grösster Wunsch geht dahin, dass wir mit der Zeit in den Stand gesetzt werden, meinen Eltern hier einen glücklichen Lebensabend zu berei-

[26] Barbara Koller-Weber (1846–?) war die Schwester des Vaters von Felix, Joseph Weber-Spelty, und die Tochter des «Schwert»-Erbauers, Felix Weber-Aebli. Von ihrem Mann, Walter Rudolf Koller (1838–1908), weiss die Genealogie, dass er in San Faustino bei Modena starb.

ten. Sie haben nicht viele frohe Tage erlebt, und wer weiss, ob [es] mit der Stickerei je noch einmal gut wird.»

Auf einer Postkarte hatte Felix am 31. Januar 1885 dem Onkel von einem Geschwür im rechten Ohr berichtet, und im Brief vom 16. April dankte er für die Glückwünsche zur Verlobung. Er teilte auch mit, dass er «in einer Woche wahrscheinlich wieder ganz in Ordnung» sei. Dann ist nochmals von Dingen die Rede, die ihn beschäftigen:

«Zweck dieser Zeilen ist, Ihnen einliegend Fr. 400.– zu übermachen als Abschlagszahlung der Fr. 700.–, welche ich Ihnen noch schuldig geblieben [bin]. Ich wusste wirklich nichts davon, zürnen konnte ich aber meiner lieben Mamma nicht. Es tat mir nur von Herzen leid, dass sie in einer so misslichen Lage war.»

Die europäische Politik beeinflusste auch Mitte der 1880er-Jahre das Geschäftsleben. Und wenn «das Geschäft sehr flau geht», wie Felix geschrieben hat, hatte es für ein Handelshaus in Livorno seine besondern Gründe:

«Im Falle eines Krieges zwischen Russland und England glaubt man hier, würde Italien auch mithineinverwickelt und müsste Ägypten besetzen.»

Es versteht sich, dass der «einfache Mann», der das verwickelte und ständig sich wandelnde Bündnissystem Bismarcks nicht überblickte und erst noch in Italien zu Hause war, zu dieser Beurteilung der Lage gelangte. Zu einem Krieg kam es 1885 – die Balkanfrage war ja nur vertagt – zwischen Serbien und Bulgarien und führte zu Spannungen zwischen Russland und Österreich. Allerdings gab es solche auch zwischen England und Russland, weil dieses nach 1878, da es auf dem Balkan nichts mehr zu holen gab, seinen Expansionsdrang gegen Mittel- und Ostasien richtete und dabei England in die Quere kam. Seit den 1870er-Jahren war England wegen des Suezkanals an Ägypten, das es 1882 besetzte und unter Schutzherrschaft stellte, brennend interessiert und geriet darob in Gegensatz zu Frankreich. Die Ägyptenfrage blieb bis ins 20. Jahrhundert ein wichtiger Faktor der Weltpolitik. Auf die Idee, dass Italien Ägypten besetzen müsse, müssen Felix und der Mann auf der Strasse gekommen sein, weil Italien 1883 mit seinem Beitritt zum deutsch-österreichischen Zweibund diesen zum Dreibund erweiterte, der sozusagen zur Freude Englands gegen Frankreich gerichtet war.[27] Jedenfalls ergab sich eine wirkliche Kriegsgefahr erst 1887, und Italien kam 1885 nicht in die Lage, in Ägypten aktiv zu werden.[28] Abgesehen davon wäre es wohl nicht im Stande gewesen, so etwas mit Erfolg durchzuführen.

[27] Mann, S. 457f und 520ff.

[28] Ebenda, S. 523. Herzfeld, H., Grundriss der Geschichte, Bd. 4. Stuttgart 1951, S. 1 und 25f; Randa, A. (Hg.), Handbuch der Weltgeschichte, Bd. 2. Olten und Freiburg i. B. 1954, S. 2036, 2068 und 2266.

Felix hatte in jenem Brief vom 23. Januar 1882, in dem er über die amerikanische Fregatte im Hafen von Livorno berichtet, von der italienischen Marine nicht viel Gutes zu melden gewusst:

«Bei einer Riesenkanone hatte der Rost tiefe Gräben eingefressen, ein Rettungsboot hatte eine halbe Schraube. (...) Ich sah auch nicht einen Officier, der sauber gekleidet gewesen wäre, und diese Amerikaner sahen alle aus, wie wenn sie aus einem Schächtelchen heraus kämen.»

Im letzten der vorliegenden Briefe, datiert vom 22. Juli 1885, geht es hauptsächlich um die Einrichtung der Wohnung und um den Kauf eines Klaviers. Die Einleitung lautet folgendermassen:

«Mit Gegenwärtigem komme ich wieder mit einer Bitte an Sie, sowie an die liebe Tante. Sie würden mich nämlich sehr erfreuen, wenn Sie es sich ermöglichten, an meiner Hochzeit teilzunehmen. Wie mir Mamma geschrieben hat, beabsichtigen Sie, eine Reise nach Italien zu machen, und da, denke ich, liesse es sich's vielleicht einrichten, dass Sie zur Zeit unserer Trauung in Florenz wären.»

Felix Weber lernen wir in seinen Briefen als jungen Mann in der undankbaren Rolle kennen, einem wohltätigen Onkel gegenüber dankbar sein zu müssen. Er versuchte es, indem er die «Schuld» nach und nach zurückzahlte und indem er mit seinen Berichten den Onkel an seinem Leben in der Fremde teilnehmen liess. Er erwies sich als würdiger Schützling, der auch am Arbeitsplatz die Erwartungen des Onkels erfüllte.

Offenbar war auch die pekuniäre Lage der Schwertwirtin, Verena Spelty-Tschudi, in jenen Jahren nicht rosig, wie ihr Brief vom 27. Dezember 1878 an den Bruder verstanden werden kann:

«Wie Du, mein lieber Bruder, mir gesagt, habe ich Deinen mir übergebenen Brief bei Hause geöffnet und war ich nicht wenig über dessen Inhalt überrascht, da ich durchaus keine Ahnung von einer solchen Einlage hatte – so wusste [ich] kaum, mich zu fassen; denn so sehr mich auch Euere treue Liebe erfreute, so war es mir doch zu viel Güte von Euch, während Ihr schon so ein grosses Opfer für unsern guten Felix tut!»

Verena hatte in jenem Jahr «just für 100 Franken» eine neue «table sérvice» anschaffen müssen, die sie dank der «Einlage» «als wie ein Geschenk» des Bruders betrachtete. Ihr Dank ist mit einem Hinweis auf die Konjunktur am Ende der 1870er-Jahre verbunden:

«Der liebe Gott möge meinen Herzenswunsch für Euch tausendfach erfüllen und auch wieder die Zeiten eintreffen lassen, dass Euer Geschäft von Neuem lohnend erblühe!»

Felix Weber-Schrader fand im Hause Lieber & Co. in Livorno seine Lebensstelle. Erst in späteren Jahren kehrte er als gemachter Mann in die glarneri-

sche Heimat zurück. In einem Brief aus dem Jahr 1901 wird er als bestallter Familienvater auftreten und uns mit einfachen Beobachtungen ein Bild jener Zeit vermitteln.

Felix Weber (1860–1934) und Anna Weber-Schrader (1856–1934) mit Margaretha (Gritli) Weber (1886–1963), Elisabeth Anna Heusser-Weber (*1887) und Christina Verena Bosch-Weber (*1889).

Johanna Dorothea Stierlin-Hanhart (1856–1930).
(Foto vom 19.07.1890)

V. Johann Caspar Tschudis Enkelinnen Anna Maria und Johanna Dorothea Hanhart

- 1 -

Johanna Dorothea, die jüngere Hanhart-Tochter, schrieb aus dem Pensionat «Katharinenstift» in Stuttgart, wo sie sich vom Oktober 1871 bis September 1872 aufhielt, alle paar Tage nach Hause, auf eine Art, die sie als Johann Caspars Enkelin ausweist. So am 26. Oktober 1871 drei Wochen nach der Ankunft:

«Da stürzte auf einmal (...) zur Tür herein mit dem Rufe: Seid nur brav, Kinderchen, die Königin[1] ist da bei Fräulein Theiss. Wir packten natürlich alle unsere herumliegenden Sachen zusammen, stellten die Stühle zurecht, staubten die Tische schnell ab und probierten noch schnell, gegeneinander Komplimente zu machen. Nicht lange steht es an, so öffnet sich langsam und majestätisch die Türe und hereinkommt wirklich mit Fräulein Theiss die Frau Königin, ganz einfach in dunkelblauem Tuchkleid und Mantel mit schwarzem Samthut. Ihre unerlässliche Begleiterin, die dicke Hofdame, Fräulein von Massenbach heisst sie, glaube ich, folgte ihr auf Schritt und Tritt. Als die Frau Königin also hereintrat, machten wir mehr oder weniger gelungene Referenzen. Neben mir waren Mariechen Trümpy und Herminchen, wir hatten uns in den Hintergrund gestellt, und mich lächerte die ganze Szene sehr, da sie mich so sehr an meines lieben Schwesterlein Beschreibung erinnerte. Die Frau Königin war überaus freundlich, fragte, was wir machten und wie es uns gefalle. Elisabeth Planta fragte sie nach ihren Eltern und Geschwistern, die sie durch Elisabeths Tante, die Gräfin Zeppelin, kennt. Elisabeth war gar nicht verlegen, sie ist eben eine gar frische, muntere Graubündnerin. Nachher erkundigte sie sich noch bei einigen nach ihrem Alter usf. Zum Glück waren wir wenigstens ein wenig im Hintergrund, und wäre es auch an uns gekommen und das Hänschen würde am Ende nichts Gescheites geantwortet haben. Bald verabschiedete sich die Königin freund-

[1] Die Ehefrau von Karl I., König von Württemberg von 1864–1891. Er war 1870 mit seinem seit 1806 bestehenden Königreich dem neugegründeten Deutschen Reich beigetreten, nachdem er 1866 im preussisch-österreichischen Krieg noch gegen Preussen ins Feld gezogen war.

lichst von den Fröschen und rauschte mit Fräulein Theiss zur Türe hinaus, hintendrein die Fräulein von Massenbach, nachdem wir wieder unsere Komplimente gemacht hatten.»

«Hänschen» oder «Hans» – statt Johanna – nennt sich die 15-jährige «frische, muntere» Schreiberin dieser Briefe, die zusammen mit der Glarnerin Maria Trümpy[2] und andern Schweizerinnen diesen königlichen Auftritt erlebt hatte. Wenn sie sich gelegentlich «Hänsel-Frosch» oder «grünes Hänschen» nennt, bezieht sich das auf die grüne Schuluniform, für Johanna die «Laubfrosch Montur»:

«Bei Herrn Schwab haben wir jüngst einen Aufsatz machen müssen über «Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr», gewiss eine recht passende Aufgabe für Euer grünes Hänschen, das sich diesen Spruch wohl hinter die Ohren schreiben kann.»

Oft ist vom Glarnerland die Rede, von den Verwandten in Netstal und in Schwanden, so am 17. und am 31. Dezember 1871:

«Letzten Sonntag habe ich wirklich nach Netstal geschrieben, und zwar der lieben Tante Gotte einen dicken Brief und der lieben Christina auch noch 4 Seiten.»

«Jetzt ist das schöne, liebe Weihnachtsfest schon wieder vorbei. Das herzige Medaillon, die Haarnadel und die niedlichen Manschettchen von der lieben Tante haben mich sehr gefreut. Ich werde der lieben Tante und dem lieben Onkel bald selbst schreiben und danken. Das Briefpapier von der lieben Tante Mathilde kam mir überaus gelegen, denn ich war so damit ausgenommen, dass ich auch den letzten Brief auf ein Briefböglein von Mariechen Trümpy schreiben musste.»

Am 5. Mai 1872 dachte die Halbglarnerin mit Maria Trümpy daran, was sich in diesen Stunden im fernen Glarus abspielte:

«Vielleicht ist aber Frau Sonne hier nicht sichtbar, um im Glarnerländchen desto heller zu scheinen. Mariechen als «i-rechte» Glarnerin hat schon am Morgen besorgt zum Fenster hinaus gesehen, ob sich die trüben Wolken nicht verziehen wollen. Denn es frägt, es wäre sehr unangenehm für die vielen Glarnerländler, wenn sie während des Regens im Ring sitzen müssten.»

[2] Maria Magdalena Trümpy (1857–?), Tochter von Gabriel Trümpy (1824–1890), Oberst, Schulpräsident, Seidenzwirnfabrikant, Teilhaber der Firma Egidius Trümpy, und dessen zweiter Frau, Margarethe Trümpy-Zwicky (1830–1917). Sie verheiratete sich 1880 mit Heinrich Hefti aus Schwanden (1854–1922), dem sie vier Kinder schenkte und der in Roé Volziane (bei Brescia) unter der Firma Hefti & Co. (vormals Pozzi und Streiff) eine Spinnerei und Zwirnerei betrieben hatte. Heinrich Hefti war mit Peter Tschudi-Freuler befreundet. Die weiter unten erwähnte «Emmy» war Maria Trümpys zehn Jahre jüngere Schwester, Elisabeth Emilie Trümpy (1867–1941). Vgl. Daten 1 S. 289 und 446; Daten 2 S. 576; Daten 3 S. 444; Jenny, Handel 2, S. 462 und 670; Marti-Weissenbach, K., Die Unternehmerfamilie Tschudi. Glarus 2003, S. 276 und 316.

Wie im Brief vom 9. Mai 1872 zu lesen, denken die beiden Mädchen aber nicht nur an die an der Landsgemeinde im Regen sitzenden und stehenden Männer:

«Nach dem, was Euer Brief mir berichtet, habt Ihr Euern Wanderstab schon anfangs Woche dem Rhein zugerichtet und den Glarnerbergen Adieu gesagt. Die Landsgemeinde ist gewiss recht interessant gewesen, besonders, da so wichtige Sachen verhandelt worden sind. Mariechen Trümpy hat gestern von seinem Papa die betreffenden Nummern der Glarner- und Zürcherzeitung geschickt bekommen, und die haben wir nun gründlich miteinander studiert samt den Reden.»

Diese Landsgemeinde vom 5. Mai 1872 hatte sich hauptsächlich mit der Revision der Bundesverfassung zu befassen. In der «Glarner Zeitung» vom 7. Mai sind die Reden dafür und dagegen ausführlich wiedergegeben, jene von Landammann Joachim Heer sogar in extenso. Die Landsgemeinde stimmte der Revision schliesslich mit überaus grossem Mehr zu. Im Bund aber wurde sie mit knapper Mehrheit verworfen; sie war den Innerschweizern und den Welschen zu zentralistisch. Ein ausgewogenerer Entwurf wurde zwei Jahre später angenommen. Die Revision der Bundesverfassung wurde eigens zur Ermittlung der Standesstimme vor die Landsgemeinde gebracht, weil damals das Ergebnis der Volksabstimmung, die am 12. Mai in den Gemeinden mit ausgezähltem Handmehr durchgeführt wurde, nicht wie in andern Kantonen als Standesvotum verstanden wurde. Am 5. Mai wurden noch Wahlen vorgenommen, die Landessteuern festgesetzt und im Sinne des Memorials einem Gesetz über Eisenbahnen und Alpenstrassen zugestimmt. Die übrigen Geschäfte wurden auf die Herbstlandsgemeinde verschoben, auch die brisante Revision des Fabrikpolizeigesetzes, zu der gesagt wurde, ein eidgenössisches Gesetz würde sie überflüssig machen. Das erste eidgenössische Fabrikgesetz liess allerdings noch fünf Jahre auf sich warten.

In einem der Briefe taucht ein entfernterer Verwandter auf:

«Letzthin hatte Mariechen Trümpy Besuch aus dem lieben Glarnerland von einem Bekannten, einem Herrn Vögeli aus Glarus. Der liess mir durch Mariechen ausrichten, dass der alte Herr Vetter Dürst[3] so schwer krank sei (...). Ich soll Euch das schreiben. Ich weiss nicht, wie es ihm jetzt geht, ob besser oder schlimmer. Herr Vögeli brachte dem lieben Mariechen ein Birnbrot von seinem Mamachen mit, was dasselbe sehr anheimelte.»

[3] Vermutlich Niklaus Dürst, der zusammen mit den Brüdern Fridolin und Heinrich das erwähnte Bott- und Fuhrhalter-Unternehmen in Diesbach betrieb und der 1851 Regula Tschudi-Dürst von ihrem Besuch in Diessenhofen nach Hause gefahren hatte. Er starb am 19. Dezember 1872 50-jährig.

Wie der Brief vom 7. Juli 1872 berichtet, gab es auch für eine andere Glarnerin im Stift Glarner Besuch:

«Didi habe ich also auch wieder gesehen. Letzthin war ihr Onkel Zweifel[4], der in Reutlingen eine Fabrik hat, bei ihr und nahm sie zum Mittagessen ins Hotel Marquard.»

Am 13. Juli erhält auch Mariechen Trümpy Besuch:

«Heute kommt Mariechens Papa. Sie freut sich sehr, sehr, was leicht begreiflich ist. Um 4 Uhr werden sie mit dem Schnellzug abreisen und um 9 Uhr sieht Mariechen seine liebe Mamma und Emmy wieder. Das muss eine Freude sein.»

Im Glarnerland war das Katharinenstift schon in früheren Jahren bekannt:

«Miss Sarah sagte in einer der letzten Stunden, dass sie vor etwa 10 Jahren eine Fräulein Tschudy von Glarus hier als Schülerin gehabt habe, wer kann das sein?»

Am 17. März 1872 erwartet Hänschen von den Eltern Post aus dem Glarnerland, weil eine Reise dorthin angekündigt worden war. Im Brief vom 5. Mai, dem Landsgemeinde-Sonntag, vermutet sie die Eltern noch im Glarnerland:

«Mütterchens Briefchen, das mir zugeflogen kommt, hat mich sehr, sehr gefreut, da es mir so viel Hübsches von Euch und Eurem Abenteuer im Glarnerländchen zu berichten weiss. Seid noch recht vergnügt, und, Herr Ängstenvater, geniesse auch Du die Glarner Herrlichkeiten recht, die Mütterchen nun schon so lange nicht genossen hat. Ich hoffe, Ihr werdet dieses Briefchen noch in der Herren bekommen, denn bis Mittwoch werdet Ihr doch noch dort bleiben. Mammerchen muss jetzt auch die Gelegenheit recht benützen, um alle die bekannten und verwandten Glarnerleutchen auf der Höhe und im Tale zu besuchen.»

Was die Tochter mit dem «Ängstenvater» meint, hat sie einmal so formuliert:

«Ich möchte nur wissen, was es eigentlich zu ängsten gibt; Hänschen ist ja so vergnügt wie ein Fisch im Wasser.»

Ähnlich tönte es in andern Briefen. Und es bestätigt sich, dass Rudolf Hanhart, wie vermutet, keine ganz einfache Figur gewesen war. Schon im ersten Brief aus Stuttgart, geschrieben am 4. Oktober 1871, muss Johanna beschwichtigen:

«In Bezug auf das Katharinenstift sagte er [der Prälat] uns, (...), dass aber der Geist, der da herrsche, ein ganz guter und christlicher sei und dass ich je-

[4] Esajas Zweifel-Milt (1827–1904) war von 1876–1887 Nachfolger von Dr. Joachim Heer als Landammann. Er gründete 1855 zusammen mit den Brüdern Johann Jakob Elmer-Dinner-Elmer (1815–1885) und Gabriel Elmer-Blumer (1810–1854) in Bempflingen (10 km nördlich von Reutlingen) unter der Firma Gebr. Elmer und Zweifel eine Spinnerei und Weberei. «Didi», Katharina Jenny (1857–1873), war das dritte Kind von «Freund Caspar» Jenny und Anna Katharina Jenny-Zweifel, eine Schwester von Esajas Zweifel. Didi starb 1873 16-jährig.

denfalls eine liebevolle Aufnahme finden werde. Kurz, der liebe Papa kann ganz beruhigt sein.»

Die Ängste des Vaters – jetzt um die jüngere Tochter, seinerzeit um den Bruder – waren die eine Sache, die andere war, dass er schon Ende 1871 ernsthafter krank war, als unmittelbar wahrgenommen wurde, etwa in den Briefen vom 3. und vom 31. Dezember:

«Fräulein Theiss war sehr lieb, wir plauderten allerlei zusammen. Sie fragte mich, wie es Dir, liebes Väterchen, gehe und was Du eigentlich gehabt hättest.»

«Hänschen wünscht dem lieben Mütterchen, dem Väterchen und dem Schwesterchen zu Hause alles Gute, was man sich nur wünschen kann, besonders dass lieb Väterchen gänzlich hergestellt sich bald des Ausgehens erfreuen könne. Und dann im Frühling, dann wirds hübsch werden!!! Unterdessen schone Dich nur recht sehr, lieb Väterchen.»

«Gänzlich hergestellt» war Rudolf Hanhart Anfang März 1872 noch nicht, denn es wurde nach dem Brief vom 3. März für ihn eine Badekur geplant, die aber «bis zu einem wärmeren Wetter» hinausgeschoben wurde:

«Eure Reise- und Badepläne gefallen mir ganz gut, nur muss Väterchen Geduld haben und warten, bis der Mai schönere, warme Tage bringt, denn sonst würde ihm das Bad gar nicht gut tun. Also nur hübsch gewartet.»

Am Pfingstmontag, 19. Mai 1872, ist es dann so weit:

«(...) und heute Morgen erfreute mich das liebe Briefchen, das mir Eure nahe Ankunft meldete. Ich freue mich recht auf die lieben Badeleutchen, das könnt Ihr Euch schon vorstellen. Die Frau Sonne muss ich jetzt noch anempfehlen, recht schön zu scheinen einige Wochen hindurch, damit die liebe Badeschar auch die Kur gründlich gebrauchen kann und Spaziergänge machen nach Belieben.»

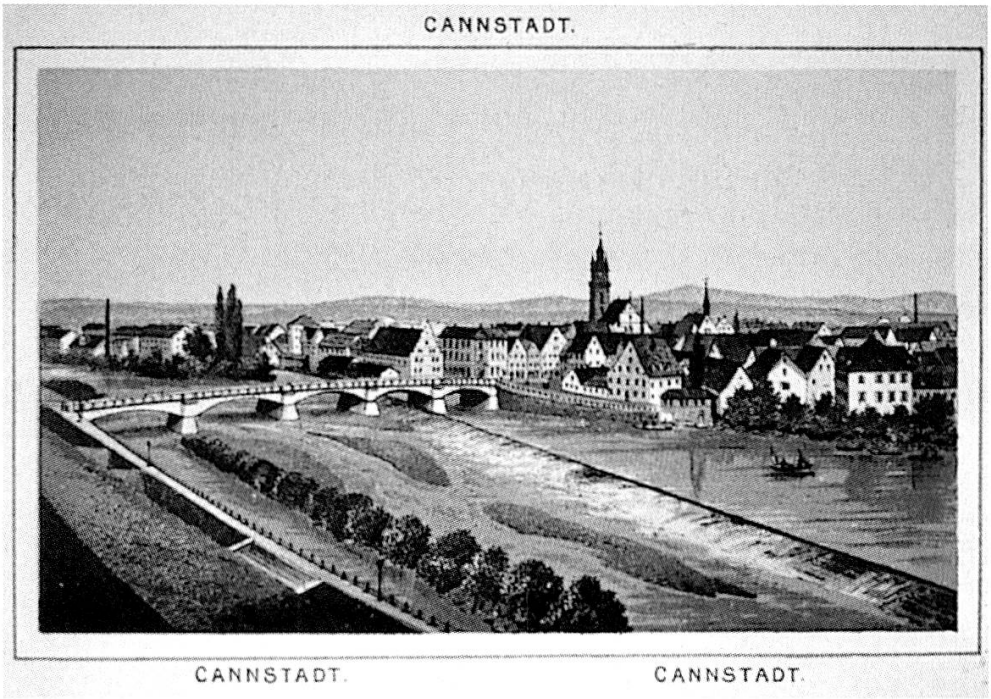
Von Ankunft war die Rede, weil sich das Reiseziel, das Bad Cannstatt, in Stuttgart befindet, nicht sehr weit vom Stift entfernt. Das hätte der Grund dafür sein können, dass Hänschen in den nächsten sechs Wochen keine Briefe mehr schrieb. Der wahre Grund war aber ein anderer: Am 6. Juni 1872 starb Rudolf Hanhart 54-jährig in Cannstatt. Tochter Johanna kehrte erst am 29. Juni aus der Schweiz nach Stuttgart zurück:

«Die Reise ging also vortrefflich und so schnell vonstatten, dass ich meinte, es könne fast nicht sein, dass schon Stuttgarts Türme mir entgegen blinkten. Ihr könnt Euch denken, dass ich mit traurigen Gedanken am Hotel Hermann und an Cannstatt vorbei fuhr.»

Am 7. Juli schreibt Johanna nach Hause:

«Vor einigen Tagen sah ich Emma Uhland, die mir sagte, dass ihre Mamma im Sinn gehabt [habe], uns damals in Cannstatt zu besuchen, um ihr Beileid zu bezeugen, dass sie aber nicht mehr dazu gekommen sei, da wir dann schon abgereist waren.»

Am 1. September 1872 schreibt Johanna ihren zweitletzten Brief aus Stuttgart. Darin geht es um den Besuch des Cousins Peter Tschudi, um zwei



Cannstadt, bei Stuttgart (um 1870).

Depeschen von Onkel Joachim Tschudi und um die eine Depesche, die Johanna mit viel praktischem Sinn nicht abschickte:

«Wenn Ihr meinen Brief bekommt, ist der so lang vermisste Peter[5] wahrscheinlich schon längst in dem Sonnenhaus eingetroffen, vielleicht auch schon wieder daraus entflogen, um sein liebes Glarnerländle wieder zu sehen. Die Rätsel, warum der Verlorene so lange nicht eingetroffen ist, sind jetzt alle gelöst. Die zweite Depesche vom lieben Onkel Götti brachte mir Fräulein Steinmajer gestern Morgen noch vor die Schule anfing in die Klasse hinauf, von wo wir eben im Begriffe waren, mit den Zeichenutensilien in den Zeichensaal zu wandern. Da ich wusste, dass Peter schon morgens 7 Uhr der Schweiz zugereist war und um 4 Uhr schon bei Euch sein konnte, telegraphierte ich nicht mehr zurück. Wenn nur der Onkel es nicht übelgenommen hat, dass keine Depesche kam.»

Der letzte Brief aus Stuttgart ist vom 8. September datiert:

«(...) und dann kann ich bald wieder mein liebes Rheinstädtchen mit den beiden Sonnenhäusern und seinen Bewohnern sehen. O, wie ich mich darauf freue! (...) Euch aber hofft bald umarmen zu können.

Euer euch vielmal küssendes Hänschen. Der letzte Brief!»

[5] Cousin Peter Tschudi befand sich auf der Rückreise von Antwerpen, wo er sich seit 1870 zur kaufmännischen Ausbildung aufgehalten hatte.

Die Jahre 1873/74 verbrachte Hänschen ebenfalls in der Fremde, im Pensionat «La Source» in Lausanne, und sie schrieb der Mutter wieder zahlreiche Briefe.

Es soll jetzt aber die ältere Schwester, Anna Maria, zu Wort kommen – zuerst mit einem Brief vom 10. Januar 1872, den Hänschen in Stuttgart erhalten hatte. Thema ist eine Reise nach Diessenhofen, für die es mitten in der Schulzeit einen triftigen Grund gegeben haben muss:

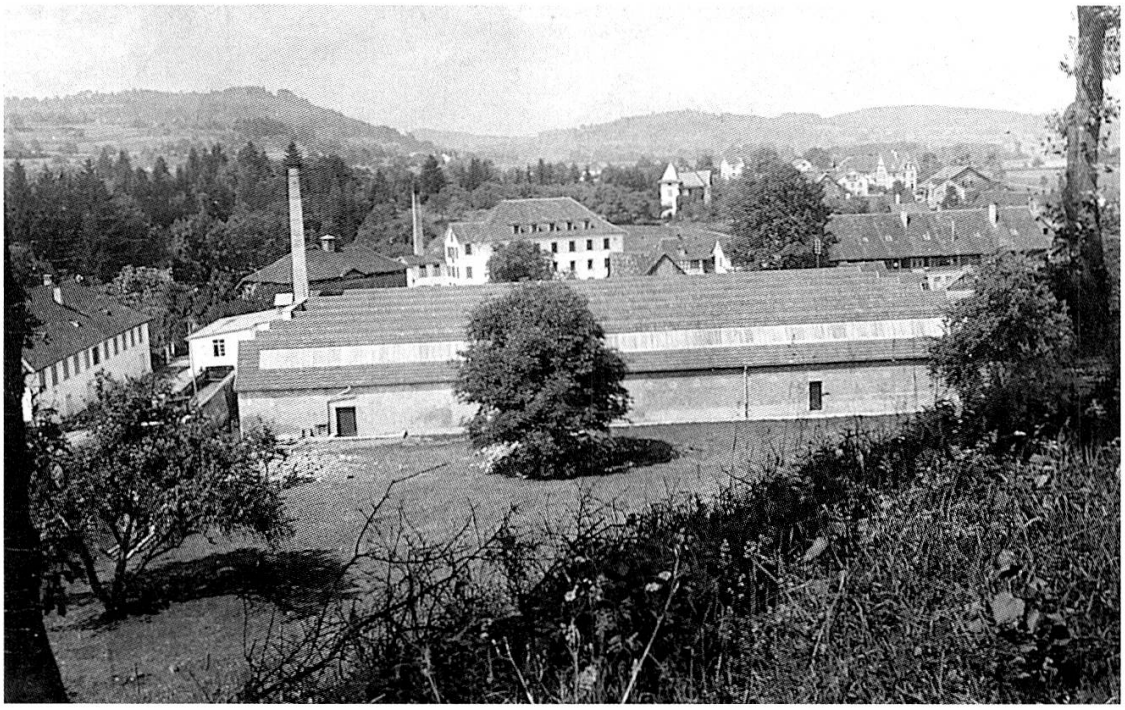
«Nach reiflicher Überlegung und wohlweisem Familienrate sind wir zu dem Schluss gelangt, dass das Hänschen sein Mäntelchen anziehen, Pelzchen, Hütchen, Müffchen und Schleierchen umwerfen und allenfalls das Reisetäschchen umhängen soll und sich dann ohne weiteres auf die Eisenbahn setzen und für 8 Tage zu uns kommen soll, um dero Wohlgeboren, seine Majestät König und Kaiser aller Ängster, zu beruhigen in eigener Person, über ihro Wohlbefinden und glücklichen Zustand, sintemal diese Majestät niemandem mehr glaubt, dass Hänsel zufrieden sei und vergnügt, sondern Tag und Nacht studiert und sich kümmert. (...) Der Hans soll also durchaus sich mit keinem Gepäck beschweren, (...) sondern nur sich aufs wärmste bekleiden, (...) da es nun doch einmal in Gottes Namen sein muss. Nicht dass seine Majestät so krank sei, nein, sondern im Gegenteil: Hof und Leibärzte (...) haben Hochdieselbe für ganz gesund erklärt und von allen Medicamenten dispensiert, also dass des Hänsels 8tägiger Besuch uns noch ein gelindes Brausepülverchen sein soll.»

Rudolf Hanhart hatte noch knapp fünf Monate zu leben. Der Brief gibt sich lustig und witzig, obwohl es eigentlich nichts mehr zu lachen gab. Das wusste niemand besser als der Kranke selber, der es sich mit eingebildetem Kummer um das abwesende Kind schwer machte.

- 2 -

Im Alter von 23 Jahren heiratete Anna Maria Hanhart am 4. Juni 1874 den im schaffhausischen Dörflingen wirkenden 13 Jahre älteren Pfarrer Theodor Waldvogel (1838–1890). Am 28. Oktober 1874 schreibt sie ihrer Schwester Johanna, die sich vermutlich im Glarnerland aufhält:

«Ich bin froh, dass mein kleines Hühnli glücklich angekommen ist im Bergland und dass es einen so nützlichen Traubenkorb bei sich hatte. Wie steht es mit dem Nebel? Er ist gewiss nicht so dick wie hier, wo er mich und das Pfarrhaus (...) einhüllt. (...) Ich war am Montag früh nicht wenig in Verzweiflung, als meine bestellte Wäscherin nicht kam. (...) Verzweiflungsvoll legte ich mit der Lisette den Plunder nach meinem Gutdünken ein; von all dem Eingelernten bei den Mamma's wüsst' ich kein Fünkchen mehr; es war, wie wenn ich am Examen nichts gekonnt. Schrecklich, grausig. O, Hänschen!»



Spinnerei und Weberei Stierlin in Wängi (bei Frauenfeld).

Worte aus dem Alltag einer Tochter aus besserem Hause, die nun eine Frau Pfarrer geworden ist! Abgesehen davon, Wäsche liess sich damals noch nicht mit Knopfdruck erledigen. Einmal war es sogar für Johann Caspar ein Thema – im Brief vom 23. November 1850:

«Möge die liebe Marie ihre Wäsche nun gut und schön unter Dach gebracht haben, doch wenn die Witterung bei Ihnen so regnerisch und neblig war wie hier, so wird dies wohl noch nicht ganz gelungen sein.»

Der Brief der Frau Pfarrer vom 1. November 1875 beginnt folgendermassen:

«Mein lieber neuer grosser Bruder Georg August und Du kleines Herzschwesterchen Johanna Dorothea!»

Es ging um Johannas Verlobung mit Georg Joachim Stierlin (1845–1912), Fabrikant in Wängi TG, den diese am 28. September 1876 heiraten wird. Beim Vornamen ist in der Aufregung etwas durcheinander geraten: August war der zweite Vorname des zukünftigen Schwiegervaters der Schwester.[6]

Auch bei andern Gelegenheiten hatte es Anna Maria der Schwester wegen den Atem verschlagen:

«(...) muss ich Euch auch gleich noch guten Morgen sagen und wie froh und vergnügt ich über Euch bin, als ich Euch als zusammengehörig gesehen.

[6] Der Schaffhauser Regierungsrat Georg Michael Stierlin-Joos gründete 1823 die mechanische Spinnerei in Wängi (bei Frauenfeld), der 1837 eine Weberei angeschlossen wurde. Auf den Gründer folgte Jakob August Stierlin-Bachmann (1818–1898), auf diesen Georg Joachim Stierlin-Hanhart (1845–1912).

Wenn Ihr wüsstet, mit welchem Herzklopfen ich die Treppe heraufstieg und zur Türe herein kam und kein Wörtchen heraus wollte! So geht es mir aber immer bei feierlichen Gelegenheiten.»

Im Brief vom 13. Juni 1876 geht es zuerst um Hochwasser:

«Dank Dir tausendmal, Kleines, für Dein liebes Briefchen. Aber es berichtet ja schreckliche Sachen, von denen wir keine Ahnung haben auf unserer einsamen Höhe. Was bin ich für eine Christin! Da lass ich meine Lisette eine Wäsche machen in dem prächtigen Regenwasser, und wir freuen uns täglich darüber und rühmens und derweilst geht an andern Orten die Welt unter, ohne dass wir es wissen. Aber schuld daran sind wir ja doch nicht, auch wenn indessen unsere Wäsche so schön weiss wird. (...) Du armes Kleines, nun erlebst Du noch die Wassernot am Rheine, mit den vielen Bächlein. – Bei uns ist aber nur all die schöne Saat in Gefahr; die Häuser stehen zu hoch für das Wasser. Der Horizont lichtet sich nun aber, der Barometer steigt und will's Gott, scheint morgen die liebe Sonne wieder.»

Vom 15. Juni bis gegen Ende des Monats berichtete die «Glarner Zeitung» in jeder Ausgabe über die Unwetterkatastrophe, die vor allem die Kantone Thurgau, St. Gallen und Zürich heimsuchte. Es ist von «vielfach unterbrochenen Eisenbahnverbindungen», von «weggeschwemmten Brücken und Gebäuden», von der «gänzlich weggerissenen schönen langen Thurbrücke bei Rohr» und von «fürchterlichen, beinahe aller Beschreibung spottenden Verwüstungen, welche der durch das Dorf Niederuzwil fliessende Bach angerichtet hat» die Rede. Der thurgauische Grosse Rat tagte in einer Extrasession in Weinfelden, um eine von der Regierung zur Beschaffung von Geldmitteln vorgeschlagene Staatsanleihe zu beschliessen. Der Kanton Zürich schätzte die Schäden auf 8 bis 10 Millionen. Auch der Nationalrat befasste sich mit der Katastrophe, und am 29. Juni erfolgte ein «Aufruf des Bundesrates zur Unterstützung der Wassergeschädigten». Für den eigenen Kanton konnte die Zeitung berichten: «[dass] unser Land diesmal Dank dem auf den Spitzen des Gebirges gefallenen Schnee verschont blieb».

Im selben Brief geht es auch um Wahlen:

«Sonntags ist hier auch etwas Aussergewöhnliches passiert; es war Wahlgemeinde: Da wurde ihr Präsident als Kantonsrat gewählt, und die Hauptsache, Herr Vögeli wurde nicht wiedergewählt als Lehrer. Sie haben scheints harte Köpfe, die Dörflinger; da können wir uns nur in Acht nehmen anno 1884, wenn Pfarr-Wiederwahl ist; bis dahin wollen wir indessen die schöne Aussicht noch ruhig geniessen. – Der liebe Gott wird's schon (...).»

Am 31. August 1877 wurde in Wängi das erste Stierlin-Kind, Maria Paula (1877–1954) geboren. Schon am nächsten Tag, am 1. September, lässt die Tante in Dörflingen sich ausführlich zum Ereignis vernehmen:

«Meine Lieben! Welche Freude Euer heute Morgen um halb 11 Uhr bei uns erschienenes Telegramm verursachte, könnt Ihr Euch denken! Gottlob

tausendmal, dass nun alles glücklich vorbei ist und will's Gott werden Eure weiteren Berichte aber so glücklich lauten, dass ich fast vergehe, bis ich näheres und nächstes weiss. (...)»

Es ist kaum zu glauben, was die dürre telegraphische Meldung anrichtete, gerade weil sie fast nichts hatte melden können:

«Oh! Ich kann mir alles gar nicht recht vorstellen und möchte doch so gerne im Geiste zu den beiden lieben Bettchen hinwandern, dem grossen, wo Mammachen drin liegt, und dem kleinen, wo Kindchen schläft. Schreit es auch viel? Hört man's? Was kriegt es zu essen? Tausend Sachen möcht ich fragen und kriege keine Antwort. Ihr müsst alles schreiben, wie's gegangen ist von Anfang an. Und dass Ihr doch ja recht Sorge tragt zu den beiden Schatzelkindern, von denen das eine nur die Mamma des andern ist. Was macht sie auch für Äuglein, diese selbe Mamma? Wie nimmt sie's auch in die Hände das selbige Kindlein. Was setzt sie ihm für Häublein auf, was zieht sie ihm für Schlüttlein an? Was sagt sie zu ihm?»

Seitenweise geht es so weiter, wie wenn sich in Wängi etwas nie Dagewesenes erreignet hätte. Dabei war am 15. April 1877, also nur viereinhalb Monate vorher, in Dörflingen Lilli Waldvogel, das einzige Kind der Pfarrersleute, auf die Welt gekommen[7]:

«Wie sieht's denn aus, bitte, und wie schwer ist's? Und wie gross? Hat's auch noch keine Äuglein wie Lilly zuerst? Schick mir's doch schnell in einer Schachtel zum Ansehen. Es muss einem jetzt höchst zierlich und nett vorkommen gegen unser dickes abscheuliches braves Mauselmändchen.»

Immerhin wurde der gestörten Ruhe der letzten Nacht mit Humor zu begegnen versucht:

«Unser kleines Nachtigallchen hat gestern Nacht, als ich das Licht gelöscht, (...), noch so lange gesungen, mehr als eine Stunde lang, ganz freudenvoll und dann hat's noch zweimal angefangen um 3 Uhr und 5 Uhr wieder je eine Stunde und darüber, dass wir gar nicht schlafen konnten und nur lachen mussten über das Sängerlein. Ganz feine Tonstücklein hat's zum besten gegeben, alles zur Ehre des neuen Cousinchens.»

Johanna Dorothea Hanhart schrieb frische, farbige, warmherzige und lebensnahe Briefe. Die Briefe der Schwester sind ebenfalls frisch und farbig, aber auch etwas überspannt, künstlich, sozusagen «literarisch». Geschrieben hat sie vor allem, um sich selbst zu hören – im Unterschied zur jüngeren Schwester, die geschrieben hat, um von sich hören zu lassen.

Marie Waldvogel hat denn auch beispielsweise zur Hochzeit von Alexander Spelty, dem Sohn des Cousins Jost Spelty, ein Gedicht geschrieben:

[7] Lilli, die mit einer Behinderung behaftet gewesen war, blieb unverheiratet und starb 1956. Pfarrer Waldvogel hielt am 4. April 1890 in Dörflingen seine letzte Predigt – 16 Tage vor seinem Tod. Seine Frau, die am 7. Juni 1923 in Diessenhofen starb, überlebte ihn um 33 Jahre.

«Am Fuss des ernsten Wiggis liegt ein freundlich Dörflein angeschmiegt, und mitten drin ein liebes Haus «Zur London», da geht ein und aus ein Brüderpaar, gar wohlgemuth frisch, fromm, froh, frei, lieb und gut usw., usw.»

Ob Frau Pfarrer, Johann Caspars «Engelein», je mit der Wäsche zurecht kam? Es lagen ihr andere Dinge näher, wie ein Brief vom 17. Februar 1887 der Schwester des Dichters Conrad Ferdinand Meyers, Betsy Meyer (1831–1912), zeigt. In der Weise hätte diese nicht irgendwem über die Mutter und den Bruder geschrieben:[8]

«Nein, mit Ihnen kann ich nicht auf dieser Oberfläche bleiben! – Auf den Grund also! In die Vergangenheit zurück! Mit meinem lieben Bruder bin ich immer innig verwachsen gewesen. Soll ich unsere teure Mutter nennen als Ursprung unseres verwandten und verschiedenen Wesens! (...) Unsere teure Mutter also war eine tiefinnerliche poetische Natur und mein lieber Bruder betrachtet sich hierin als ihr direkter ausschliesslicher Erbe. Aber sie hatte zugleich eine melancholische Anlage (...). Haben Sie in den Gedichten meines Bruders nichts davon gespürt? – Sehen Sie nun, liebe Freundin, bei meinem Bruder, dem eigentlichen Erben der poetischen und wohl auch in etwa der melancholischen mütterlichen Anlage gestaltete sich vieles davon durch Lebenserfahrung und stetige künstlerische Arbeit nach aussen in schöne und dramatisch ergreifende Kunstgebilde um (...). Bei seiner sechs Jahre jüngeren Schwester (...) kam es anders. [Mein Platz war] neben meinem Bruder, der anfangs Mühe hatte, sich Bahn zu brechen. Es war eine Dichterlaufbahn mit all ihren Schwierigkeiten – und doch eine schöne Zeit! Ich bereue sie nicht, diese zwanzig Jahre, und hätte es nicht anders machen können. Aber als dann endlich einer meiner grössten Wünsche sich erfüllte und mein Bruder sich verheiratete und ein schönes Heim bekam, wo ja auch ich immer herzlich willkommen bin. (...).»

Das ist die Sicht der Schwester, die bei den Kennern der Verhältnisse nicht unbestritten sein dürfte.

- 3 -

Auf Papier der Firma «Stierlin & Schweizer, Wängi» schreibt Georg Joachim Stierlin am 5. April 1889 seiner Frau Johanna, die mit den Kindern in Dörflingen bei ihrer Schwester Anna Maria weilt:

«Die schönen Tage im März haben wir fleissig im Garten benutzt, der nun so ziemlich in Ordnung und angepflanzt ist. Deine Käfen und Zuckererbsen strecken schon die Köpfe hervor. Rübli, Salat und Zwiebeln sind an-

[8] Vgl. Bleuler-Waser, H., Die Dichterschwestern Regula Keller und Betsy Meyer. Zürich 1919, S. 53ff

gepflanzt. Die ganze letzte Woche hatten die Gypser alle Gänge und das Treppenhaus geweisst. Heute hat die liebe Mamma die Wäsche und morgen sollen die Wäscherinnen noch Euer Schlafzimmer versehen. Wenn das Wetter ordentlich bleibt, so werden wir die Woche noch Eure und unsere Erdäpfel stecken; zum Stecken von Bohnen ist es noch zu früh.»

Die 1877 geborene Maria Paula Stierlin hielt sich im Sommer 1891 mit ihrer gleichaltrigen Cousine Lilly Waldvogel bei Verwandten in Schwanden auf. Sie berichtet am 29. Juli ihrer Mutter darüber:

«Nachdem wir miteinander hier einen fröhlichen Tag erlebt haben, ziehen wir heute auf die Alp. Zwar ist das Wetter noch nicht sehr schön. Die Nebel und Wolken hängen über die Mitte der Berge herab. Es ist dann aber sehr lustig, wenn wir ob denselben sind. Seid Ihr alle wohl? Ist Papa gut heimgekommen? Lilly und ich leben mit Ilda auf sehr freundschaftlichem Fusse. Heute waren wir in Schwanden bei Tante Christine und ihren lieben Söhnlein.»[9]

Mehr über diese «Söhnlein» ist von Tante Christine Tschudi-Freuler im Brief zu erfahren, den sie am 16. März 1894 zur Konfirmation der Stierlin-Kinder Maria Paula und Georg August schreibt:

«Zum Ernst des Tages passt es zwar nicht, dass ich an diese Zeilen noch Alltägliches anknüpfe, aber ich muss Dir doch sagen, wie prachtvoll unser Kleinster gedeiht. Er ist seinen Geschwistern im Verhältnis, wie sie klein waren, bedeutend vorgekommen, soweit sein Körpergewicht es beweist als auch seine Munterkeit. Alle Augenblicke kommt eines der Kinder herein und überzeugt sich von seinem Vorhandensein, besonders Jacques ist die «Pflegerin Nr. 2». Er interessiert sich für alles und sein erster Gang im 1. Stock ist morgens die Visite zu dem kleinen Peter. Derselbe hat auch in Papas Herz schon ein grosses Plätzchen erobert, und Peter macht mit seinem Vierten in den ersten Wochen mehr als mit dem übrigen Kleeblatt, ebenso die besorgte Grossmama.»

Von Johanna Dorothea Stierlin-Hanhart gibt es eine grosse Nachkommenschaft. Direkte Beziehungen mit den glarnerischen Wurzeln bestehen jedoch nicht mehr. Einzelne erinnern sich, dass ihre Eltern oder Grosseltern von «Cousine Christine» (Tschudi-Freuler) eine Glarner Pastete erhalten hätten.

[9] Peter und Christine Tschudi-Freulers in diesem Brief erwähnte «Söhnlein» waren Joachim (1888–1945) und Jacob (1889–1944); auf der Welt war seit 1890 auch die Tochter Christine (gest. 1983). Die genannte Ilda Tschudi (1887–1987) war die Tochter von Alfred und Henriette Tschudi-Jenny. Bei dem im nächsten Brief erwähnten «Kleinsten» handelt es sich um Peter Tschudi (1894–1951), der wie sein Grossvater Chemiker wurde und die mehrmals zitierte Geschichte von Johann Caspar Tschudis Fabrik «in der Herren» verfasste.

VI. Kaspar Weber-Spälty und die «Rabenfabrik» in Netstal

- 1 -

«Im Glarnerland rühmt man Sie sonst als gut, gerecht und milde! – Gegen uns sind Sie hart», schreiben die Gebrüder Mahler in Zürich am 19. März in einem Brief, den sie der Rechnung für Chemikalien, die sie der «Rabenfabrik» in Netstal geliefert hatten, beilegten. Sie charakterisierten mit diesen Worten den Fabrikanten, Landrat und Gemeindepräsidenten Kaspar Weber-Spälty (1810–1886). Er war zuerst Teilhaber, später alleiniger Inhaber der Fabrik.

Die Heirat Jost Speltys mit dessen Tochter Betty (Elsbeth) hatte diesen mit der «Rabenfabrik», aber auch mit illustren Vertretern der glarnerischen Politik und Wirtschaft in Verbindung gebracht.

Kaspar Weber war ein Enkel Johann Jakob Heussis (1762–1831) und der Sohn von dessen Tochter Elsbeth (1786–1858), die mit Felix Weber (1775–1824) verheiratet war. Heussi war zur Zeit der Helvetischen Republik nach Joachim Heer (1765–1799) der zweite Regierungsstatthalter des Kantons Linth. Zuvor war er der letzte Landvogt von Mendrisio. Später war er massgeblich an Bestrebungen beteiligt, die zur Neuordnung des Gemeindewesens in der neuen Kantonsverfassung von 1836 führten. Verheiratet war er mit Mengadina Boner (1767–1841) aus Malans, die eine gebildete oder gar eine emanzipierte Frau war und die eine Bibliothek in die Ehe brachte. Johann Jakob Heussi war auch der gemeinsame Grossvater von Kaspar Weber und Dr. Fridolin Schuler-Kubli (1832–1903), seit 1864 kantonaler und seit 1877 eidgenössischer Fabrikinspektor.[1]

Gegründet wurde die «Rabenfabrik» 1823 als Türkischrotfärberei von Ratsherr Johann Jakob Leuzinger (1762–1840) und dessen Sohn Johann Heinrich Leuzinger (1801–1878). Vater Leuzinger fügte der Unterschrift auf seinen Briefen jeweils «zum Raben» bei, so dass im Volksmund sein Gasthaus auch seiner Fabrik den Namen gab. 1831 wurde in der «Rabenfabrik»

[1] Daten 1, S. 121f und 137; Daten 2, S. 846, 1174 und 1401; Brunner, Ch. H., Glarner Geschichte in Geschichten. Glarus 2004, S. 461ff.

Johann Kaspar Weber-Spälty (1810–1886), «Rabenfabrik», Netstal.

auf den Zeugdruck umgestellt und das Etablissement auf etwa das Doppelte vergrössert. Teilhaber der Firma waren Caspar Kubli (1803–1845), Gabriel Zwicki-Kubli (1807–1880) und unser Kaspar Weber-Spälty.[2] Von 1841 bis 1880 hiess die Firma «Felix Weber & Co.». 1841 kehrte der Bruder von Kaspar Weber, Felix Weber (1818–1904), der die Tochter des bisherigen Teilhabers Caspar Kubli, Rosina Kubli (1827–1892), heiratete, aus Russland zurück; 1847 kam auch der andere Bruder, Johann Jakob Weber-Rott (1812–

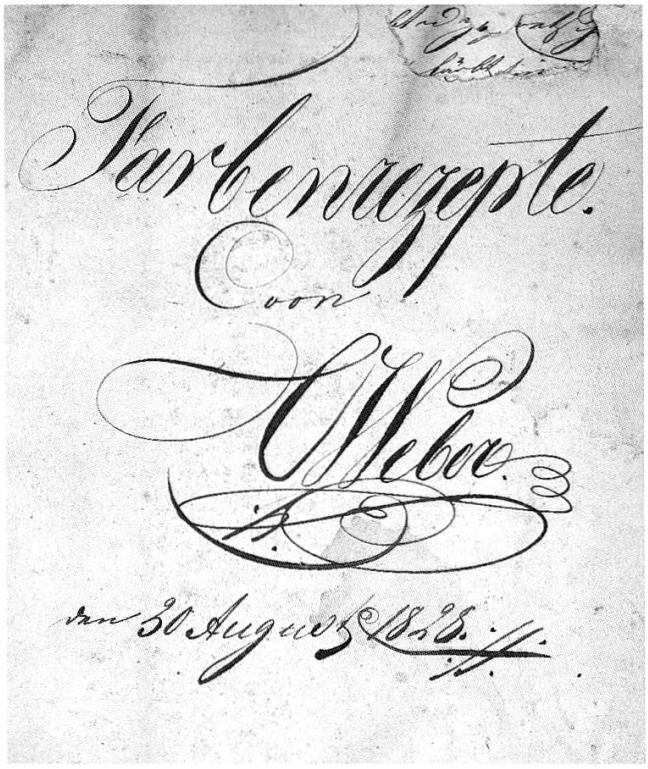
[2] Kaspar Weber war ferner ein Cousin von Josef Weber (1805–1890), von 1839 bis 1884 Mitglied der Standeskommission, von 1860 bis 1884 unter den Landammännern Dr. Joachim Heer und Esajas Zweifel Landesstatthalter und von 1849 bis 1884 während 35 Jahren Ständerat. Verheiratet war Josef Weber mit Rahel Trümpy (1807–1882), Tochter von Egidius Trümpy-Schuler (1765–1839), der im Oberdorf in Glarus eine der ersten Rotfärbereien und der zeitweise bedeutenste Betrieb dieses Faches gründete. Kaspar Webers Cousine Barbara Weber (1807–1882), die Schwester von Josef Weber, war mit dem Bruder der Rahel Trümpy, Egidius Trümpy (1813–1875) verheiratet. Die Tochter von Josef Weber, Susanna Weber (1832–1854), war die erste Frau von Andreas Heer (1820–1864), Teilhaber der Firma Johannes Heer, der «Heerigen» in Glarus, der in späteren Jahren grössten Zeugdruckerei. Kaspar Weber war auch ein Schwager von Gabriel Spälty-Spelty (1810–1885), Teilhaber und seit 1867 alleiniger Inhaber der Spinnerei und Weberei «in der Lerchen» in Netstal. Vgl. Heer, G., Der Schweizerische Ständerat 1848–1908, 2. Heft. Glarus 1919. S. 34–42: Peter, S. 214ff; Schuler, Dr. F., Erinnerungen eines Siebenzigjährigen. Frauenfeld 1903. S. 17 und 85f.

1891), aus Russland zurück. Die drei Teilhaber benannten die Firma nach ihrem Vater, der in St. Petersburg lebte und auch dort starb, und sie behielt diesen Namen, bis sie unter «Weber & Co.» 1880 an Kaspar Weber überging.[3]

Kaspar Weber hatte sich schon als 18-jähriger ein Heft mit Farbrezepten angelegt, bei denen es sich möglicherweise um Geschäftsgeheimnisse handelte. Bei der damaligen Lebenserwartung musste man sich früh genug mit Dingen befassen, die einem irgendwann nützlich sein konnten.

Nach einem «Cassa-Schein der Drucker und Modelstecher» nannte sich die Firma nach der Umstellung auf den Zeugdruck «Cattunfabrik von Leuzinger & Companie in Nettstall». Ihre Drucker und Stecher gründeten eine «Unterstützungs-Gesellschaft» und entrichteten regelmässig «Cassa-Beyträge». Der «Cassa-Schein» wird von einer gestochenen Ansicht der Fabrikanlage, wohl die früheste Darstellung der «Rabenfabrik», geschmückt.

Geschäftspapiere der «Rabenfabrik» von 1869 bis 1872, Rechnungen und Briefe, erlauben es, sich ein Bild vom Umfang der Geschäftstätigkeit zu machen und sich vorzustellen, wie damals das «Geschäften» in einem sol-



«Rabenfabrik»: Farbrezepte, von Kaspar Weber-Spälty, 1828.

[3] Peter, S. 46, 48ff, 51ff, 78f, 84, 110, 122, 142f, 173, 180, 221, 225 und 298; Tschudi, S. 28; Daten 3, S. 15, 18, 44, 224, 444f, 478, 487; Jenny, Handel 2, S. 348ff, 417 und 419.

Cassa-Schein der Drucker- und Modelstecher der «Rabenfabrik», vor 1841.

chen Betrieb vor sich gegangen war. Für die 1860er-Jahre lassen sich etwa 80 Lieferanten von Farbstoffen und andern chemischen Produkten, etwa 50 Lieferanten von Tüchern, etwa 50 Speditionsfirmen, je zehn Banken und Versicherungen, fünf Maschinenfabriken (darunter Rieter, Sulzer und Honegger), mehrere Bleichereien, Kohlelieferanten usw. nachweisen.

In den 1840er- und 50er-Jahren konnten die Produkte im Piemont und in Mittelitalien abgesetzt werden. In Livorno und Ancona bestanden Konsignations- oder Kommissionslager. Über Triest wurde in die Türkei und nach Persien exportiert. Der Yasmin-Artikel, dessen Produktion um 1845 aufgenommen wurde, war zuerst für Bosnien und Serbien bestimmt. Später kamen Verbindungen mit Smyrna, Konstantinopel, Aleppo, Bagdad und Kairo zustande. In Beirut wurde ein eigenes Haus gegründet, das von Familienangehörigen geleitet wurde. Auch in Bagdad wurde eine Ablage errichtet.[4]

- 2 -

Auf den Rechnungen für chemische Produkte finden sich oft Bemerkungen, die einen Blick in die Farbküche einer Zeugdruckerei, aber auch in die Ent-

[4] Jenny, Handel 2, S. 349f und 419f.

wicklung der Chemie gestatten. So schreiben die Gebrüder Mahler in Zürich am 29. März 1865:

«Es wird rotblausaures Kali nur noch von einigen Druckereien angewendet, weshalb wir kein Lager davon unterhalten und nur auf Bestellung hin kommen lassen. Wir werden Ihnen die gefälligst bestellten 100 Pfund erst in 8 Tagen senden können, ersuchen aber die Herren Jenny & Blumer in Schwanden, die vor einigen Wochen ein Fass erhielten, Ihnen auf unsere Rechnung zur Aushilfe prompt 25 Pfund zuzusenden.»

«Kali» fand in dieser und jener Verbindung in der Färberei und in der Druckerei vielfältig Verwendung. Die aus Kaliumhydroxyd hergestellte Kalilauge diente der Verseifung von Fetten. Es wird von den Gebrüdern Mahler darauf hingewiesen, dass rotblausaures Kali nicht mehr von allen Druckereien verwendet werde, dass also inzwischen andere Verfahren aufgekommen waren.

Am 16. März 1869 fügen die Gebrüder Mahler folgende Bemerkung bei: «Sie geben ferner einen zu Fr. 5.80 per Kilogramm limitierten Auftrag auf 100 Kilo Anilinsalz, lieferbar im Mai. Dieses Limit ist viel zu niedrig, aber wir wollen es möglich machen und Ihnen die 100 Kilo fest zusagen. Aber da ein Dienst ein anderer wert ist, müssen Sie Ihr Vorurteil gegen die Oesinger Extracte überwinden und uns erlauben, Ihnen zur Probe 100 Kilo Sapan-Extract zu senden.»

Anilinsalz wurde zur Herstellung von Anilinblau verwendet. Anilin ist ein Bestandteil des Steinkohlenteers und spielt zusammen mit Toluidin beim Fuchsin, das auf einer anderen Rechnung genannt wird, eine Rolle. Der «Sapan-Extract» diente der Rot- und Braunfärberei. Gewonnen wurde er aus Sapanholz, einem Rotholz aus Ostindien.

Auf einer Rechnung von Otto Feuerlein in Zürich vom 20. September 1869 heisst es:

«Ich erlaube mir, Ihnen mitzuteilen, dass Herr Rudolph Knosp in Stuttgart infolge vergrösserter Production im Stande ist, Ihnen Fuchsin gelblich und bläulich à Fr. 35.– p. Kilo zu erlassen.»

Und Bosch & Denner in Zürich bemerken am 29. Oktober 1872:

«Den uns noch erteilten Auftrag auf ein Fässchen Alizarin-Extra scarlet 16 1/2% haben wir Herrn Friedrich Bayer & Co. in Barmen[5] überschrieben und hoffen, Ihnen in einigen Tagen mit Factura aufwarten zu können.»

Der ursprünglich aus der Krappwurzel gewonnene rote Farbstoff Alizarin wurde, wie erwähnt, in den 1870er-Jahren synthetisch dargestellt – aus Anthrazen, ebenfalls ein Steinkohlenteer-Derivat.

[5] Die Farbenfabrik Bayer, heute das führende Chemieunternehmen in Leverkusen, wurde 1863 von Friedrich Bayer in Barmen, Elberfeld (Wuppertal) gegründet.

Die Lieferung von Farben und Chemikalien erfolgte oft über die Agentur Alexander Spelty.

Die zitierten Bemerkungen der Chemie-Lieferanten zeigen, dass die Druckereien immer wieder mit neuen Produkten und mit andern Verfahren fertig werden mussten. Auch die Beschaffung der zu bedruckenden Tücher konnte mit Schwierigkeiten verbunden sein – etwa dann, wenn der Amerikanische Sezessionskrieg von 1861 bis 1865 zusammen mit andern Ereignissen eine Baumwoll-Krise verursachte. Die Gebrüder Jenny in Schwanden äussern sich am 24. Februar 1864 dazu wie folgt:

«Da das Ende der amerikanischen Krisis wieder in unbestimmte Ferne gerückt ist, zudem die Baumwollernte-Berichte aus Egypten und besonders aus Indien ungünstig lauten und somit die manufacturierte Ware zum Rohstoff in keinem Verhältnis mehr stehen, so hegen wir keinen Zweifel, dass mit Anfang 1865 eine steigende Kühlung stattfinden werde.»

Natürlich war man auf Tücher zu vernünftigen Preisen angewiesen. Ebenso wichtig war ein günstiges, funktionierendes und sicheres Speditions-System. Eine der Speditionsfirmen, die für die «Rabenfabrik» tätig gewesen war, wurde in Lübeck vom Glarner Johann Heinrich Marti (1778–1844) betrieben, der sogar mit der deutschen Literaturgeschichte in Verbindung zu bringen ist.[6]

Im Brief der Firma Forrer & Locher in Winterthur vom 9. Juni 1865 ist zu lesen:

«[Wir] haben uns bestens angemerkt, was Sie über die See-Assecuranz sagen. Der Schweizer Lloyd hat sich anheischig gemacht, Ihre Waren (...) zum gleichen Ansatz zu versichern wie die «Helvatia» in St. Gallen, das heisst à 3/4 % gegen alle Risico, was ohne Zweifel Ihre Zustimmung hat.»

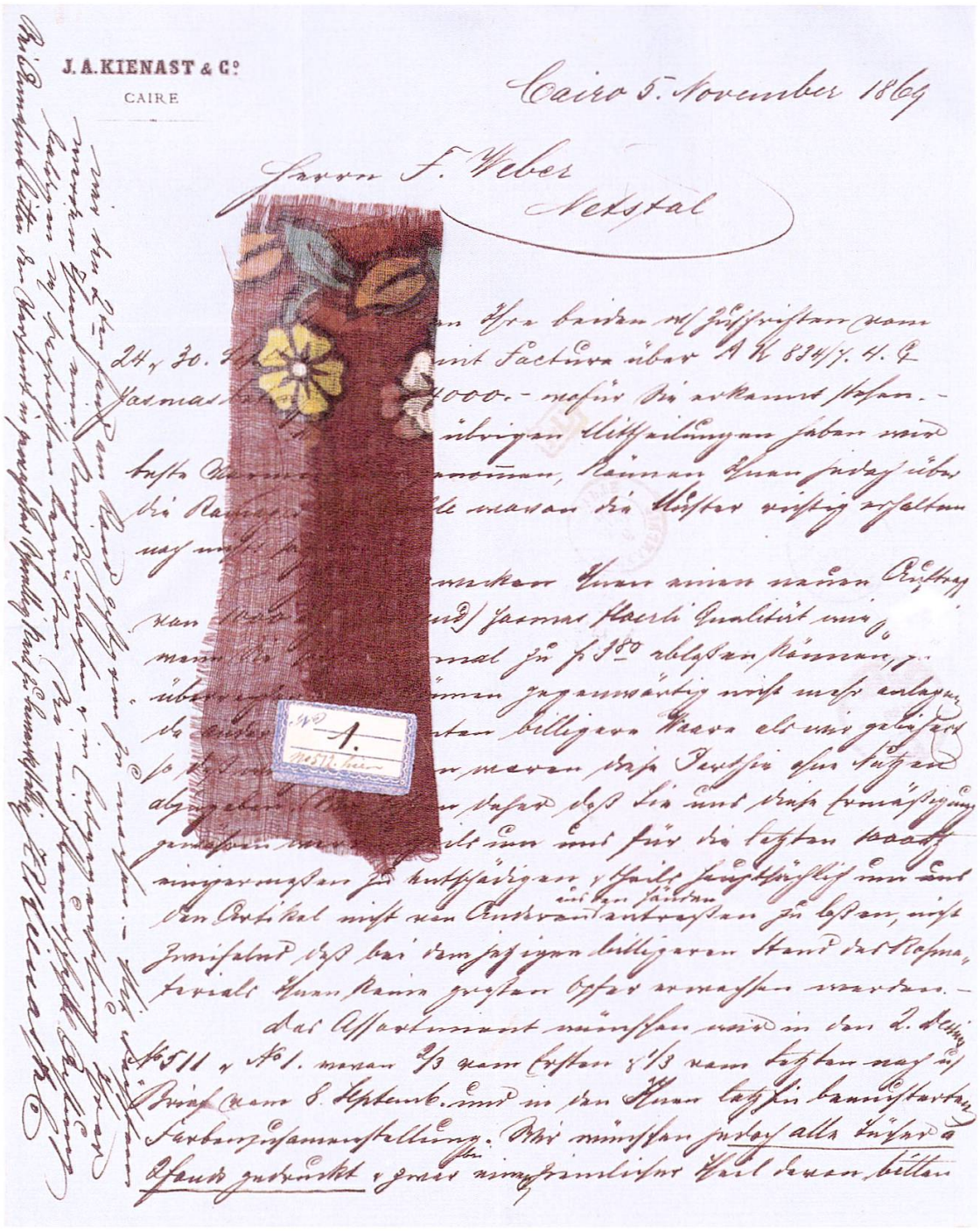
Fischer & Rechsteiner in Venedig schreiben am 15. November 1869:

«Wir erlauben uns hiermit, Ihnen unsere Dienste auf hiesigem Platz für Ihre Versendungen zur See (...) anzubieten und Ihnen einige unserer gegenwärtigen Übernahmepreise zur gefälligen Kenntnisnahme und häufigen Benutzung mitzuteilen. Wir übernehmen Manufacte von Lindau nach Constantinopel, Smirna, Salonich Fr. 18.40 p. 100 Ko. Alexandrien Fr. 14.30 p. 100 Ko. Beyrut, Jaffa, Galatz, Odessa Fr. 21.– p. 100 Ko. incl. aller Spesen, nur Porti Assecuranz, welche wir als Agenten der Versicherungsgesellschaft in Wien zu den billigsten Prämien decken.»

[6] Dessen Tochter Elisabeth Marti (1811–?) heiratete Johann Siegmund Mann (1797–1863), ein Grossvater von Thomas Mann (1875–1955). Dieser hatte in seinem Arbeitszimmer stets einen Stich mit der Ansicht von Glarus und Ennenda mit dem Vorderglärnisch aufgehängt («Glarus & Ennenda, Vallée de Linth» von R. Dikenmann. Jenny-Kappers Nr. 192); vgl. «Du», Schweizer Monatsschrift, Nr. 6, Juni 1955, Zürich, S. 49, 53.

«Rabenfabrik»:
«Flörli», 100 x 85 cm (leichtes Musselingewebe).

«Rabenfabrik»: 105 x 105 cm mit Sapan-Extrakt (aus ostindischem Sapanholz) gefärbt.



J. A. Kienast & Co., Kairo: Brief vom 5. November 1869.

Triest war ein anderer Platz am Mittelmeer, von dem aus der nahe und der mittlere Osten zu erreichen waren und wo sich beispielsweise die Firma J. Ennike mit einem Brief vom 17. Mai 1876 für vielerlei Dienstleistungen empfielt:

«Mich auf die seinerzeit bestandene Verbindung Ihres geschätzten Hauses mit meinem verstorbenen Partner, Herrn Julius Ennike, beziehend, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen anzuzeigen, dass ich am hiesigen Platze ein Agentur-Geschäft in Manufacturen führe, und erlaube mir, Ihnen meine Dienste als Partner für den Triester Platz ergebenst anzutragen. Ich habe bereits die Vertretung zweier Manchester Häuser, besuche für diese die ersten Grossisten in Manufacturen, durch die ich in der angenehmen Lage bin, Sie mit hiesigen Prima Firmen in Verbindung zu bringen.»

- 3 -

Wie am Ende die in Netstal bedruckten Tücher verkauft wurden, unter welchen Umständen und Bedingungen, zeigen zwei Agenten-Berichte. Aus Alexandrien schreibt J. Wettstein am 10. Juli 1876:

«Ich bin im Besitze ihrer Geehrten vom 22. und 27. Juni mit Facturen über 1200 Dutzend Flörli[7], neues Dessin. Ich habe die beiden ersten Kisten bereits abgegeben, und es scheint dieses neue Dessin zu gefallen, nur schade, dass es bei den dunkeln Fonds wie noir und café zu wenig hervorsticht und nicht etwas greller ist. Könnte da nicht etwas nachgeholfen werden? Um keine Zeit zu verlieren, habe ich mich entschlossen, Ihnen sofort weitere 1000 Dutzend in Auftrag zu geben. Belieben Sie also obiges Quantum im gleichen Assortiment wie die 2000 Dutzend in Arbeit zu nehmen und so schnell wie möglich an mich abzuliefern.»

Nebenbei sei auf das Datum des Briefes hingewiesen, 10. Juli, mit dem die Factura vom 27. Juni bestätigt wird, die in höchstens 12 Tagen von Netstal nach Alexandrien gelangte. Eine beachtliche Leistung der damaligen Post.

Es spielt bei dem Geschäft offensichtlich der am Ort herrschende Geschmack eine Rolle, aber auch die momentane wirtschaftliche Situation – wie der Brief der Agentur Schatzmann & Walter in Kairo vom 7. November 1868 zeigt:

«Zu unserem grossen Bedauern gestatten die hiesigen Marktpreise uns nicht, Ihnen die gehofften Aufträge zu erteilen, wenn wir nicht umsonst oder gar mit Schaden in diesen Artikeln arbeiten wollen. Es kommt uns

[7] Ein leichtes, dünnes Mousselinegewebe, das mit dem Yasmas-Muster bedruckt wurde und das diesem Artikel eine vielseitigere Verwendung und grossen Absatz verschaffte. Vgl. Jenny, Handel 2, S. 429.

wirklich sonderbar vor, wie – bei den Notierungen, die Sie uns aufgeben – andere Häuser die Ware zu solch miserablen Preisen verkaufen, und drängt uns unwillkürlich zur Annahme, dass dieselben die Ware entweder billiger einkaufen oder um des Kaisers Bart oft sogar mit effectivem Verlust arbeiten. Zur letzten Alternative können wir uns aber nicht entschliessen, wie gerne wir auch die früheren lebhaften und angenehmen Beziehungen mit Ihrer werten Firma wieder in Gang zu bringen geneigt wären, denn Beziehungen zu unterhalten, nur um Geschäfte zu machen ohne lucro [ohne lukrativ zu sein], verträgt sich durchaus nicht mit unserem Programm!»

Zwischen der «Rabenfabrik» und den Tschudis «in der Herren» bestanden schon Beziehungen, bevor Johann Caspar Tschudis Enkel Jost Spelty eine Weber-Tochter heiratete. Bereits 1844 hatte die Firma Felix Weber & Co. 338 Stück rote Tücher nach Schwanden geliefert.[8] Von einer späteren Zusammenarbeit zeugt der Brief vom 7. September 1869, in dem Joachim Tschudi sein Anliegen sogar mit einer Zeichnung verdeutlicht:

«Wir erlauben uns die ergebene Anfrage, ob Sie in Ihrem Kaschmir-Sortiment Rondellen-Interieurs haben, welche nach aussen mit einem Kreis und nicht mit einem Quadrat endigen? so dass für grosse Tücher zwischen diesem Rand und dieser Rondelle ein beliebiges Kaschmir-Interieur als Füllung genommen werden könnte und welches Interieur an der Peripherie der Rondelle abgeflickt werden könnte!? (...) Schreiber dieses würde im Falle Ihrer Bejahung sich gerne die Mühe nehmen, die Abdrücke oder Abriebe davon bei Ihnen zu besichtigen und Dienliches zu bezeichnen.»

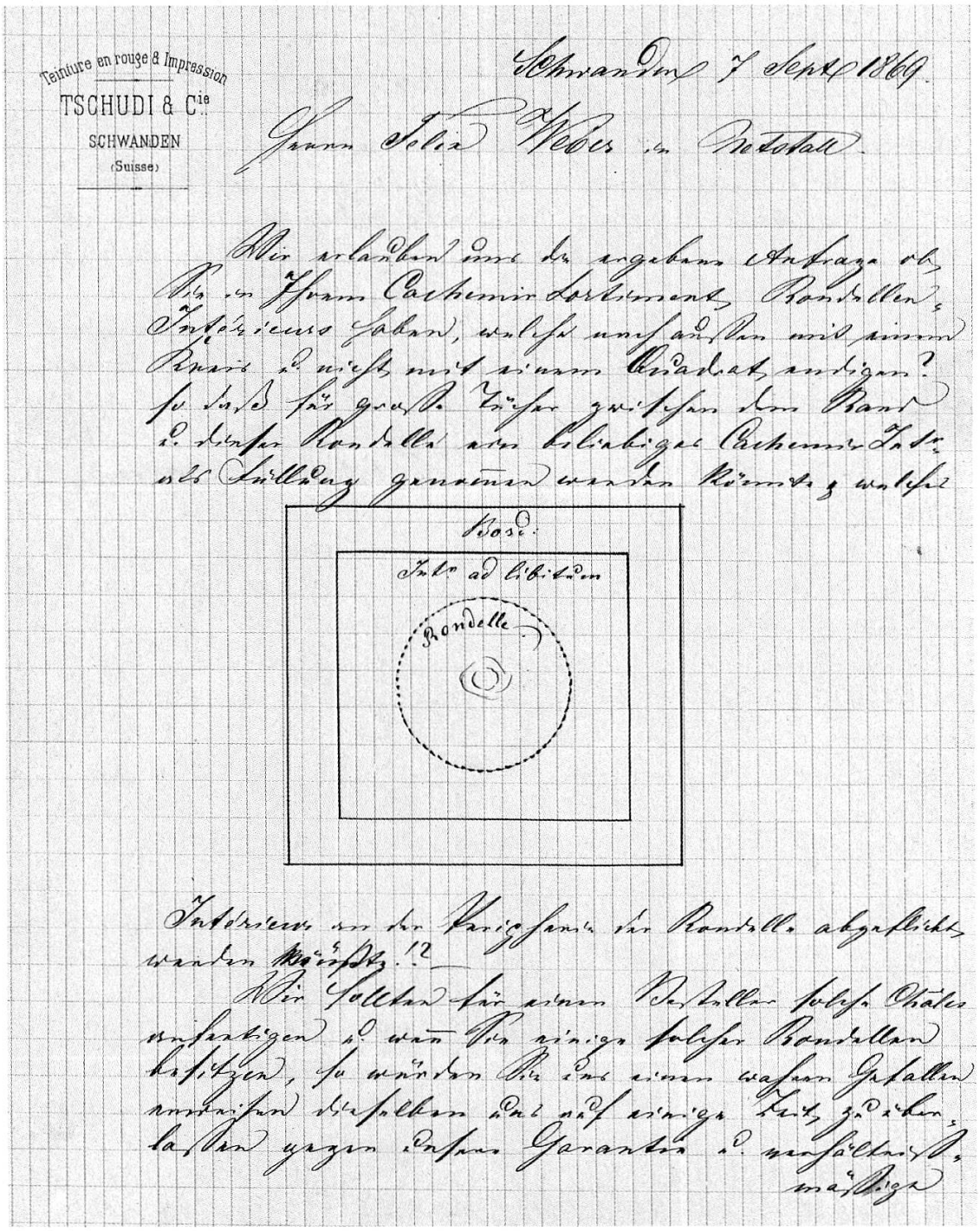
- 4 -

Hier sollen zwei Exkurse eingefügt werden. Der erste hat mit Landammann Dr. Joachim Heer zu tun, der zweite mit Angehörigen der Weber-Familie, die in Russland tätig gewesen waren.

In einem Brief, den Landammann Dr. Joachim Heer (1825–1879)[9] am 6. November 1862 an «Präsident Casp. Weber» richtet, geht es um die Pünktlichkeit der Post. Weber hatte bei der Regierung beanstandet, dass ein Brief, der am 26. Oktober in Zürich abgeschickt und am 27. nach Glarus gelangt war, ihm erst am 28. zugestellt worden war. Die Intervention des Landam-

[8] Tschudi, S. 28.

[9] Landammann und Nationalrat Dr. Joachim Heer war 1867 und 1868 vom Bundesrat nach Berlin gesandt worden, um mit Preussen und dem Norddeutschen Bund die Postverhältnisse neu zu regeln und einen Handelsvertrag auszuhandeln. Dabei war er auch vom preussischen Ministerpräsidenten und späteren Reichskanzler Otto von Bismarck (1815–1898) in Audienz empfangen worden, u. a. am 17. Mai 1867 während fast einer Stunde. Zugunsten von Heers Mission war die Landsgemeinde vom Landrat um 14



Teinture en rouge & Impression
TSCHUDI & Cie
SCHWANDEN
(Suisse)

Schwanden 7 Sept. 1869.

Herrn Felix Weber in Netstal.

Wir erlauben uns die angebene Anfrage ob Sie in Ihrem Cachemir Assortiment Rondellen, Intérieurs haben, welche umfänden mit einem Rand versehen sind mit einem Quadrat endigen? so dass für grosse Käufer zwischen dem Rand u. dieser Rondelle ein beliebiges Cachemir Zeug als Füllung genommen werden könnte, welche

Intérieurs in der Grösse der Rondelle abgeschlossen werden könnte.?

Wir sollten für einen Versuch solche Stücke anfertigen u. wenn Sie einige solcher Rondellen besitzen, so würden Sie uns einen wahren Gefallen erweisen dieselben uns auf einige Zeit zu überlassen gegen Ihnen Garantie u. reinlichste Rückgabe

«Rabenfabrik»: Brief von Joachim Tschudi, Firma Tschudi & Cie., Schwanden, vom 7. September 1869.

Tage auf den 17. Mai 1868 verschoben worden. 1871 wurde Joachim Heer vom Bundesrat, dem er dann von 1875 bis 1879 selber angehörte, als eidgenössischer Kommissär nach Zürich geschickt, um im Krawall zu intervenieren, den internierte französische Offiziere ausgelöst hatten, indem sie die deutsche Kolonie daran hindern wollten, den preussischen Sieg über Frankreich zu feiern. Vgl. Daten 1, S. 358–365; Daten 2, S. 527–542; Winteler, S. 183, 205, 209, 221, 225, 233, 240; Vischer, E., Landammann Dr. Joachim Heers deutsche Gesandtschaft 1867/68. JHVG, Heft 59, Glarus 1960, S. 33ff; Heer, G., Landammann und Bundespräsident Dr. J. Heer. Zürich 1885.

manns hatte die Post-Direktion in St. Gallen veranlasst, die Sache zu untersuchen. Im Brief des Landammanns heisst es:

«Das hiesige Postamt, das zur Vernehmlassung aufgefordert ist, wünscht nun, wenn immer möglich, den fraglichen Brief zu sehen, da es die Behauptung aufstellt, es könne nur einer Nachlässigkeit des Netstaler Posthalters zugeschrieben werden, wenn der Brief nicht mittags den 27. in Ihre Hände gelangt sei. Ich ersuche Sie demnach, mir das Corpus delicti zu übermachen, wobei es sich von selbst versteht, dass Sie den Brief so verkleben können, dass der Inhalt nicht sichtbar ist.»

Die heutige Post kann sich glücklich schätzen, dass ihre Kunden nachsichtiger geworden sind und dass heutige Regierungen andere Sorgen haben.

Im Unterschied dazu geht es im Brief von Landammann Heer vom 28. Mai 1868 um eine Angelegenheit, die das Rathaus heute noch beschäftigen könnte:

«Bei meiner Rückkehr von Berlin traf ich hier eine Schlussnahme der Steuercommission, wodurch ich, in Verbindung mit Herrn Ratsherr Consul [Peter] Jenny, beauftragt wurde, in Betreff des von dortigen Gemeinderat gestellten Cassationsgesuches gegenüber dem Tagwensbeschluss wegen des Vorauen-Zinses, eine Besprechung mit besagtem Gemeinderat anzubahnen.»

Joachim Heer schlägt nach bewährter Übung vor, «dass eine Delegation des Gemeinderates sich (am nächsten Freitag) hier auf dem Rathaus einfinden wird», besinnt sich dann eines Besseren und empfielt vorsichtig ein anderes Vorgehen:

«Beiläufig muss ich gestehen, dass ich eigentlich – wenigstens in erster Linie vorgezogen hätte, über den Gegenstand lediglich unter 4 Augen mit Ihnen vertraulich zu reden, und wenn Sie nichts dagegen einzuwenden haben, so würde es mich sehr freuen, wenn Sie heute oder morgen (je zwischen 4 und 6 Uhr abends) einen Augenblick bei mir vorsprechen wollten.»

Der Gegenstand des zweiten Exkurses hat höchst wahrscheinlich mit der Finanzierung der neuen evangelischen Kirche Netstal von 1811 zu tun. Mit der «Rabenfabrik» hat die Angelegenheit insofern zu tun, als der Vater der Teilhaber, Felix Weber-Heussi (1775–1824), ein Bruder von Leonhard Weber-Peschedach (1766–1813) und von Michael Weber (1777–1839)[10] war.

Michael Weber betrieb von 1812 bis 1814 in St. Petersburg eine Baumwoll-Handdruckerei, dann von 1813 bis 1817 in Schlüsselburg am Ladogasee eine Zitzfabrik und schliesslich von 1817 an in Carevo (50 km von

[10] Rauber, U., Schweizer Industrie in Russland. Zürich 1985, S. 31f. (Für Michael Weber war Jost Spelty-Linden, der sich in einem Brief als «gewesener Oeconom im Hotel London in St. Petersburg» bezeichnet, tätig gewesen.) In der im folgenden Text erwähnten «Zitzfabrik» (von: der Zitz) wurde maschinell bedrucktes Baumwollgewebe feinerer Qualität hergestellt.

Hochgeehrter Herr!

In der Beschwerdeschrift, welche wir in Folge Ihrer Reklamation in Sachen an die Direktion in St. Gallen gerichtet haben, wird ausdrücklich auf jenen Brief verwiesen, den Sie mir s. Zt. vorgewiesen & welcher die Postzeichen Zürich, 26, Glarus, 27 Oktbr. trug & der Ihnen erst in den Mittagsstunden des 28 behändigt wurde. Der hiesige Postamt, der zur Verantwortung aufgefordert ist, wünscht nun, wenn immer möglich, den fraglichen Brief zu sehen, da es die Behauptung aufstellt, es könne eine einzige Nachlässigkeit des Postpersonals zugeschrieben werden, daß der Brief nicht Mittags des 27.ten in Ihre Hände gelangt sei. Ich ersuche Sie demnach, mir den Corpus delicti zu übersenden, wobei es sich von selbst versteht, daß Sie die Brief so unversehrt können, daß der Inhalt nicht sichtbar ist.

Gefällige beförderliche Besorgung entgegensehend, gehorsamst mit aufrichtigen Hochachtung

G. M. G.

Ihr ergebener:

J. J. Heer

Amtlich

GLARUS 6 NOV 62 A

Herrn Präsident Cap. Weber

Landespräsidium,

Amtlich.

Netstal

Brief von Dr. Joachim Heer vom 6. November 1862.

Moskau) eine Baumwolldruckerei, die 1836 von einer Aktiengesellschaft übernommen wurde. 1840 waren in diesem Unternehmen 840 Personen beschäftigt, darunter die beiden Neffen Felix Weber-Kubli und Johann Jakob Weber-Rott. 1817 hatte Michael Weber in seiner Zeugdruckerei den Walzendruck eingeführt und in den 1830er-Jahren waren in seinem Betrieb dampfbetriebene Maschinen installiert. Sein Bruder Leonhard hatte in Russland zuerst mit Nussbaumholz für Gewehrschäfte, dann mit Leinwand und Seidenbändern gehandelt und auch Käsereien betrieben.

Von Leonhard Webers Sohn, Alexander Weber (1801–1866), der ledig in Dresden starb, auch er Industrieller in Russland, hat sich ein Brief vom 2. Juni 1837 aus St. Petersburg an Rabenwirt Johann Jakob Leuzinger in Netstal erhalten:

«Ihren Brief vom 14. Mai habe ich erhalten, derselbe verdiente wohl noch mehr als Ihre früheren [mit] keiner Antwort gewürdigt zu werden, da er in so beleidigenden Ausdrücken abgefasst ist. Ich tue es jedoch noch diesmal, in der Hoffnung, in Zukunft mit dergleichen Zuschriften verschont zu bleiben. (...) Wer Ihnen gesagt hat, dass ich Ihnen Unwahrheiten und Lügen berichtet habe, muss sich selbst mit dergleichen befassen, sonst könnte er solche nicht andern zumuten. (...) Durch den Consul haben Sie beglaubigte Abschriften aus den Büchern meines seligen Vaters, (...), bekommen. (...) Alle Forderungen an die Nachlassenschaft meines seligen Vaters sind schon seit vielen Jahren mit Zinsen bezahlt worden. Was die Aussage, die vor Gericht geschehen sein soll, als wären die Bücher meines seligen Vaters falsch und antidotiert, anbetrifft, so habe ich darauf nur zu erwidern, dass nach dem Tode des seligen Vaters seine Vormundschaft aus dreien der rechtschaffensten und achtungswertesten Männern bestand, welche die Bücher fortgeführt haben. Später übernahm die Liquidation Herr Michael Weber, der bis zu dem Jahre 1829 der Bevollmächtigte der Leonhard Weber'schen Erben war. Erst von dieser Zeit an wurde ich der Bevollmächtigte meiner Mutter und Geschwister.»

In dieser «Streitsache» waren inzwischen im fernen Glarus die Gerichte bemüht worden. Nach dem Protokoll des Appellationsgerichtes forderte die Evangelische Kirchgemeinde Netstal, vertreten u.a. durch Kirchenvogt Jost Spelty und den Empfänger des Briefes, Johann Jakob Leuzinger, von Kaspar Weber-Kubli-Leuzinger-Heiz (1764–1835), Bruder von Leonhard und Michael Weber und Vater von Josef Weber-Trümpy, die Herausgabe von 2785 Gulden respektive von 2974 Rubel, die Leonhard Webers Verlassenschaft der Kirchgemeinde vermacht habe. Alexander Weber hat mit dem Brief, den das Gericht kannte, auf die Vorhaltungen der Kläger reagiert. Das Gericht wies die Klage der Evang. Kirchgemeinde ab. Später zahlten die Söhne von Kaspar Weber freiwillig 1050 Gulden.

Vor allem für jene Druckereien, die mit dem Osmanischen Reich zu tun hatten, ging die gute Konjunktur Mitte der 1870er-Jahre zu Ende. Zwanzig Jahre nach dem Krimkrieg, der französisches und englisches Geld in die Türkei fliessen liess, mit dem die Produkte der Glarner Zeugdruckerei gekauft werden konnte, störten politische Ereignisse in der Türkei und auf dem Balkan den Handel empfindlich.

In Konstantinopel war für die «Rabenfabrik» Conrad Peter als Kommissionär tätig. Seinen Briefen konnte man in Netstal alles entnehmen, was man über den Zustand des Marktes und darüber, was diesen beeinflusste, wissen musste. Am 25. Februar 1876 heisst es:

«Mit den Incassi gehts stets erbärmlicher und halte ich unter obwaltenden Umständen für das beste, mit neuen Verkäufen auf Credit langsam vorzugehen, namentlich bis Asfadur seine Schuld einigermassen reduziert hat.»

Am 14. April 1876 gibt es eine Erklärung für die unerfreuliche Lage:

«Geschäfte, schon der Feiertage wegen tot, werden sich auch nach denselben wenig bessern. Der Geldmangel macht sich von Tag zu Tag fühlbarer und werden die soliden Käufer von Tag zu Tag rarer.»

Und für eben diesen Geldmangel gibt es eine politische Erklärung: Der ausschweifende und verschwenderische Lebensstil des Sultans Abdul Asis, der in jenen Tagen abgesetzt wurde, hatte den Staat 1875 in den Bankrott geführt. Am 6. Juni 1876 berichtet Conrad Peter über den Thronwechsel:

«Durch die Zeitung werden Sie die wichtigsten politischen Ereignisse, die wir hier erleben, erfahren haben. Selbe sind mit bester Ordnung, ohne das geringste Blutvergiessen vor sich gegangen und wollen wir hoffen, dass unter Murad V. eine neue bessere Ära für die Türkei anbreche.»

Murad V. blieb nur bis Anfang September an der Macht und wurde dann vom jüngeren Bruder, Abdul Hamid II., der bis 1909 regierte, abgelöst. Die Geschäfte liefen trotzdem nicht so, wie sie sollten. Doch konnte man in Netstal neben unerfreulichen Meldungen weiterhin Aufträge entgegennehmen – z.B. am 28. März 1876:

«Ich habe (Ihre verschiedenen Muster türkischer Ware) unserer Kundschaft vorgelegt, allein sie erklärte mir, es sei in den bemusterten Artikeln nichts zu machen. Ein solider Kunde Asfadur's wäre Nehmer für 1 bis 2 Ballen à 3 000 Stück Jasmas $^{6}/_{4}$[11], Nr. 852, und 1–2 Ballen à 3 000 Stück Jasmas $^{8}/_{4}$, Nr. 848.»

Was im Brief vom 25. April 1876 steht, weist darauf hin, dass neben der Politik auch der Geschmack und die Mode die Nachfrage beeiflusste:

[11] Mit $^{6}/_{4}$, $^{8}/_{4}$, $^{9}/_{4}$ etc. wurden die damals gebräuchlichen Breiten der verarbeiteten Tücher angegeben: $^{6}/_{4}$ = 65 cm, $^{8}/_{4}$ = 87 cm, $^{9}/_{4}$ = 98 cm.

«Für die Jasmas mit grünem Rand Nr. 674/75 wäre Jaco Ambram gegen einen Rabatt von 6–7 % Nehmer. Dieses Dessin ist leider nicht mehr begehrt und verlangt Jaco aus diesem Grunde diesen Rabatt.»

Am 16. Mai muss Conrad Peter auf einen weiteren Umstand aufmerksam machen, der seine Geschäfte stört:

«Mustapha Terfyk klagt, dass Sie durch Ihr Beyrouther Haus[12] ganz die gleichen Bettdecken, die er von uns zu 18 L. kaufte, zu 17 1/2 L. verkaufen lassen und sei ihm unmöglich, eine solche unloyale Concurrenz auszuhalten. Ich ersuche Sie, nach Beyrouth keine Bettdecken mehr zu liefern und wenn Ihnen das unmöglich ist, uns zu erlauben, zu Beyrouther Conditionen zu verkaufen.»

Eine Woche später, am 23. Mai und in den folgenden Briefen kamen dann die wichtigeren Gründe für die Krise zur Sprache. Es kam schon 1875 in der Herzegovina und in Bosnien, 1876 auch in Bulgarien, Serbien und Montenegro zu Aufständen gegen die türkische Herrschaft:

«Die Geschäfte liegen hier fortwährend sehr darnieder, und [es] ist bei den ersten Käufern im Bazar fast nichts von den Ausständen einzutreiben. Eine Besserung dieser traurigen Verhältnisse ist kaum zu erwarten, bevor die Insurectionen in der Herzegovina, [in] Bosnien und [in] Bulgarien gedämpft sein werden.»

Am 9. Juni:

«Betreffs Asfadurs machen Sie sich keine Vorstellung von der misslichen Creditlage, in die sämtliche hiesige Bazaristen infolge des Aufstandes in der Herzegovina und [in] Bulgarien und die damit herbeigeführte Verarmung der übrigen Provinzen gekommen sind.»

Am 18. Juli:

«Jedenfalls dürften gute Geschäfte erwartet werden, wenn der Krieg mit Serbien rasch beruhigt werden könnte oder begründete Aussicht auf einen baldigen Friedensschluss vorhanden wäre.»

Am 3. Oktober:

«Die Friedensaussichten sind durch den Übergang der Serben zur Offensive leider wieder in weite Ferne gerückt worden und [es] macht sich diese unglückliche Wendung in der Politik bereits im Geschäft fühlbar. Es ist bereits wieder weniger Nachfrage da und [es] ist der gegenwärtige Moment nicht geeignet, um mit dem durch Sie gewünschten Preisaufschlag durchdringen zu können.»

[12] Eine Filiale der «Rabenfabrik» in Beirut, die bis 1869 von Felix Weber-Heussi (1837–1913) geleitet worden war und die dann dessen Schwager, Caspar Sigrist-Weber (1844–1915), weiterführte. Das Haus war auch Repräsentant der «Société pour l'Industrie Chimique à Bâle».

«Rabenfabrik», von Westen (um 1890).

«Yasmas» aus der «Rabenfabrik». (PBH)

Trotz der von der Politik verursachten geringen Nachfrage kann Conrad Peter am 2. Dezember 1876 Geld überweisen und einen Auftrag erteilen:

«Ich bestätige Ihnen mein Schreiben vom 28. November mit Fr. 5000.– auf Zürich und womit ich Sie ersuche, prompt in Arbeit zu legen: 6600 Stück Jasmas Nr. 638, 8/4, 6600 Stück Jasmas Nr. 640, 9/4.»

Jedenfalls war es einer andern Unternehmung noch um einiges schlechter ergangen. Am 16. März 1877 heisst es:

«Am 13. dies hatten wir hier das Falliment von Gabriel Vogel, ohne mein Interesse und zweifelsohne auch ohne das Ihrige. Man spricht von einem Passivum von ca. L. 45000.–, wobei der Platz mit ca. L. 15000.– beteiligt sein soll.»

Die politische Lage verschlechterte sich 1877 nochmals. Die Niederschlagung des montenegrinischen Aufstandes veranlasste Russland, wieder einmal gegen die Türken Krieg zu führen. Zu den Auswirkungen auf das Geschäft ist im Brief vom 25. Mai 1877 zu lesen:

«Unser Hauptschuldner Asfadur, der bisher regelmässig kleine Abschlagszahlungen auf seine alten Schulden machte, bleibt leider seit einigen Wochen ganz im Rückstand. Infolge der unsicher gewordenen Verhältnisse in Kustendjü, wo er eine Boutique hatte und wo er sein Hauptgeschäft machte, sah er sich genötigt, sein dortiges Lager hierher zu flüchten, und da hier im Bazar Totenstille herrscht, sind seine Incassiquellen versiegt.»

Diese Geld- und Absatzschwierigkeiten im Orient könnten durchaus dazu geführt haben, dass sich 1880 einer der Teilhaber, Felix Weber-Kubli (1818–1904), aus der «Rabenfabrik» zurückzog und in Aarburg eine Spinnerei und eine Weberei erwarb, Unternehmen, die bis Ende des 20. Jahrhunderts bestanden.

- 6 -

Schon die Kriege von 1875 bis 1878 drehten sich um Mazedonien und Bosnien – anscheinend die strategisch wichtigsten Regionen des Balkans. Die Serben träumten schon damals davon, Bosnien in ihren Staat einzugliedern – nicht zuletzt wegen des wirtschaftlich wichtigen, direkten Zugangs zum Meer. Auch Russland war am Balkan interessiert. Im Frieden von San Stefano 1877 hatte es seinen dortigen Einfluss mit der Schaffung eines bulgarischen Staates vergrössert und damit Österreich und England vor den Kopf gestossen. Dieses Gross-Bulgarien, zu dem ganz Mazedonien und grosse Teile Thrakiens gehören sollten, wurde indessen nie Wirklichkeit. Auf dem Berliner Kongress 1878 unter dem «ehrlichen Makler» Bismarck wurde der Vertrag von San Stefano revidiert und die russischen Ambitionen eingedämmt. Bulgarien wurde halbiert, Montenegro, Serbien und Rumänien

sollten unabhängig werden, und Österreich durfte Bosnien-Herzegowina besetzen und verwalten, aber noch nicht annektieren. Russland bekam Bessarabien, Kars und Ardahan. Die Türkei überliess England die Verwaltung Zyperns.

Serbien richtete jetzt sein Augenmerk auf Mazedonien, den andern strategisch wichtigen Teil des Balkans, an dem aber auch Bulgarien und Griechenland interessiert waren und um den in den beiden Balkankriegen 1912 und 1913, aber auch im Ersten Weltkrieg gekämpft werden sollte. 1879 schliesslich schloss Österreich-Ungarn das Bündnis mit dem Deutschen Reich – verhängnisvoll für die Bündnispartner, für Europa und für die Welt. Von Ruhe auf dem Balkan kann noch heute nicht die Rede sein.[13]

Die Briefe aus Konstantinopel machen deutlich, dass eine Wirtschaft, die innert nützlicher Frist auf den Markt reagieren konnte, eigentlich funktionieren müsste, gäbe es nicht politische Ereignisse, historische Prozesse und kulturelle Faktoren, die eine Krise verursachen konnten.

Eine solche Krise gab es in den 1840er-Jahren, 1857 gab es – wie Joachim Tschudi sie nannte – eine «amerikanische Krisis», nach 1861 führte die Sezession in den USA zu einer schweren Krise, wegen des grossen Börsenkrachs in Wien gab es das Krisenjahr 1873 mit einem Teuerungsschub bis Ende der 1870er-Jahre. Von der «türkischen Krise» in der zweiten Hälfte der 70er-Jahre haben wir soeben gehört.

Ferner spielt für grosse und für kleine «Krisen» die menschliche Natur ihre Rolle – wie das Beispiel zeigt, von dem im Brief vom 4. April 1877 zu lesen ist, den Jost Spelty-Weber von Schwager Fritz Sigrist-Weber (1847–1904) aus Kairo erhielt:

«Deine Freunde, die wahrscheinlich umgehende Auskunft erwarteten, werden nun gewiss über meine «Verzögerung» nicht erfreut sein. (...) Ich habe meinem Schwiegervater [Kaspar Weber-Spälty, «Rabenfabrik»] vor kurzer Zeit über Gsell & Co. geschrieben und habe nicht viel beizufügen. Die Leute haben sich lange gewehrt und mussten leider schliesslich den schlechten Verhältnissen und den Intrigen von Herrn Bircher unterliegen. Verschiedene Bankkredite wurden ihnen durch allerlei Machinationen untergraben, und als schliesslich noch die wenigen letzten aufkündet [wurden], konnten sie sich nicht mehr halten. (...) Ihr guter Ruf als grundehrliche Leute bleibt ihnen bei allen hiesigen Bekannten. (...) Die Herren Planta, Müller und Dumreicher, wohl die einflussreichsten [Häuser] in Alexandrien, würden sich gewiss der Sache nicht angenommen haben, wenn sich irgendeine

[13] Jung, M., Der Balkan – Objekt von Grossmachtsinteressen. In: NZZ, 17. Juli 2001, Nr. 163, S. 59; Ekr., Sofias besonderes Nachbarschaftsverhältnis zu Skopje. In: NZZ, 21. August 2001, Nr. 192, S. 9.

Felix Weber-Kubli (1818–1904). «Rabenfabrik», nach 1880 Spinnerei und Weberei in Aarburg.

Jakob Weber-Rott (1812–1891). «Rabenfabrik».

gerechte Einwendung gegen die Herren Gsell und Ott machen liesse. Herr Bircher hat indes nicht versäumt, durch allerlei Verleumdungen und Intrigen zu schaden. (...) Als nun jemand Bircher deswegen zur Rede stellte und ihm sagte, Gsell werde ihn dafür gerichtlich belangen, antwortete er, dass er dann Gsell zur Fallite bringen werde; denn er habe die grössten Forderungen in Händen (Egidius Trümpy[14] und Peter Jenny. Soviel ich indes weiss, hat er nur Jenny. Ich glaube zwar wohl, dass er sich an Herrn Eg. Trümpy gewandt hat, um dessen Vertretung zu bekommen und um dann als grösster Representant seine eigenen Interessen zu fördern. Herr Gsell lässt indes die Verleumdungen von B. nicht auf sich beruhen, eine Untersuchung der Bücher ist angeordnet worden, und es wird das Resultat allen Kreditoren zugestellt werden. (...) Durch diese Bücheruntersuchung wird auch hervorgehen, wieviel B. für sich bezogen hat. (...) Faktum ist heute, es kann bewiesen werden, dass B. bei seinem Austritt aus dem Hause Gsell u. Bircher an Gsell Fr. 20000 schuldete. (...) Wenn B. bei seinem neuen Geschäft mit Kapital an-

[14] Bei «Egidius Trümpy» handelt es sich um die erwähnte grosse Druckerei im Oberdorf in Glarus, die in den fraglichen Jahren vom Enkel des Firmengründers, Egidius Trümpy-Trümpy, (1827–1883), geleitet wurde; mit «Peter Jenny» ist Peter Jenny-Blumer «jünger» (1824–1879) von der Firma Blumer & Jenny in Schwanden gemeint.

Fridolin Schuler-Kubli (1832–1903):
Dr. med., kantonaler, dann eidgenössischer
Fabrikinspektor.

fing, so hat er es nicht bei G. und B. verdient, und wenn dies doch der Fall ist, so ist kurios, wenn der eine Associé Geld verliert und der andere gewinnt. Item, B. ist nicht recht sauber, hier hält man ihn für allerlei, nur nicht für das, was ... Sein Credit ist jedenfalls erschüttert. Im Glarnerland gilt zwar B. noch viel, ich habe es öfters bemerkt, als ich dort war, nur B. und nur B.! (...) Hoffentlich werden die Herren Glarner noch einmal zum Verstand kommen.»

- 7 -

Wie erwähnt hatten höchstwahrscheinlich die gestörten Verhältnisse im Orient Associé Felix Weber-Kubli 1880 dazu bewogen, die «Rabenfabrik» zu verlassen. Mit den Schwierigkeiten in diesem wichtigen Absatzgebiet durfte die Reise dieses Teilhabers zusammenhängen, mit der er noch 1876 versuchte, deutsche Kunden zu gewinnen. Er berichtet darüber am 24. April 1876 aus Frankfurt a. M. und am 27. April aus Hamburg nach Hause. In beiden Briefen heisst es, man höre überall, «dass die Geschäfte in Deutschland jetzt äusserst schlecht gehen». Dazu kam noch, dass der Zoll eine grössere Rolle spielte.

Aus Frankfurt schreibt Felix Weber:

«Heute besuchte ich H. D. Haas, (...). Die jetzigen Eigentümer dieser Firma sind: J. Creizenach und V. Heymann, und es soll dieses Haus das erste und solideste in dieser Branche sein. Wie Herr C. von türkischroter Ware hörte, wollte er zuerst nichts davon [wissen], indem, wie er sagte, Fierz in Mühlhausen Deutschland mit ganz wohlfeiler roter Ware überschwemme; wie ich ihm aber erklärte, dass es sich um einen neuen Genre, wie Rolfs[15] ihn mache, handle, und er einige Muster sah, versprach er, diesen Artikel, den er bis jetzt nicht hatte, einführen zu wollen, wenn ihm unsere Preise die Konkurrenz mit Rolfs erlauben. Die mitgenommenen Mouchoirs gefielen Herrn C. sehr gut; er meinte aber, mit den aufgegebenen Preisen für unverzollte Ware könnte er nicht bestehen, und wir sollen den Versuch machen, deutsche Tücher zu bedrucken und ihm die Preise für solche Ware aufzugeben, (...). Morgen früh reise ich nach Hamburg ab.»

Von dort berichtet er:

«Gestern ging ich zu den Herren Lippmann & Co. [Herr Lippmann] sagte mir, er hätte nun mit Herrn A. Berend gesprochen, den er mir in allen Teilen empfehlen könne, und liess mich durch einen Commis zu ihm führen. Herr Adolph Berend, welcher mir sehr gefällt und [der] nach der Schilderung von Herrn Lippmann, (...), sehr zuverlässig und gewissenhaft, nur fast zu pedantisch exakt sein soll, wollte zuerst nicht recht annehmen, erklärte aber endlich, den Versuch machen zu wollen. Nach der Angabe von Herrn Berend sind hier nicht mehr viele Häuser, welche in türkischroter Ware [Geschäfte] machen. (...) Hensing & Co., den Egid. Trümpy aufgab und den [ich] gestern noch besuchte, ist kein Agent. Er mache nur für eigene Rechnung [Geschäfte] nach Afrika, könne aber nur dünne, wohlfeile englische rote Tücher gebrauchen. Heute besuchte [ich] nun mit Berend zusammen noch mehrere Häuser, konnte aber nur von Hefti & Co. eine Bestellung erhalten, (...), die sehr sorgfältig ausgeführt werden muss. Ich glaube, dass wir mit diesem Hause, bei guter Bedienung, ziemlich Geschäfte machen können. Bei Hefti & Co. sah ich prachtvolle Muster von Rolfs und auch Ware von verschiedenen Glarner Fabriken. Es soll hier (...) noch einige Häuser haben, welche in roter Ware im Inland Geschäfte machen, mit denen wir aber nichts machen können, wenn wir die Ware nicht verzollt liefern.»

Mit Adolph Berend in Hamburg kam es zumindest vorübergehend zu einem regen Geschäfts- und Briefverkehr.

[15] Firma Rollfs & Cie. in Siegfeld bei Köln.

- 8 -

Felix Weber-Kubli und seine Brüder waren Cousins von Fabrikinspektor Dr. Fridolin Schuler, und dessen Frau, Emma Schuler-Kubli (1832–1921) war eine Schwester von Rosina Weber-Kubli (1827–1892). In seinen «Erinnerungen» berichtete Schuler von seinen in jungen Jahren gemachten Besuchen in der «Rabenfabrik»:

«Ich begann dort auch einen kleinen Einblick in den Zusammenhang der Industrieen und den daran sich knüpfenden Handel zu bekommen. Die Färberei und der Buntdruck schienen mir mit jedem Besuch interessanter, und bald begann das Projekt bei mir aufzutauchen, Chemiker zu werden. Meine Mutter war sehr dafür, der Vater aber hatte Abscheu vor allem, was Fabrik hiess.» Was er über eine grosse Spinnerei berichtet, hat ihm die Haltung des Vaters verständlich gemacht: «... mit ihren unheimlichen, widerwärtigen Sälen, halbnackten, schweisstriefenden Arbeitern, mit Scharen jämmerlich aussehenden Kindern.» An anderer Stelle: «Ich sah mit Entsetzen die Leute, bedeckt mit Baumwollstaub, mit bleichen Gesichtern in heissen, von ranzigem Öl und allerlei üblen Gerüchen verpesteten Arbeitsräumen an eilfertiger Arbeit begriffen.» Er fährt dann fort: «Etwas besser gefiel es mir in der Druckfabrik meiner Cousins in Netstal. Allerdings mied ich den Gestank der heissen Drucksäle; aber ich amüsierte mich bei der damals noch sparsamen Maschinerie, fand Gefallen an der Musterzeichnung und den illuminierten Mustern. Mit grossem Respekt betrat ich die düstere «Farbküche, wo meine Vettern hantierten.»

- 9 -

Neben dem Yasmas-Artikel befasste sich die «Rabenfabrik» mit türkischroten Sacktüchern, Indiennes und Merinos-Palmenschals, zeitweise auch mit Batik. Nach dem Tod von Kaspar Weber 1886 und nachdem dessen Brüder Felix Weber-Kubli und Johann Jakob Weber-Rott aus dem Geschäft ausgeschieden waren, übernahmen die Söhne Kaspars, Felix (1837–1913), Hilarius (1852–1898) und Kaspar (1854–1913) die Fabrik. Der Sohn von Johann Jakob Weber-Rott (1812–1891), Felix Weber-Guth (1851–1926), betätigte sich in Mülhausen und in Italien als Kolorist und Chemiker. Bei der Liquidation der Firma Anfang des neuen Jahrhunderts kamen dann Jost Spelty-Weber, Prokurist, und dessen Sohn Alexander Spelty-Diethelm zum Zuge.

VII. Johann Caspar Tschudis Urenkel Caspar und Alexander Spelty

- 1 -

Von 1890 bis 1893 liess sich Alexander Spelty in Lausanne in einem Handelshaus zum Kaufmann ausbilden. Im Brief, den Verena Spelty-Tschudi am 12. September 1891 ihrem Enkel schreibt, ist zu lesen:

«Man sagt nicht umsonst, keine Freuden ohne Leiden! Wie hat sich nur die ganze Familie Weber auf den 17. September gefreut, und es konnte die Freude nun nicht ungetrübt genossen werden. Denn der so plötzliche Hinschied des so geehrten und geachteten ältesten Familiengliedes, Herrn Jacob Weber-Rott[1] hat doch für alle Verwandten einen bitteren Wermutstropfen in die Hochzeitsfreuden gemischt! Doch soll die Hochzeit am 17. September abgehalten werden, weil alle Vor- und Zubereitungen dazu getroffen sind.»

Obwohl ihr eigener Welschlandaufenthalt über ein halbes Jahrhundert zurücklag, konnte die Grossmutter dem Enkel noch berichten:

«Letzte Woche waren zwei Herren aus Constantinopel da, welche beinahe nicht deutsch konnten, und sie waren hocherfreut, dass die alte Dame mit ihnen noch geläufig französisch sich unterhalten konnte!»

Am 3. Mai 1892 meldet Grossmutter Verena:

«Ich war über Palmsonntag bis nach Ostern in der Herren. Palmsonntag war Tauftag bei Alfred seinem Söhnchen Louis Alfred, ein prächtiger gesunder Bub. Es waren 15 am Taufmahl, alles ihre Verwandten. Der Tag verlief recht angenehm und schön. (...) Meinem lieben Bruder erging es ordentlich, so dass wir am Montag miteinander zur Kirche fahren (...) konnten. Leider erfuhr ich soeben, dass mein lieber Bruder[2] seit einigen Tagen wieder das Bett hüten musste wegen Gichtleiden an seinen Füssen – möchte es auch da wieder bald besser kommen – denn der so umsichtige geschickte Papa tut

[1] Johann Jacob Weber starb am 4. September 1891 an einem Hirnschlag, zwei Wochen vor der Hochzeit seines Neffen gleichen Namens (1862–1963) und Elsa Maria Künzli (1870–1909) in Aarburg.

[2] Joachim Tschudi hatte nicht nur mit den Füssen, sondern auch mit der Blase Probleme, an der er in den 1870er-Jahren wegen eines nicht näher bekannten Befundes operiert wurde.

Alexander Spelty-Diethelm (1873–1919).

den Söhnen und Geschäften sehr wohl und überhaupt der ganzen Familie. Von Deinen jungen Cousins kann ich Dir auch keinen Bericht geben, weil ich sie nie sehe.»

Nach Alexanders Aufenthalt in Lausanne folgte zuerst Militärdienst, die Unteroffiziersschule in Zürich, das Abverdienen in Chur und die Offiziersschule in Zürich. Von 1895 bis 1897 folgte ein Aufenthalt in Kairo, wo Onkel Fritz Sigrist (1847–1904), der mit einer Schwester der Mutter, Elisabeth Weber (1848–1900), verheiratet war, ein Importgeschäft betrieb – einer der Stützpunkte der «Rabenfabrik» im Orient.

Der Aufenthalt des jungen Mannes in Ägypten hatte zur Folge, dass Briefe geschrieben wurden, die sonst ungeschrieben geblieben wären. Eine weite Verwandtschaft liess sich zum Unternehmen vernehmen, so dass zum bisherigen Personal noch ein paar Figuren dazu kommen. Die Briefe berichten über das alltägliche Leben in der «Lunde» in Netstal und darüber, wie man in der «Lunde», am «Rabenplatz», wo die ledige Verena Weber (1840–1906) lebte, im «Schwert» und anderswo daran teilnahm, was der Sohn, der Bruder, der Neffe und der Cousin über das fremde Land zu berichten wusste.

Fritz Sigrist (1847–1904) und Lisa Sigrist-Weber (1848–1900) mit den Söhnen Johann Caspar Rudolf Sigrist (1877–1939) und Caspar Sigrist (1880–1908), Kairo.

Umgekehrt wurde dieser darüber auf dem Laufenden gehalten, was sich im Glarnerland tat. Die erhalten gebliebenen Briefe knüpfen fast von selbst ein enges Netz; es lässt sich beinahe ohne verbindende Texte eine geschlossene Geschichte «schreiben». Allerdings ist es nicht ganz einfach, auseinander zu halten, um welchen Rudolf Sigrist, welchen Fritz Sigrist, welchen Kaspar Weber, welchen Felix Weber, welchen Emil Spelty es sich jeweils handelt, weil es davon je zwei oder mehrere gibt.

Am Schluss des Berichtes vom 13. Februar 1895 von Caspar Spelty über den Alpenclubball vom «letzten Samstag» im Glarnerhof in Glarus beispielsweise heisst es:

«Es wurde bis beinahe 6 Uhr morgens getanzt, worauf erst noch Caffé mit Torte und Pastete folgte. Caspar Sigrist (Beirut) und ich fuhren erst mit dem 7 1/2 Uhr Zug heim. (...) Am Sonntag Nachmittag fuhren Emil Spelty jr., Caspar Sigrist (Onkel, Beirut), Caspar Sigrist (Beirut), Caspar Spälty (Matt),

Caspar Sigrist-Weber (1844–1915), Beirut.

Katharina (Didi) Sigrist-Weber (1844–1915), Beirut.

Jean Fritz Blumer (Engi) und ich mit dem Almenheiri per Schlitten nach Weesen.»

Der Schreiber war selbst im Kreise der Familie gezwungen, mit Ortsbezeichnungen Klarheit zu schaffen.

Der Onkel in Kairo, der Alexander Spelty Gelegenheit bot, eine Zeitlang in seinem Geschäft als Volontär tätig zu sein, Fritz Sigrist-Weber, hatte zwei Söhne. Der ältere, Johann Caspar Rudolf (1877–1939), erscheint in den Briefen nur als Rudolf. Er weilte zu der Zeit zur Ausbildung in Neuchâtel. Der jüngere, Caspar (1880–1908), war zu der Zeit ein 15-jähriger Knabe.

Der Bruder von Onkel Fritz in Kairo, Caspar Sigrist (1844–1915), ebenfalls mit einer Schwester von Alexanders Mutter verheiratet, lebte in Beirut. Dessen älterer Sohn Rudolf (1872–1942) studierte zu der Zeit an der ETH in Zürich. In den Briefen ist häufig von der Tochter Cäthi (Judith Katharina, 1877–1963) die Rede, die sich damals gesundheitshalber bei den Verwandten in Kairo aufhielt. Ein anderer Sohn hiess Caspar (1875–1950), und der jüngste Fritz (Fridolin, 1881–1963). Er wirkte später als Ingenieur beim Bau der Bagdadbahn.

In Netstal treten neben den Speltys in der «Lunde» die Verwandten von der «Rabenfabrik», Felix Weber-Heussi (1837–1913), der bis 1869 die Filiale der

Fritz Sigrist-Hilty (1881–1963), Beirut.

«Rabenfabrik» in Beirut leitete, Hilarius Weber-Wild (1852–1898), der «Sonntagsmann», der in Netstal arbeitete, aber in Zürich wohnte, Caspar Weber-Wollstadt (1854–1913) und die ledige Verena Weber in Erscheinung. Am SAC-Ball und an der Schlittenfahrt nach Weesen nahm auch der Sohn von Felix Weber-Heussi, Caspar Weber-Teutschländer, teil, der sich später in Bukarest niederliess und dessen Sohn Felix (1903–1983) in Glarus Ratsschreiber und in Bern Vice-Bundeskanzler wurde.

Ein weiterer Briefpartner von Alexander Spelty war Léon Gafafer (1872–1933), Sohn von Tante Mengadina Weber (1835-1888) und Leonhard Gafafer (1831–1888) von Oberschan im stanktgallischen Rheintal. Erwähnt werden häufig dessen Schwestern, Ida (1864–1948), die in Zürich mit dem Cousin Emil Gafafer (1862–1930) verheiratet war, und Babette (1859–1942), die, verheiratet mit Eduard Hänni, in Konstantinopel lebte. In Marseille, wo sich Alexander Spelty einschiffte, stieg er bei einer Cousine seiner Mutter, Cäcilie Bertha Weber (1859–1919), ab, die mit dem Kaufmann Johann Heinrich Wüst (1852–1918) verheiratet war.

- 2 -

Alexander Speltys Brief an Léon Gafafer von 1893 (nicht näher datiert) gibt über die Vorgeschichte seiner Morgenlandfahrt Auskunft:

«Es scheint, dass sie mich doch für fähig befunden haben, Unteroffizier zu werden, denn bald darauf erhielt ich die Korporalsschnüre. Nun mussten

diese erst abverdient werden, d. h. man muss eine Rekrutenschule von 8 Wochen machen. (...) [In Chur], wo wir die erste Woche ungefähr 100 Unteroffiziere tüchtig eingedrillt wurden, damit wir dann nachher die armen Rekruten nach Noten einexercieren konnten. Eine Woche nachher rückte eine Herde von 800 neuen Rekruten ein und der Teufel ging los. Unter den Rekruten hatte ich viele Bekannte und Freunde, Cousin Felix Weber (1874–1944) [Sohn von Onkel Felix Weber-Heussi], Paravicini von Zürich und andere mehr. Was ein Unteroffizier in einer Rekrutenschule leisten muss, davon machst Du Dir, lieber Léon, keinen Begriff. Vom frühen Morgen bis abends spät muss man in einem fort die armen Kerls anbrüllen [beim] Exercieren und [bei] weiss Gott was, so dass man des abends ganz heiser und müde ist. Und zu alledem hat man des Teufels Dank, ja noch mehr. Für das Geringste, und wenn man selber daran nicht schuld ist, wird man bestraft mit Consignation oder Arrest.»

Alexander Spelty [in Kairo] an Léon Gafafer, 1894 (nicht näher datiert):
«[Mit] Deinem Reisebericht [von 1892] von Zürich nach Constantinopel [hast Du] mir so viel Freude bereitet und meine Reiselust aufs höchste geweckt. (...) Als ich Ende Oktober 1893 nach beendigter Lehrzeit in Lausanne nach Hause kam, regte sich der Gedanke an weitere kaufmännische Ausbildung punkto Sprachen immer stärker in mir. (...) Ich erinnerte mich

Eduard Hänni (1862–1930) und Babette Hänni-Gafafer (1859–1942), Konstantinopel.

nun an die Worte der lieben Tante Lisa: «Chumm grad mit üs uf Cairo», als ich sie und Onkel Fritz von Lausanne nach Genf begleitete, als sie nach Cairo reisten. Natürlich waren [meine Eltern über meinen Plan] anfangs nicht wenig erstaunt (...), bis sie mir die Erlaubnis erteilten, Onkel Fritz anzufragen (...). Fortuna war mir hold, denn bald erhielt ich von Cairo die fröhliche Aussicht, dass lieb Onkel gewillt sei, mich als Volontair in sein Geschäft aufzunehmen. (...) [Da] ich [im Winter 1893/94] eine Lungenentzündung (...) durchgemacht hatte, liegt nun ein volles Jahr zwischen dem Entschluss und der Ausführung. (...) Natürlich war da Dein erster Gedanke, lieber Léon, dass ich über Constantinopel den Bummel nach dem Orient machen sollte. (...) Der Mensch denkt, Gott lenkt. Wie gerne wäre ich auch, lieber Léon, nach Deinem Wunsche gereist. Doch das Schicksal wollte es anders, und bin ich nun hier in Cairo, ohne Constantinopel und den lieben Léon gesehen zu haben.»

Das «verlorene» Jahr war indes ziemlich ausgefüllt mit Militärdienst, zuletzt mit der Offiziersschule in Zürich:

«An einem Freitag, den 3. November [1894] wurden wir entlassen. Nun glaube ich, lieber Léon, habe ich Dir vom Militär genug erzählt. (...) Bis zu meiner Abreise waren noch drei Wochen, die ich in Netstal im Kreise meiner lieben Eltern und [meines] Bruders Caspar und der übrigen lieben Verwandten verlebte.»

Der erwähnte, zwanzig Seiten lange Reisebericht von Léon Gafafer, datiert vom 8. Januar 1893 und verfasst von einem guten Beobachter, besteht aus amüsanten Begebenheiten und kleinen Abenteuern, handelt ausführlich von den Verhältnissen in Konstantinopel und verschafft einen freimütigen Einblick in das damalige Leben und Treiben junger Männer:

«Ich packte meine sieben Sachen hinein, machte die Runde bei allen Verwandten und Bekannten, nahm noch zur Sicherheit 6 Flaschen Malanser mit und verliess die schöne Stadt Zürich.»

Die Reise führte – mit einem Aufenthalt in Wien – über Buchs, Innsbruck, Budapest, Belgrad, Sofia, Philippopel und Adrianopel:

«Noch eine Nacht mussten wir im Eisenbahnwagen verbringen. Endlich kam der Morgen, fremde Hügel und Gegenden (...). Um 8 1/2 Uhr fuhren wir in [der] berühmten Sultanstadt in den Bahnhof ein. (...) Da standen meine Schwester Babette [Hänni-Gafafer], der kleine Eduard und [der kleine] Arnold. Eine halbe Stunde später kam mein lieber Schwager Eduard. (...) Wir steuerten nach den Prinzeninseln, die (vier an der Zahl, zuerst Proti, dann Antigoni, Halki und Prinkipo) südlich von Constantinopel, etwa 1 1/2 bis 2 Stunden mit dem Schiff, mitten im Marmarameer [liegen]. Alle vier Inseln sind im Sommer stark bewohnt von Städtern, die einen Zufluchtsort gegen die Hitze suchen, und darunter zählen auch wir. [Am nächsten Morgen] ging ich mit lieb Eduard aufs Schiff, um nach der Stadt zu fahren, (nach

Konstantinopel: Postkarte um 1900.

Stambul) ins Geschäft. Ich sah die asiatische Küste, die vielen Moscheen am Horizont langsam auftauchen, den Bosborus, von Marmorpalästen links und rechts geschmückt, (...), das Goldene Horn von tausenden Schiffen aller Nationen und Grössen bedeckt. [Schwager] Eduard ist sehr streng mir gegenüber, aber das ist eben gut für einen jungen, unerfahrenen und noch von Bierideen durchdrängten Menschen wie ich! Constantinopel ist eine grosse Stadt, aber keine Grossstadt nach europäischem Begriff. Die Strassen sind schmutzig, besonders in Stambul und Galata. Pera freilich, das Quartier der Europäer, besitzt ziemlich schöne Strassen, namentlich die Grande Rue de Para, in welcher der Corso der Noblesse stattfindet. (...) Es gibt auch ein Versammlungslokal für Schweizer und Deutsche, die «Teutonia», wo man kegelt, tanzt, Theater spielt, kneipt etc. Was die Frauen betrifft, so gibt es hier Türkinnen, Griechinnen, Armenierinnen, Levantinerinnen, Deutsche, Französinnen, Engländerinnen, Italienerinnen, viele Jüdinnen etc. etc. Die schönste Frau ist eine deutsche Jüdin: pickfein, nobel, berauschend! (...) Am Samstag Abend gehe ich aus, (...) dazu trinkt man, raucht man, singt man (...). Dann ruft man einen Wagen und steuert diesem oder jenem ... zu. Es gibt sehr vornehme, aber auch sehr wüste, (...), am schönsten ist es im Venetianischen! (...) Ich komme dann so ungefähr um 3 Uhr nach Hause und bin am andern Morgen wieder frisch und lustig! Bis jetzt bin ich gottlob gesund geblieben, habe keine Rheumatismen gespürt, nehme mich aber trotzdem sehr, sehr in Acht!»

Léon Gafafer war in den Orient gefahren, um wie Cousin Alexander Spelty als Volontär seine kaufmännischen Kenntnisse zu erweitern – er beim Schwager Eduard Hänni-Gafafer, der Agent «von vielen europäischen Fabriken» war und mit «Jasmas» handelte – mit «bedruckten Tüchern, wie sie die letzthin abgebrannte Fabrik Weber & Cie. erzeugte».

Da Alexander Spelty nicht über Konstantinopel nach Kairo reiste, verpasste er Abenteuer solcher Art, die man in Kairo sehr wohl nachholen konnte. Sein Gast- und Arbeitgeber in Kairo, Onkel Fritz Sigrist-Weber, hat ihm am 19. November 1894 nach Netstal geschrieben:

«Mit letzter Post erhielten [wir] Deine lieben Zeilen, dass Du gesund und munter vom Dienst heimgekehrt [bist]. Du gedenkst am 1. Dezember von Marseille abzureisen. Der Abschied wird Deinen lieben Eltern und auch Dir schwer fallen. Gebe Gott, dass Alles nur recht gut geht. Du sagst, lieber Alexander, Du wollest ein fleissiger, folgsamer Neffe sein, und wir wollen, Onkel und Tante, als Deine «neuen Eltern» für Dich sorgen, als ob Du unser Kind wärest! Sobald wir die Depesche haben, dass Du abgereist [seiest], werden [wir] es Fritz Bosshard, der in Alexandrien ist, wissen lassen, und er wird Dich auf dem Schiff abholen. (...) Ich hoffe und wünsche, dass Du ein grosses, gutes Schiff bekommst und nicht seekrank wirst. Da das Wetter schon kühl ist, so würde [ich] Dir nicht raten, abends lange auf der Brücke zu sein, oder sollte es vielleicht ein wenig bewegt sein oder gar stürmen, so bleibe am liebsten in der Mitte des Schiffes. (...) Mit Freude vernehmen [wir], dass Papa und Mamma, so auch Caspar, gesund und wohl [sind]. Gottlob kann [ich] das gleiche auch von uns allen melden. Auch Cäthi geht [es] schon viel besser und es sieht gut aus. Wir gehen fleissig spazieren. Die grossen Spazierfahrten versparen [wir] aber, bis Du kommst, und wir werden dann gerne Deine Eindrücke von Land und Leuten hören. Was wirst Du wohl sagen, wenn Du in Alexandrien die schwarzen Menschen siehst? Fürchte Dich nur nicht?»

Es folgen Ausschnitte aus Briefen, die Alexander vom Vater, von der Mutter, vom Onkel, von der Tante und von Cousins erhielt.

Rudolf Sigrist [Beirut] schreibt aus Zürich am 27. November 1894 nach Marseille, «Passager à bord de la Gironde»:

«Beiliegend findest Du eine kleine Photographie, die ich vergessen habe Dir für Tante Lisa mitzugeben. Ich fand sie wieder, wie ich meine Legitimationskarte suchte, um ein Billet zu nehmen. Ich ging nämlich mit Deiner Mamma ins Theater. Es wurde die Oper von Verdi «Der Maskenball» gegeben.»

Mutter Betty Spelty-Weber am 29. November 1894 nach Kairo:

«Mit grosser Freude vernehmen [wir] gestern aus Deinem Telegramm, dass Du glücklich in Marseille angekommen bist. Gott gebe, dass Du auch auf dem Meer Glück hast und gesund in Alexandrien und Cairo anlangst.

Gegen Tante Lise und Onkel Fritz wirst Du immer gehorsam und freundlich sein und im Geschäft recht fleissig.»

Onkel Fritz Sigrist-Weber in Kairo am 4. Dezember 1894 nach Alexandrien:

«Willkommen in Aegypten! Hoffentlich hast Du eine gute Reise gehabt und befindest Dich gesund und munter. Vergiss nicht, sogleich den Eltern Deine Ankunft in Alexandrien zu telegraphieren. Wir erwarten Donnerstag Morgen telegraphischen Bericht, ob Du abends per Express oder Freitag Mittag kommst. Also auf glückliches Wiedersehen und herzliche Grüsse von Onkel, Tante und Cousine.»

Vater Jost Spelty-Weber am 6. Dezember 1894 nach Kairo:

«Im Besitze Deiner lieben Zeilen vom 1. Dezember erfahren wir gerne, dass Du in Marseille von den dortigen Verwandten [Cäcilia u. Joh. Hch. Wüst-Weber] gut aufgenommen wurdest und Gelegenheit hattest, die Stadt näher zu besichtigen. Ebenso vernehmen wir mit Vergnügen, dass Du gut gereist bist, trotzdem die Witterung von Lyon nach Marseille nicht günstig war, dagegen hattest Du schönes Wetter bei Deiner Abfahrt von Marseille, und hoffen wir, im Laufe des heutigen Tages den Drahtbericht über Deine glückliche Ankunft in Alexandrien zu erfahren.»

Bruder Caspar Spelty am 6. Dezember 1894 nach Kairo:

«Soeben, 2 Uhr 50, erhalten wir Dein Telegramm, (...), dass Du wohlbehalten in Alexandrien angelangt bist. Du wirst Dich nun auf dem festen Boden wieder sicherer auf Deinen Beinen fühlen als auf dem schwankenden Schiff. (...) Nun kannst Du die Schönheiten des alten Wunderlandes mit eigenen Augen anschauen – wie beneide ich Dich darum.»

Über die Schifffahrt von Marseille nach Alexandrien berichtet Alexander Spelty nach Hause:

«Als die schäumenden Wogen bis aufs Vordeck spritzten und schlugen, flüchtete sich das schöne Geschlecht in den Salon oder in die Cabinen. Das Schiff wurde nun richtig hin und her geschaukelt (...). Da der Sturm immer grösser wurde, so flüchtete auch ich mich in meine Cabine, (...). Bald hörte man ein Stöhnen und Aechzen und ein fortwährendes Läuten der Alarmglocken (...). Das Schiff schwankte und dröhnte in allen Fugen. (...) Im Bett, das nur 90 cm breit ist, musste man sich halten, sonst wäre man herausgeflogen. Den ganzen Sonntagnachmittag und die Nacht hindurch dauerte der Sturm. Trotz allem Sturm konnte ich die Nacht schlafen und blieb im Bett bis Mittag. Das Meer war wieder ruhiger geworden und auch der Himmel hatte wieder ein freundlicheres Gesicht als tags vorher. Vom Verdeck sah man in weiter Ferne kleine Erhebungen im Meer, die als Inseln erkenntlich waren. Immer näher und näher kamen wir zu ihnen, und man konnte sie immer deutlicher und deutlicher erkennen. Ich richtete meine Augen auf einen grossen Berg, der wie der Rigi aussieht und eine grosse Pfeife raucht. Es ist der Stromboli, ein feuerspeiender Berg.»

Vater Jost am 6. Dezember 1894 nach Kairo:

«Ich verliess Genf [nach dem Abschied vom Sohn, der nach Marseille weiterreiste] den gleichen Tag mittags, um nach Neuchatel zu fahren, wo ich abends 8 Uhr anlangte. Lieb Neveu Rudolf [Sigrist, Kairo] erwartete mich am Bahnhof und begleitete mich in das Hotel Bellevue, wo wir den ganzen Abend bei gemütlicher Unterhaltung zubrachten. Da es mein Geburtstag war, feierten wir [mit] einer Flasche Mauler Champagner. Er begleitete mich am Donnerstag noch an den Bahnhof und ging dann stracks in die Schule, so dass er nur eine Stunde versäumte. (...) Er wird wohl über Weihnachten und Neujahr nach Netstal kommen. In Zürich hielt ich mich noch ein paar Tage auf und logierte bei Ida [und Emil Gafafer-Gafafer]. Montag Mittag waren Emil und ich bei Onkel Hilarius und Tante Anna [Weber-Wild] eingeladen. Nach dem Essen fuhr ich nach Netstal. Heute Vormittag kam Vetter Felix Weber von Aarburg auf Besuch und ass mit uns zu Mittag. Er war sehr munter und gesprächig.»

- 3 -

Über den ersten Tag in Alexandrien ist im Bericht Alexanders zu lesen:

«Am Freitagmorgen um 9 Uhr weckte mich Herr Albertini. Es war ein prächtiger Morgen, die Sonne strahlte an dem dunkelblauen, wolkenlosen Himmel. Ich hatte die erste Nacht in Afrika gut geschlafen. Ich schrieb das der grossen Müdigkeit vom Tage vorher und dem guten Bette zu. Die Moskitos, die sonst auf jeden Fremdling sehr feindlich gestimmt sind, liessen mich die erste Nacht in Ruhe. Den vermeintlichen Rausch hatte ich ausgeschlafen, d. h. am Donnerstag glaubte ich noch den ganzen Tag, die Erde bewege sich wie ein Schiff auf und ab, hin und her. Nach dem Morgenessen begleitete ich Herrn Albertini aufs Büro. Das schöne Wetter liess uns aber keine Ruhe und deshalb winkte Herr Albertini einem Kutscher. (...) Im Trab gings durch die schönsten Strassen Alexandriens. (...) Bald gelangten wir aus den feinen Stadtvierteln ins freie Land hinaus. (...) Wir fuhren nun an schmutzigen, kleinen, ärmlichen Hüttchen vorbei, in denen die Araber mit ihren Tieren friedlich den Platz teilen. Ich wollte es fast nicht glauben, dass in diesen elenden Hütten Menschen wohnen können.»

Mutter Betty am 12. Dezember 1894 nach Kairo:

«Gott sei Dank, dass Du nun glücklich in Alexandrien angekommen bist. Wir hoffen, dass die Reise nach Cairo auch gut vonstatten ging. (...) Wir sehnen uns sehr nach einem Brief von Dir, aus diesem zu vernehmen, wie es Dir auf dem Schiff ging und wie das wunderbare Aegypten auf Dich einwirkt. (...) Papa sitzt neben mir und liest die vielen Zeitungen, und Caspar musste im «Raben» mit Lehrer Stähli ein vierhändiges Stück einstudieren.

Am Samstag ist das Männerchorkränzchen. Samuel Luchsinger und andere mehr haben auch Probe, [ich] weiss nicht, was sie Lustiges einstudieren. Am letzten Samstag kamen einige Herren und Damen von Zürich mit dem ersten Zug nach Netstal, dejeunierten im «Schwert» und marschierten dann dem Klöntal zu, wo sie bis abends Schlittschuh liefen und dann mit dem letzten Zug wieder Zürich zu verreisten. Caspar ging nachmittags auch mit Schulkameraden auf den See. (...) Von fünf bis sieben Uhr spielten wir mit Papa und Onkel Emil Karten. (...) Musst nicht vergessen, auf Weihnachten etwas für Tante Lise zu kaufen, Cäthi kann Dir vielleicht raten – was, auch an Cäthi eine Kleinigkeit.»

Vater Jost am 10. Januar 1895 nach Kairo:

«Seit einigen Tagen [ist] meistens bedeckter Himmel, also keine wärmenden Sonnenstrahlen, so dass man sich gerne in der Nähe des Ofens aufhält. Man muss tüchtig einheizen, um behaglich warm zu haben. Vor Lawinen braucht man sich nicht zu fürchten. Jetzt sind die Neujahrsgäste abgereist. Lieb Rudolf, Neuchatel, und lieb Rudolf, Zürich, fuhren sonntags miteinander bis Zürich. (...) Unser Caspar ist Samstagnachmittag nach Zürich verreist, um das Theater zu besuchen, auch Geschäfte und kleine Touren zu machen. (...) Ich gehe wieder jeden Tag nach Glarus, hülle mich aber in den Pelzrock, um mich nicht zu erkälten, und mache dann meinen Jass mit Gabriel Freuler (-Becker, 1828–1905), Bankdirektor Brunner und [Alt-] Landammann [Esajas] Zweifel [-Milt, 1827–1904]. Da Du so viele Neujahrskarten verschickt hast, so wirst Du hoffentlich die nächsten Verwandten wie Vetter Felix Weber, Aarburg, Tante Hanhart, Diessenhofen, Tante Oberst Tschudi etc. nicht vergessen haben. Herr Philipp Mercier [1872–1936] hatte die Freundlichkeit, Caspar und auch Dich für Sonntag, 30. Dezember, mit seinen andern Freunden einzuladen, da er nicht wusste, dass Du abwesend und in Cairo seiest. Statt Deiner ging Rudolf Sigrist, Beirut, mit. (...) Joachim Mercier [1878–1946] war auch dabei, er soll sehr gewachsen und grösser als Philipp sein.[3] Letzterer kam noch Donnerstag zu uns auf einen kurzen Besuch und hat viele Grüsse für Dich aufgetragen. Er verreiste nach Heidelberg, wo er seit October an der Universität studiert. (...) Die Telephon-Gesellschaft ist nun bereits vollständig nach hier gezogen, und [es] sind viele Arbeiter eingestellt worden, und zwar meist hiesige. Es sind nun über 150 im ganzen beschäftigt. In unserer Fabrik wird regelmässig gearbei-

[3] Philipp und Joachim Mercier waren die Enkel von Landammann und Bundesrat Dr. Joachim Heer. Philipp Mercier, Dr. iur., Advokat, diente der Öffentlichkeit als Gemeindepräsident von Glarus, Obergerichtspräsident, Ständerat, Oberst und interimistischer Gesandter der Eidgenossenschaft in Berlin; Joachim Mercier, Dr. iur., Advokat, war Gemeindepräsident von Glarus, Regierungsrat, Ständerat und Oberst. Zur Einnerung an Dr. Joachim Mercier, Ständerat, 1. Dezember 1878 bis 11. März 1946. Glarus, ohne Jahr; Daten 3, S. 41, 52, 63 und 103; Winteler, S. 166, 194, 247 und 262 ff.

tet, namentlich hat Bagdad während der Pilgerzeit viel verkauft und bestellt. Rudolf Sigrist, «Adler» [1845–1908] ist von Onkel Hilar als Aushilfe auf dem Büro angestellt worden. Lieb Mamma möchte nun endlich von Dir erfahren, was Du in Cairo treibst, wie Du Dich eingerichtet hast und wie Du die Abende verbringst. Deine Reisebriefe haben wir mit Interesse gelesen. Ebenso kam[en] die liebe Grossmamma [Verena Spelty-Tschudi], Onkel Emil [Spelty] und Tante Verena [Weber, «Rabenplatz», 1840–1906] und hatten Freude daran. Samstag, den 5., verreiste Herr Director Schuler, Sohn von meinem Freunde[4] Schuler, via Genua nach Cairo, wo er sich einige Zeit aufhalten wird. (...) Ich bitte Onkel Fritz, Herrn Schuler freundlich zu empfangen. (...) Herr Schuler ist technischer Direktor einer grossen Baumwollspinnerei in Leipzig. Er war einige Zeit krank und will sich nun in Aegypten gänzlich erholen.»

Bruder Caspar am 17. Januar 1895 nach Kairo:

«In den letzten Tagen hatten wir hier [in Netstal] gewaltige Temperaturschwankungen, so hatten wir z. B. an einem Tage minus 12°C. und plus 15°C. Die Wärme haben wir einem plötzlichen Föhn zu verdanken, derselbe wehte längere Zeit mit aussergewöhnlicher Heftigkeit und schmolz die riesigen Schneemassen bis auf einen unbedeutenden Rest zusammen. (...) Letzten Dienstag war Nidelabend im «Schwert», an welchem die gewohnte Gesellschaft teilnahm; es ging dabei sehr gemütlich zu, wir harrten bis ca. 3 Uhr aus. (...) Vorige Woche war ich einige Tage in Zürich, teils in Geschäften, teils zum Vergnügen. Im Theater hörte ich die neue sehr schöne Oper «Hänsel und Gretel». In der «Carmen» trat die weltberühmte Sängerin Sigrid Arnoldson als Carmen auf und erntete dieselbe grossen Beifall, ferner besuchte ich das Benefiz-Concert des Kapellmeisters Friedrich Hegar, das ebenfalls hohe Genüsse bot. Die Glanznummer war die Aufführung des «Manfred» von Byron, Musik von Schumann, unter Mitwirkung des Herrn Generaldirektors Possart von München, des berühmtesten Recitators in deutscher Sprache. (...) Papa wünscht, dass Du ihm über Deine Tätigkeit im Bureau von Zeit zu Zeit berichtest, und er möchte wissen, ob Du nun Italienisch-Stunden nimmst. Das Englisch solltest Du aber auch nicht vernachlässigen. (...) In der Telephon-Gesellschaft in Netstal wird schon tüchtig gearbeitet, es sollen ca. 150 Mann angestellt sein, welche Zahl noch vermehrt werden wird. (...) Philipp Mercier in Glarus wurde zum Oberlieutenant befördert, und zwar nach § 94 der Eidg. Militärorganisation, welche lautet,

[4] Fridolin Schuler (1849–1922), Advokat, Staatsanwalt, Redaktor der «Neuen Glarner Zeitung», Gemeindepräsident von Glarus, Landrat, Obergerichtspräsident und Fabrikant in Rüti GL. Vgl. Jenny, Baumwolle, S. 30; Jenny, Handel 2, S. 250; Winteler, S. 228 und 261 f. Fridolin Schuler war der Bruder von Johann Heinrich Schuler (1856–1948), Fabrikant in Wetzikon. Fridolin Schulers Sohn, Georg Fridolin Schuler (1887–1916) war Spinnerei- und Weberei-Techniker.

dass Offiziere, die das Examen an der Militär-Abteilung des Politechnikums mit Erfolg bestanden haben, direkt zu Oberlieutenants befördert werden können. (...) In Glarus begann letzten Montag ein militärischer Reitkurs unter der Leitung des Herrn Major L. Zweifel von hier. Es nehmen an demselben teil: Major J. Brunner, Oberlieut. Christoph Iselin, Oberlieut. Engeli, Oberlieut. Georg Kubli, die Lieutenants Kaspar Weber, Heinrich Brunner, Robert Michel, Jacques Spälty, Barth. Grob, Heinrich Kläsi und ich, sowie einige Dir nicht bekannte Personen. Wir haben 8 Pferde, und es ist die Teilnehmerzahl in zwei Abteilungen von je 8 Mann geteilt, wovon jede Abteilung dreimal per Woche reitet, und zwar je von 5½ bis 7 Uhr abends. Das Pferdematerial stammt aus der Regieanstalt in Thun und es scheint dasselbe recht gut zu sein. Herr Major [Ludwig] Zweifel [1854–1915, Papierfabrikant] leitet den Kurs lebhaft. Es wurde schon in der ersten Stunde längere Zeit getrabt, was zwar zwei Purzelbäume zur Folge hatte.»

- 4 -

Alexander berichtet in seinen Briefen ausführlich über die Ausflüge in der Umgebung von Kairo:

«Es war Sonntag, den 10. Februar 1895. Punkt 8 Uhr fuhr der Zug zum Bahnhof hinaus. (...) Es war ein wundervoller Morgen, nicht zu heiss und nicht zu frisch. Nach einer fast stündigen Fahrt kamen wir in ... an, wo unser eine ganze Schar Eseltreiber mit ihren Tieren harrte. (...) Der Weg war nur so breit, dass zwei nebeneinander reiten konnten. (...) Nach 20 Minuten kamen wir an einen prächtigen Palmenwald, an dessen Rande die zwei Kolossalstatuen des Königs Ramses liegen. Die grössere ist von einer hohen Lehmmauer umgeben, und man steigt auf ein hohes Gerüst, um den steinernen König zu betrachten. (...) Nachdem wir uns zirka eine ¼ Stunde bei diesen Statuen aufgehalten hatten, ritten wir munter weiter. (...) Der Weg führte durch schönes Ackerland. Prächtige Kleefelder und andere Pflanzengattungen erfreuten das Auge. Hin und wieder begegneten uns kleine Karawanen mit Kamelen, und wir mussten jedesmal ab dem Weg gehen, um diesen Langfüsslern Platz zu machen. Im Herbst ist dieser Weg ungangbar, da das ganze Feld weit und breit unter Wasser liegt. (...) Singend und heulend kommt uns ein kleiner Zug Araber mit einem Kamel entgegen. Auf einem Acker legen sie das Kamel zu Boden, auf dessen Rücken unter einem Haufen von Lumpen ein Toter ruht. Die Araber begraben die Toten ohne Sarg. (...) Die Frauen und Kinder schreien und heulen dazu grässliche Klagelieder. Nach einer halben Stunde gelangten wir zum Dorf..., wunderhübsch gelegen, von zwei Seiten umringt von Palmenwäldern und einem kleinen Teiche. Auf der andern Seite, offen gegen die Felder, [ist] die Wüste mit ihren wellenförmigen Sandhügeln. Im Schatten eines mächtigen Feigenbaumes

machten wir Halt. (...) Noch hatten wir ein schönes Stück Weg durch die Wüste vor uns. Ganz nahe winkte die Stufenpyramide, an welcher der Weg vorbeiführt. Sie ist schon stark zerfallen. Es hat 8 bis 9 Absätze, Stufen, von 10 Meter Höhe. Geübte Kletterer können die Pyramide besteigen. (...) Wir kamen allmählich auf das Plateau, wo die Stufenpyramide steht. (...) Endlich, gegen 11 1/2 Uhr sind wir an unserem Reiseziel angelangt. (...) Nachdem wir ein wenig ausgeruht und unsern Durst gestillt hatten, gingen wir in die Apsisgräber.(...).»[5]

In dem für den Bruder Caspar bestimmten Bericht über einen weiteren Ausflug heisst es:

«Nachdem wir uns an der schönen Aussicht sattgesehen, bestiegen wir wieder unsere Esel und ritten im Galopp durch den Wüstensand. (...) Wir ritten kreuz und quer auf dem Mokatam herum. (...) Ich fand auf den Steinen und im Sand viele verschossene Patronen und Hülsen. Es scheint, dass dort oben der Schiessplatz der Engländer ist. (...) Für Dich, lieber Caspar, wäre ein solcher Eselritt ausgezeichnet. So an einem schönen Sonntagmorgen ins Klöntal reiten. In Netstal würde man Augen machen, wenn [man] auf einem Esel hergesprengt käme.»

Vater Jost am 24. Januar 1895 nach Kairo:

«Aus Deinem Brief vom 18. 1. entnehmen wir gerne, dass Du Dich immer wohl befindest und Dich dort (...) tüchtig herumtummelst und die Umgebung kennen lernst. (...) Caspar übt sich wacker im Reiten, bis dato ist er noch nicht vom Pferd gefallen, während verschiedene seiner Kameraden den Boden geküsst haben. (...) Letzten Sonntag war ich bei dem Winterausflug des Section Tödi des SAC bei Herr Glarner im Secken [«Stachelberg» in Linthal], wo es sehr gemütlich war. (...) wie Du aus der Glarner Zeitung vernommen haben wirst, hat der Männerchor Netstal das Kantonale Sängerfest für 1895 übernommen und [es] wird dasselbe Ende Juni oder anfangs Juli abgehalten werden. (...) Die Arbeiten an der Tieferlegung des Klöntalersees haben anfangs dieser Woche begonnen. Man hofft, das Werk bis Ende September vollendet zu haben. Statt jetzt 1 m 70 kann der See dann um 5 m gefüllt werden, so dass man hofft, über den Winter per Secunde 1 200 Liter und per Arbeitstag während 12 1/2 Stunden Wasser entziehen zu können. Die Kosten werden ca. Fr. 150 000 betragen. (...) Donnerstag, den 1. Februar, kommt das Spinnerei- und Weberei-Etablissement samt den dazugehörenden Liegenschaften Aueli und Lerche und Wasserrechten auf die Steigerung zwischen den jetzigen Associés, Major Jacques Spälty und Onkel Emil, und zwar auf ihrem Comptoir und unter Leitung von Herrn Advokat Rudolf

[5] Die «Apsisgräber» haben mit «Apsis» zu tun, dem heiligen Stier der alten Ägypter.

Klöntalersee vor dem Ausbau zum Stausee mit Spälty-Kanal.

Gallati.[6] Wer den Sieg davon trägt, ist natürlich ungewiss. Dass Onkel Emil natürlich in grosser Spannung ist, wirst Du begreifen, doch sieht er dem Ausgang der Gant, wie es auch sei, ruhig entgegen. Sonst bewegt sich alles im alten Geleise, lieb Grossmamma ist immer munter und rüstig, ebenso Tante Christina.»

Es ging natürlich um die Tieferlegung des Ausflusses, nicht um jene des Sees wie es Jost Spelty dann im Brief, vom 31. Januar richtig beschreibt:

«»An dem neuen Kanal, wodurch dem Klöntalersee bis auf eine Tiefe von 5 Meter Wasser entzogen werden kann, wird eifrig Tag und Nacht gearbeitet. Es wird jetzt ein Stollen durch den Berg getrieben, ca. 100 Meter unterhalb des Auslaufes des alten Kanals von Spälty & Co. Man hofft, das Werk schon für den nächsten Winter in Betrieb zu setzen.»

[6] Rudolf Gallati (1845–1904), Advokat, Gemeindepräsident von Glarus, Nationalrat, Bundesrichter und Oberst. Vgl. Daten 1, S. 400; Daten 2, S. 568; Daten 3, S. 3, 45 und 49; Winteler, S. 228, 261 und 268.

Warum sich die Firma Spälty & Co. diese grosse und teure Anstrengung leistete, wird im gleichen Brief zweifach begründet:

«Jetzt» – das heisst: Ende Januar – «wird wohl der See bald erschöpft sein, und noch sind es 2 Monate, bevor das Wasser wächst.»

«Bei der grossen Kälte haben die Flüsse und Bäche sehr abgenommen und dazu führen sie ziemlich Grundeis, so dass die Turbinen [sich] nur mühsam drehen und überall die Dampfmaschine nachhelfen muss.»

Der wahre Grund liegt aber im gestiegenen und weiter steigenden Energiebedarf der immer besseren Spinn- und Webmaschinen, der auch Spinnerei und Weberei zunehmend in Schwierigkeiten zu bringen drohte. Mit der Tieferlegung des Seeausflusses versuchte man es mit der besseren Nutzung der zur Verfügung stehenden Wassermenge. Die andere Möglichkeit, der vermehrte oder dauernde Einsatz der Kohlekraft, war mit hohen Kosten und völliger Abhängigkeit vom Ausland verbunden. Die direkte Übertragung der Wasserkraft von der Turbine mittels Transmission auf die Maschine war eine überholte Einrichtung geworden.

Gerade in diesen kritischen Jahren zeichnete sich eine wirkliche Lösung des Problems ab: Die elektrische Kraftübertragung, die zwar zunächst nur für die Beleuchtung eingesetzt wurde, die aber für die Zukunft eine ausreichende und zuverlässige Energieversorgung gewährleistete. Ohne diese Aussicht hätten wohl nicht nur Druckereien schliessen müssen. Das Projekt der Firma Spälty & Co. wurde gut zehn Jahre später vom Löntschwerk, das übertragende Energie aus noch besser genutzter Wasserkraft lieferte, überholt.

Am 28. Januar schreibt Alexander dem Cousin Rudolf Sigrist in Zürich: «Beiliegend übersende ich Dir mein holdes Conterfei. (...) In den Winterferien hast Du also auf «London» logiert und wirst Du wohl meine Reisebriefe gelesen haben, so dass ich Dir meine Reise nicht noch einmal schreiben muss. Noch im alten Jahr habe ich an Heinrich Dürst[7] einen langen Brief geschrieben, den Du gewiss auch gelesen hast. [Ich habe] noch keine Antwort erhalten und ich bin auf ihn sehr böse, sage es ihm ... In der angenehmen Hoffnung, das Geschreibsel werde Dich in der besten Gesundheit antreffen, grüsst Dich (...)»

Über einen weiteren Ausflug zu den Pyramiden erhalten die Eltern folgenden Bericht:

«Da es gerade ein halber Sonntag war, das griechische Neujahr, umso voller waren die Strassen an Wagen etc. (...) Ich will heute unsere Fahrt (mit zwei Equipagen) von der Nilbrücke aus beginnen lassen. Unter einer pracht-

[7] Dr. med. Heinrich Dürst-Arbenz (1873–1944), ein Grossneffe von Regula Tschudi-Dürst.

vollen Allee fuhren wir längs des Nils, auf dessen trüben, trägen Fluten Lastschiffe aller Art segelten. Zu unserer Rechten ziehen sich weite grüne Felder hin, besät mit Klee. Aus diesen war das Nilwasser noch nicht lange zurückgeflossen und an manchen Orten sieht man noch seine schlammigen Überreste. Kaum ist das Wasser verdunstet oder in den Boden versickert, so schiesst aus dem Schlamm das schönste Grün heraus. Was würden die Netstaler Bauern für Augen machen, mitten im Winter so schönes Gras zu sehen. (...) [Wir] rollten [an] schönen, grossen Gärten vorbei, die aber leider fast alle mit hohen Mauern umgeben sind, so dass man vom Innern derselben nichts sieht. Besonders die Paläste und Gärten der Haremsdamen sind mit 3 bis 4 Meter hohen Mauern umgeben. (...) Da ich rückwärts sass, hatte ich meine Aussicht auf den Mokatam und die Stadt Cairo. Als ich mich endlich einmal umdrehte, erblickte ich durch die Blätter der Palmen die Pyramiden ganz in der Nähe. Durch die Blätter erschienen sie wie kleine Berge, (...). Jeder, der die Pyramiden zum ersten Mal betrachtet, wird sich sagen, dass er sich dieselben nicht so gross vorgestellt habe. (...) Man glaubt es kaum, dass diese Riesen von Menschenhand erbaut worden sind. Wenn jeder Riese seine Lebensgeschichte erzählen könnte, wie viel Schweiss und Blutstropfen klebt selbst an den kleinsten von ihnen. (...) Ich hatte mir vorgestellt, man könne auf die Pyramiden hinaufklettern wie auf einer Treppe, doch weit gefehlt. Ohne flinken Beduinen als Führer darf niemand hinauf. (...) Doch hoffe ich, das nächste Mal, wenn wir mehr Zeit haben, doch die grosse Cheopspyramide zu besteigen. Der Zahn der Zeit hat auch schon an diesen grossen Steinhaufen genagt. (...) Endlich gelangten wir zur holden Dame Sphinx, die heute ganz besonders gut aufgelegt zu sein schien. (...) Eine Herde Schafe, Ziegen, Kühe etc. zog als kleines Landidyll an uns vorbei. (...) Ganz in unserer Nähe befanden sich zwei schöne kleine Dörfchen, aus denen bald bettelnde Kinder zu uns kamen. Schöne Mädchen kamen und boten uns graziös Orangen, Datteln etc. an. In diesen zwei Dörfern wohnt ein besonders schöner Araberschlag. (...) Die Sonne war am Untergehen und funkelte feuerrot zwischen den Pyramiden hindurch und liess dieselben noch einmal so gross erscheinen. Doch es wurde bald kühler und dunkler (...).»

Tante Verena Weber, «Rabenplatz», nach Kairo (undatiert):

«Wann bekommt die Tante wieder einen lustigen Brief? Deine Eindrücke vom Wunderland (...) möchte ich erfahren. Gefällt Dir auch das Strassenleben am besten? Ich hatte oft stundenlang in den lebhaften Strassen stehen bleiben und dem Wirrwarr von weissen und schwarzen Menschen, Kamelen, Eseln und anderem Getier zusehen können. (...) Die Pyramiden haben Dir also auch gefallen. Es braucht schon einen blasierten Menschen, wenn er von diesen grossartigen Altertümern nicht in Erstaunen versetzt wird. Wenn Du erst einmal von oben herab die Colosse überschauen wirst, wer-

Verena Weber (1840–1906), ledig.
«Rabenplatz».

«Rabenplatz», Netstal.

den sie Dir noch grossartiger erscheinen. Ich bin Euch am Sonntag immer in Gedanken gefolgt. Es wird wohl wieder ein Spektakel abgesetzt haben mit den Eselbuben. (...) Heute haben wir einen prachtvollen hellen Tag. Der Schnee sieht gerade aus wie ein grosser Haufen geschwungener Nidel, fehlt nur der Schnaps dazu! Herr Lieutenant Caspar Spelty kommt heute Abend zum Tappen[8], und es muss die Tante etwas Gutes auftischen. Er ist schon einige Male nicht mehr gekommen zum Spielen. Die jungen Herren, die in allerlei Comitées sind, haben eben viele Abhaltungen. Die Mama ist, seit Du fort bist, auch nie mehr auf dem «Rabenplatz» gewesen. Den Husten ist sie nun ganz los, sie getraut sich aber bei dieser Kälte nicht auszugehen. Nun tue der Gotte den Gefallen und schreibe ihr.»

Vater Jost am 31. Januar 1895 nach Kairo:

«Im Besitze Deines lieben Briefes vom 20. interessieren uns Deine Schilderungen immer sehr. Deine Photographie macht uns viel Vergnügen. Ich finde sie sehr gut getroffen, nur lieb Mama hätte gewünscht, dass Du Dich in dem dunkeln Jacquette hättest abconterfeien lassen. Wir verteilen die Photographien nach Deiner Vorschrift. Tante Christina hat auf die Ihrige zugunsten von lieb Felix Weber und Frau in Livorno verzichtet. Du könntest uns noch 2 bis 3 kleine senden. Emil und Ida Gafafer haben noch keine. Während Du dort im Frühling schwelgst, haben wir sehr strenge Kälte, so dass der Schnee nicht schmelzen will. (...) Ich warte aber, (...), bevor ich wieder zu einem Cafféjass nach Glarus fahre. Deines Geburtstages am 19. gedachten wir auch und tranken ein Glas auf Dein Wohl. (...) Hat sich Herr Schuler von Glarus, den ich Dir avisierte, bei Euch noch nicht sehen lassen. (...) Heute wird in den Lerchen zum letzten Male noch gemeinsam gearbeitet. Heute Abend wird abgestellt, auch der Bach aus dem Klöntaler Kanal, so dass auch die andern Fabriken wahrscheinlich nicht arbeiten können. Freitag und Samstag wird das Inventar aufgenommen und errichtet, und Sonntag Nachmittag 3 Uhr, den 3. Februar, wird das Etablissement vergantet.[9] Onkel Emil ist froh, wenn einmal die Sache vorüber und entschieden ist.

[8] «Tapp», ein tarock- oder skatähnliches Kartenspiel. Der Name hat mit «tappen», sich unsicher bewegen, mit «ins Ungewisse greifen» zu tun. Tapp-Tarock ist ein 36-Blatt-Kartenspiel mit französischen Zeichen.

[9] Teilhaber der Spinn- und Weberei «in der Lerchen» am Löntsch waren 1895 Jakob (Jacques) Spälty-Elmer (1843–1916) und dessen Schwager Emil Spelty-Spälty (1841–1916); bis 1889 war auch ein anderer Schwager, Emanuel Aebli-Spälty (1826–1901), Mitglied der Firma. Emil Spelty war seit 1880 Teilhaber. Vorher war er Teilhaber und Prokurist bei «Tschudi & Cie.» in Schwanden. Seine Frau, Verena Spelty-Spälty (1842–1903), war eine Enkelin des Firmengründers Jakob Spälty-Kubli (1775–1875) und die Tochter von Gabriel Spälty-Spelty (1810–1885). Offenbar war es zwischen den beiden Teilhabern zu Unstimmigkeiten gekommen. Die Versteigerung sollte entscheiden, wer als alleiniger Eigentümer das Geschäft weiterführt. Vgl. Jenny, Handel, S. 252. Der Verlauf der «Gant» und deren Ausgang wird im Brief vom 27. Februar 1895 detailiert geschildert.

Montag, den 4. Februar, fängt dann der neue Besitzer für seine eigene Rechnung zu arbeiten an, so dass die Arbeiter nur 2 Tage feiern müssen.»

Bruder Caspar am 13. Februar 1895 nach Kairo:

«Aus Deinem letzten Briefe ersehen wird mit Vergnügen, dass es Dir immer gut geht und dass sich auch die andern Lieben in Cairo wohl befinden. Durch den Besuch der lieben Tante Didi [Katharina Sigrist-Weber, 1844–1915, Beirut] ist nun Hotel Sigrist gut besetzt und werdet Ihr an Kurzweil wohl keinen Mangel haben. Wie wir vernehmen, ist Onkel Fritz am 26. Februar 30 Jahre in Cairo, und Du wirst dem Jubilaren in unserem Namen von Herzen gratulieren, aber erst am Tage selbst. (...) Der [Alpenclubball letzten Samstag im Glarnerhof] wurde durch ein flottes Essen eröffnet. Zwischen den verschiedenen Platten erfreuten uns Herr und Frau Rosenberger[10], Frau Rosa Spelty-Brunner und andere mit schönen Gesangs- und Musikvorträgen. (...) Jetzt gibts dann bald wieder Arbeit aufs Kantonale Sängerfest hin. Das Organisationscomité wird wie folgt bestellt: ich: Präsident vom Finanzcomité, Alfred Stöckli-Elmer, [1848–1935], Spengler: Decorationscomité (...).»

Rosa Spelty-Brunner (1871–1951).
(Frau von Emil Spelty)

[10] Über den 1860 geborenen Johannes Rosenberger und über die 1872 geborene Susanne Rosenberger-Berger fehlen in der Genealogie weitere Angaben.

Vater Jost am 27. Februar 1895 nach Kairo:

«Während Du dort [den] paradiesischen Frühling in vollen Zügen geniessest, sind wir noch immer lieber so nahe als möglich beim wärmenden Ofen; denn die Kälte scheint seit mehr als 14 Tagen nicht mehr nachlassen zu wollen, sondern noch zu Steigen, hatten wir doch gestern hier wieder -17°C. Der Zürichsee ist bis Talwil zugefroren , und wenn es so fortgeht, wird auch der noch offene Teil, (...), sich mit Eis bedecken und wieder eine totale «Seegfrörni» entstehen wie vor 4 Jahren, da Du Dich noch darauf herumtummeltest. Heute reitet Caspar mit seiner Abteilung unter der schneidigen Leitung von Herrn Major Ludwig Zweifel von Glarus ins Unterland. Apropos, Dein Patent als Lieutenant der Infanterie samt dem Zeugnis, das zwar nicht alles 1 und 2 aufführt, ist wohlverwahrt in der Casse aufgehoben bei Deinen Militärakten! Tust Du als ernannter Lieutenant auch Deine Pflicht und führst Deine Hefte nach? Cousin Emil Gafafer hat Dir nicht umsonst den Militär-Kalender gewidmet, und hoffentlich schenkst Du ihm von Zeit zu Zeit Deine Aufmerksamkeit. Lieb Caspar ist durch Schreiben des Eidg. Oberkriegscommissairs (...) von der Ambulance zu dem Schützenbataillon Nr. 8 von Major-Vetter Peter Tschudi versetzt resp. befördert worden, was ihn sehr freut. Cousin Peter hatte ihn als Quartiermeister für das Schützen-Bat. Nr. 8 vorgeschlagen, und es gereicht ihm zur Genugtuung und Freude, dass sein Vorschlag genehm befunden wurde. Lieb Caspar wird in eine der Infanterie-Rekrutenschulen Bellinzona oder Chur als Quartiermeister in diesem Frühjahr einberufen werden.»

- 5 -

«Es wird Dich und Onkel und Tante interessieren zu vernehmen, dass auf der am letzten Sonntag stattgefundenen Gant Major Jacques Spälty das Spälty'sche Etablissement um den ziemlich hohen Preis von Fr. 625 000.– erstanden hat und Montag, den 3., das Geschäft für eigene Rechnung begonnen hat. Im Vertrauen gesagt, figurierte dasselbe per 31. Januar a.c. mit Fr. 462 000.– auf der Bilanz. Statt um wenigstens diesen Ansatz anzurufen, bot Vetter Jacques nur Fr. 450 000.–, worauf Onkel Emil sofort Fr. 462 000.– rief. Auf dieses hin gab es eine Ruhepause, und Vetter Jacques [Spälty-Elmer], der mit seinen Söhnen Jacques [Spälty-Kubli] und Gabriel [Spälty-Bally] sowie mit seinem Schwager Heinrich Elmer von Reutlingen erschienen war, zog sich zur Beratung in ein anderes Zimmer zurück. Dann begann die Gant aufs Neue. Vetter Jacques überschlug jeweils nur mit Fr. 1 000.–, während Onkel Emil immer Fr. 10 000.– und mehr bot, bis die Summe von Fr. 620 000.– erreicht wurde. Onkel Emil hatte den zweitletzten Ruf mit Fr. 624 000.– und überliess dann das Etablissement Vetter Jacques, der Fr. 625 000.– geboten hatte. Onkel Emil war von seinem Sohn [Jost Emil] und

Bankdirektor Josua Brunner begleitet. Es gab lange Gesichter auf der Seite von Major; sie hatten geglaubt, das Etablissement viel billiger zu erwerben. Ich habe Onkel Emil auch noch darin bestärkt, solches nicht allzu billig fahren zu lassen. (...) Onkel Emil ist mit dem Verlauf der Gant sehr zufrieden und vergnügt über den Mehrerlös, während Vetter Jacques vielleicht innerlich erbost ist, dass er soviel bezahlen musste. Doch wäre er noch mehr erzürnt, wenn Onkel Emil ihn aus dem väterlichen Geschäft verdrängt hätte. (...) Neveu Emil [Spelty-Brunner] ist sehr erfreut über die Gant, und es machte ihm nichts, von hier fortzugehen. Dagegen wird seine Frau nicht so gern von hier scheiden. Ich habe Onkel Emil auf das Wasserrecht im Zaun aufmerksam gemacht. Er würde solches wohl gerne aquirieren, wenn die Verhältnisse für Spinnerei und Weberei in der Schweiz nicht so ungünstig lägen.»[11]

Der mit einigem «Erfolg» ausgeschiedene Emil Spelty-Spälty gründete 1896 zusammen mit Sohn Jost Emil, der 1890 die Tochter von Josua Brunner (1830–1910), Direktor der «Bank in Glarus», Rosa Brunner (1871–1951), geheiratet hatte, in Sondrio im Veltlin unter der Firma «Spelty, Keller & Co.» eine Spinnerei, die aber bald aufgegeben werden musste.[12]

Das Wasserrecht, auf das Jost Spelty seinen Bruder aufmerksam machte, war ein Bestandteil eines teilweise künstlich angelegten gut 8 Kilometer langen Bach- und Kanalsystems, das sich vom Bahnhof Netstal bis zur Brücke über den Linthkanal in Ziegelbrücke erstreckte. Die Einrichtung zeigt exemplarisch den beträchtlichen Aufwand, den man sich für diesen Grundstoff und diese Kraft leistete. Gespeist wurde das System mit Löntschwasser des Netstaler Dorfbaches und mit Linthwasser, das auf der Höhe des Netstaler Bahnhofes ins System eingeleitet wurde. Das Wasser floss über das Areal der «Rabenfabrik» (jetzt Wiggispark), über das «grosse Zaun», über das Areal der untern Papierfabrik «im kleinen Zaun», dann im so genannten Erlenkanal (erbaut 1857) durch das Auenwäldchen und quer über die Ebene, dann im Schneisigen in den Mettlenbach. Im Mühlebach floss es durch Näfels, an den ehemaligen Fabriken in Oberurnen und an der jetzigen Eternitfabrik

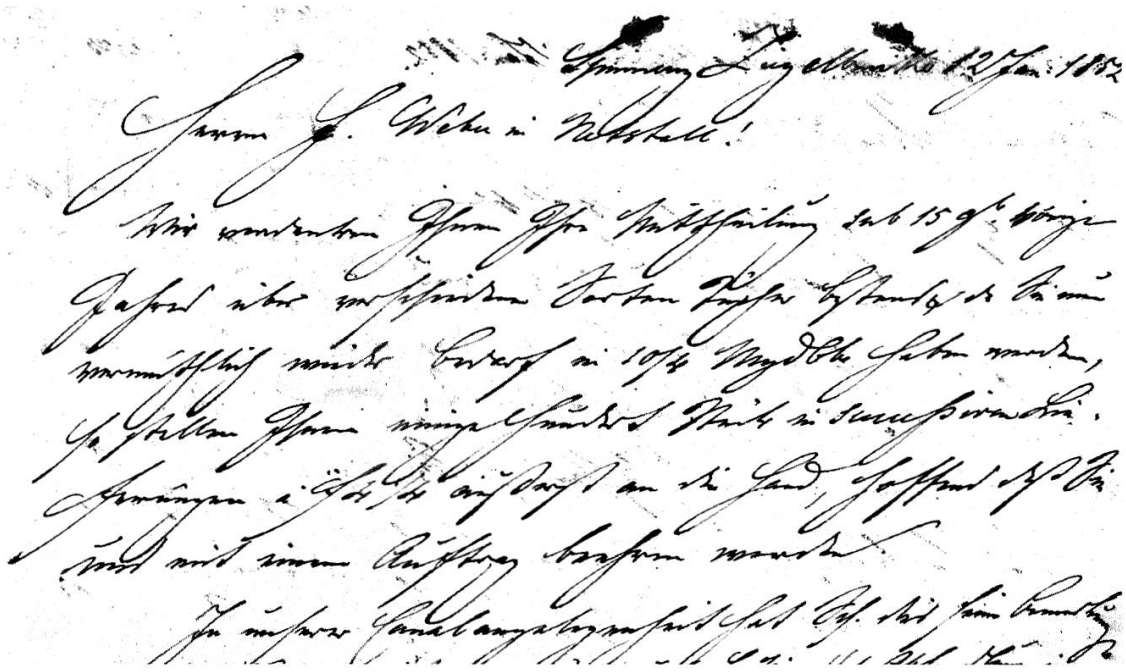
[11] Bis 1906 war Jacques Spälty-Elmer alleiniger Eigentümer des Unternehmens. Dann traten die Söhne, Jakob Spälty-Kubli (1870–1944) und Gabriel Spälty-Bally (1871–1951) die Nachfolge an. Schon einmal war es «in der Lerchen» zu einer Trennung gekommen: Der älteste Sohn des Firmengründers, Jakob Spälty-Aebli (1803–1878), hatte die Firma 1867 verlassen und in Matt zusammen mit zwei Söhnen, Rudolf Spälty (1833–1888) und Kaspar Spälty (1841–1904) eine Spinnerei gegründet. Vgl. Jenny, Handel 2, S. 251f; Daten 3, S. 46, 51, 68, 87, 104, 144, 408f, 413, 476 und 614; Peter, S. 59, 76, 83, 123, 179, 193, 214ff, 261ff, 274f, 330, 358, 363, 415f, 418. Jacques Spältys Schwager, Johann Heinrich Elmer (1847–1903), war der Sohn von Johann Jakob Elmer, Mitgründer und Teilhaber der Firma «Gebr. Elmer & Zweifel» in Bempflingen (bei Reutlingen). Jacques Spälty war mit dessen Schwester, Anna Maria Elmer (1843–1912), verheiratet.

[12] Jenny, Handel 2, S. 670.

vorbei, gelangte zu den Jenny-Fabriken in Niederurnen und Ziegelbrücke und mündete schliesslich in den Linthkanal.

1885 führten die am System beteiligten Unternehmen, die «Rabenfabrik», die Spinnerei und Weberei Mollis (als Eigentümerin der ehemaligen Spinnerei Burg in Näfels), Rudolf Kägi in Oberurnen und «Caspar Jenny an der Ziegelbrücke» einen Prozess vor Augenscheingericht gegen Fabrikant Martin Kubli (1813–1885), der für seine Druckerei im Länggüetli die Linth auf der andern Seite auf gleicher Höhe «anzapfte». Es wurden von den Klägern und vom Beklagten dutzende Schriftstücke, meist frühere Gerichtsurteile, «ins Recht» gelegt. Das Urteil vom 17. März 1885 schützte die Rechte des Beklagten Martin Kubli insoweit, als er nicht mehr als die Hälfte des Linthwassers beanspruche und sich an seine vor Vermittlung abgegebenen Versprechen halte. Weitergehende Begehren der Kläger wurden abgewiesen.

Die am Anfang und am Ende des Systems gelegenen Partner, die «Rabenfabrik» und die Fa. Caspar Jenny, bemühten ein Jahr später das Zivilgericht, weil sie sich über die Aufteilung der Bau- und Unterhaltskosten für den Erlenkanal nicht einigen konnten. Der Streit scheint auf die im Jahre 1852 getroffene Regelung zurückzuführen zu sein. In einem Brief vom 12. Januar, in dem zuerst, «hoffend, dass Sie uns mit einem Auftrag beehren werden», von «verschiedenen Sorten Tücher» die Rede ist, schreibt Caspar Jenny-Dinner (1819–1894), von dessen Hochzeit wir gehört haben, für die damalige Firma «Enderlin & Jenny» «in unserer Canalangelegenheit» an Felix Weber-Heussi, «Rabenfabik», unter anderem:



Capar Jenny-Dinner (1819–1894), Ziegelbrücke. Brief vom 12. Januar 1852 an Fa. Felix Weber & Co., Netstal.

«Sie sollten einige Vorkehrungen und Vorarbeiten zur Wuhrtanne[13] treffen, um mit Felix Kubli ins Klare zu kommen, und sind wir auch der Meinung, gleich mit Eintritt des Frühlings den untern Canal in Angriff zu nehmen, (...). Wir gehen immer von unserem Privatverständnis aus, dass wir beide die nicht von andern Anteilhabern übernommenen Lasten zu gleichen Teilen tragen werden, worüber Sie mir gefälligst schriftlich Ihre Zustimmung geben wollen.»

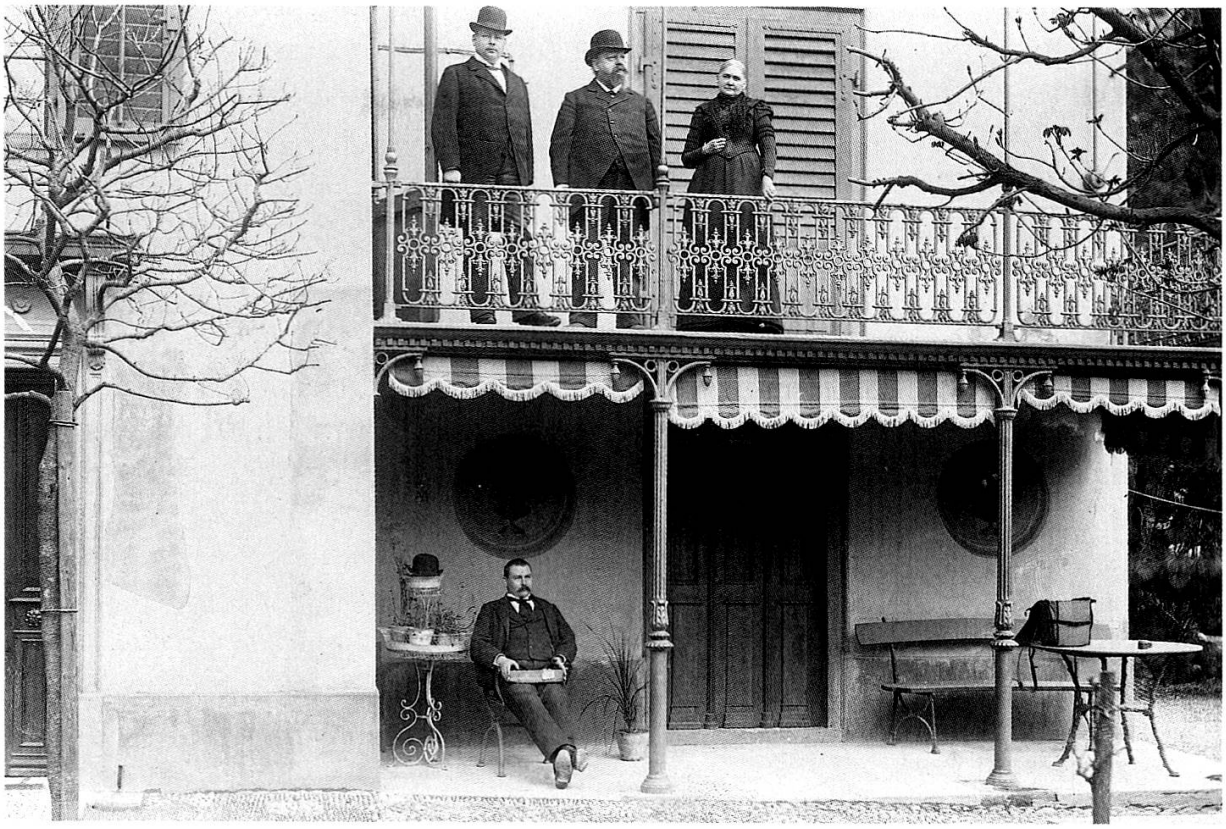
Weil die Bemühungen um eine Einigung, die auf diesem Brief vom 12. Januar, auf der Zustimmung vom 13. Januar und auf dem Kanalbauvertrag vom 16. Januar 1852 basierten, gescheitert waren, wurden die Vertragspartner auf Klage der Firma Caspar Jenny für den 13. Dezember 1886 vor Zivilgericht geladen. Die Klägerin wollte ihr Guthaben von Fr. 3 381.80 gerichtlich sanktioniert haben. Gemäss Verhandlungsprotokoll ging es dabei lediglich um die aufgelaufenen Zinsen, beziehungsweise um die Frage, ob Zinsen vom Jahr 1852 an oder erst ab dem 30. November 1886, da Rechnung gestellt und die Beklagte in Verzug gesetzt worden war, verlangt werden durften. Weil «die Beklagte speziell an der Vermittlung vom 23. Oktober 1886 [die Zinspflicht] nicht nur nicht zu bestreiten wagte, sondern gegebenenfalls diesselbe für sich vorbehielt», lautete das Urteil: «Die Klägerin ist grundsätzlich berechtigt erklärt, für ihre Guthaben von der Beklagten Zinsen zu berechnen.»[14]

Wenn zehn Jahre nach diesem Prozess Jost Spelty seinen Bruder auf das «Wasserrecht im Zaun» aufmerksam machte, dachte er wohl an eine Fabrik, die dieser im Zaun hätte errichten können. Jedenfalls war dieses Recht etwas wert. 1906 verkaufte die Firma «Weber & Co. in Liquidation» «den zu deren Fabriketablissement gehörenden, im grossen und kleinen Zaun gelegenen Teil» des Wasserrechts für Fr. 40 000.– den Gebrüdern L. und F. Zweifel von der untern Papierfabrik im Erlentschachen.

- 6 -

Bei dem durch Alexander Speltys Aufenthalt in Ägypten ausgelösten Briefwechsel wird deutlich, dass die Bewohner der «Lunde» in Netstal ein recht verschworenes Team bildeten. Auf einer Fotografie aus den 1890er-Jahren sind die «Lunde» und ihre Bewohner zu sehen – und diese in einer eigenartigen Anordnung, drei Personen, die Eltern und Sohn Caspar, stehend auf

[13] Mit einer «Wuhrtanne», dem Stamm einer Fichte, wurde das Linthwasser in den Kanal gelenkt.
[14] LaGl; Akten des Zivilgerichtes 1886.



Auf der Veranda v.l.n.r.: Caspar Spelty (1871–1900), Jost Spelty-Weber (1839–1911) und Elsbeth (Betty) Spelty-Weber (1839–1922). Unter der Veranda: Alexander Spelty-Diethelm (1873–1919), «Lunde», Netstal.

dem Balkon, eine Person, Sohn Alexander, sitzend unter diesem Balkon. Es ist eine gestellte Aufnahme, wie damalige Fotografien schon aus technischen Gründen nun einmal waren. Es ging nicht an, aus möglichst vielen Aufnahmen die beste auszuwählen. Die vier Personen haben sich in Szene gesetzt – oder sind vom Fotograf in Szene gesetzt worden – wie auf dem Theater in Szene gesetzt wird. Und etwas Theater gehört ohnehin zu alten Fotografien. Es sahen sich beispielsweise die Männer gern in Uniform, in vollem Kriegsschmuck mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonett.

Das 19. Jahrhundert produzierte noch keine fotografische Bilderflut. Aber es trieb mit Fotografien von Verwandten und Freunden einen sonderbaren Kult, auch in unseren Kreisen. Beispielsweise schreibt Jost Spelty seinem Sohn nach Kairo: «Deine Photographie macht uns viel Vergnügen. Ich finde sie sehr getroffen.» Für die Mutter hingegen wäre das «dunkle Jacquette» dem Ernst der Stunde angemessener gewesen. Vater Jost fährt fort: «Wir verteilen die Photographien nach Deiner Vorschrift.» Wobei die bedachte Tante zugunsten ihres Sohnes in Livorno verzichtet – beinahe wie jemand auf seinen Erbteil verzichtet. Rudolf Sigrist schreibt dem Cousin: «Beiliegend findest Du eine kleine Photograpie, die ich vergessen hatte, Dir für Tante Lise mitzugeben.» Alexander Spelty schreibt dem andern Rudolf Sigrist:

«Beiliegend übersende ich Dir mein holdes Conterfei, dessen Empfang ich mir bestätigt bitte.» Alexander Spelty scheint unsicher zu sein, ob der Conterfeite der ist, für den er sich hält oder für den er gehalten werden möchte.

Vater Jost Spelty und Sohn Caspar schrieben in ihren Briefen davon, dass sie sich «in Geschäften» in Glarus, in Zürich, auch in Bern aufgehalten hätten. Bei Sohn Alexander wird es nach der Rückkehr aus Ägypten nicht anders gewesen sein. Diese «Geschäfte» werden vorwiegend aus Versicherungsangelegenheiten bestanden haben. Seit dem 19. November 1879 war Jost Spelty mit der Bewilligung der Standeskommission Generalagent der «Zürich»-Versicherungen für den Kanton Glarus und seit dem 18. August 1886 Agent der «London Union Assecuranz-Societät», deren General-Agentur sich in Bern befand. Für die «Helvetia-Feuer» in St. Gallen war schon Alexander Spelty-Tschudi tätig (Agentur-Vertrag von 1862). Bei dieser wurden beispielsweise für die Firma «Barth. Jenny & Co.» in Ennenda die Fabrikgebäude und die «Gas- und Dampfkesselexplosionsgefahr» versichert. Bei der «Zürich» wurde für diese Firma und für die «Gebrüder J. und J. H. Streiff» in Glarus Unfallversicherungen abgeschlossen. Der «Drogenhandel» war für die Firma «Jost von Alexander Spelty» noch für ein gutes Jahrzehnt von einiger Bedeutung.

In der «Herren» in Schwanden ist für die 1890er-Jahre der Tod des 72 Jahre alten Firmenschefs Joachim Tschudi am 14. November 1893 das herausragende Ereignis. Aus der «Glarner Zeitung» sei vom 15. und 16. November Folgendes zitiert:

«Neben der unermüdlichen Tätigkeit, die er seinen industriellen Unternehmungen widmete, die unter ihm zu grosser Ausbreitung und Blüte gelangten und zahlreichen Arbeitern Verdienst verschafften, fand er Zeit, sich auch am öffentlichen Leben zu beteiligen. Die Landsgemeinde wählte ihn zum Mitglied des Appellationsgerichtes, in welchem er zu den tüchtigsten Kräften zählte, und später in die Standescommission. Anfangs der sechziger Jahre wurde sowohl in der Presse als in Versammlungen Hr. Oberst Tschudi als Nationalrat vorgeschlagen, allein mit Rücksicht auf sein Geschäft, dem er damals noch allein vorstand, lehnte er eine Wahl entschieden ab, obschon er einem solchen Rufe gerne Folge geleistet und auch in Bern seinen Wählern zweifelsohne alle Ehre gemacht hätte. (...) Mit Freuden wohnte er jeweilen den Zusammenkünften der Kriegskameraden aus jener Zeit bei, so auch noch im November 1892, wo auf seine Initiative hin zu Ehren und zur Unterhaltung der Waffengenossen ein vaterländisches Festspiel aufgeführt wurde. (...) Mit Hrn. Oberst Tschudi sinkt der letzte Vertreter der einstigen hervorragenden Männer, welche während mehrerer Dezennien für die Gemeinde Schwanden wie für den Kanton so vieles leisteten, in die Gruft. Die jüngere Generation möge sich an diesen Männern: Blumer, Jenny und

Tschudi ein Vorbild nehmen, und ihnen in Arbeit, Pflichttreue, in Offenheit und Geradheit des Wesens nacheifern!»[15]
In einem andern Nachruf heisst es:

«Ein solcher Erfolg war aber nur möglich durch unausgesetzte Arbeit und durch bewunderungswerte Energie, die alle Schwierigkeiten zu besiegen verstand. Die goldene Medaille von 1867 in Paris bildete die höchste äussere Anerkennung dieser Tätigkeit. Oberst Tschudi ruhte aber nicht auf den Lorbeeren, sondern besiegte später die schwere Krisis, welche die Umwälzungen in der Fabrikation für die alte Türkischrot-Fabrikation herbeigeführt hatten, mit den gleichen Tugenden des unermüdlichen Fabrikanten.»

Indessen standen die ganz grossen Umwälzungen in der Glarner Industrielandschaft noch bevor. Die Jahre der blühenden Zeugdruckerei waren gezählt. Der Rückgang, der nach dem türkisch-russischen Krieg 1877/78 einsetzte, verlief zwar langsam, aber unaufhaltbar. Die Stilllegungen grösseren Stils von Druckereien begannen 1896 mit der Schliessung des Etablissements «Schuler, Heer & Cie.» (vormals Fa. Johannes Heer) in Glarus.[16] Nach dem Ersten Weltkrieg verlor die ganze Textilindustrie ihre Stellung als Pionierin der Schweizer Industrie. Die wirtschaftliche Realität setzte ihr unerbittlich zu.[17]

Bei den im zweiten Nachruf angesprochenen Umwälzungen in der Türkischrotfärberei ging es um die schon erwähnte nach 1875 einsetzende Umstellung des Färbverfahrens. Zwar konnte beim «Neurot», für das synthetisches, aus Anthrazen dargestelltes Alizarin verwendet wurde, der Prozess von 21 bis 23 Arbeitstagen auf 8 Tage herabgesetzt werden. Aber das neue Verfahren hatte gegenüber dem alten, das auf dem natürlichen aus der Krappwurzel gewonnenen Alizarin basierte, seine besonderen Tücken.

- 7 -

Wir lassen das 20. Jahrhundert mindestens dem Namen nach mit der Hochzeit von Alexander Spelty (1873–1919) und Alice Julie Diethelm (1878–1961) am 17. Mai 1900 beginnen. Ganz unbekannt waren sich die Familien des Brautpaares nicht. Zwischen der «Rabenfabrik» und der Firma

[15] Die «Kriegskameraden» und die «Waffengenossen» nehmen Bezug auf den Sonderbundskrieg 1847, an welchem Joachim Tschudi als Aide-Major teilgenommen hatte. Später war er Kommandant des Glarner Auszugs-Bataillons.
[16] Daten 3, S. 46ff., Winteler; S. 126.
[17] Daten 3, S. 486ff; Dudzik, P., Die Schweizer Textilindustrie wird 200 Jahre alt. In: NZZ, 8./9. Dezember 2000, Nr. 286, S. 29; Wagner, F., Die Wissenschaft und die gefährdete Welt. München 1964. S. 219.

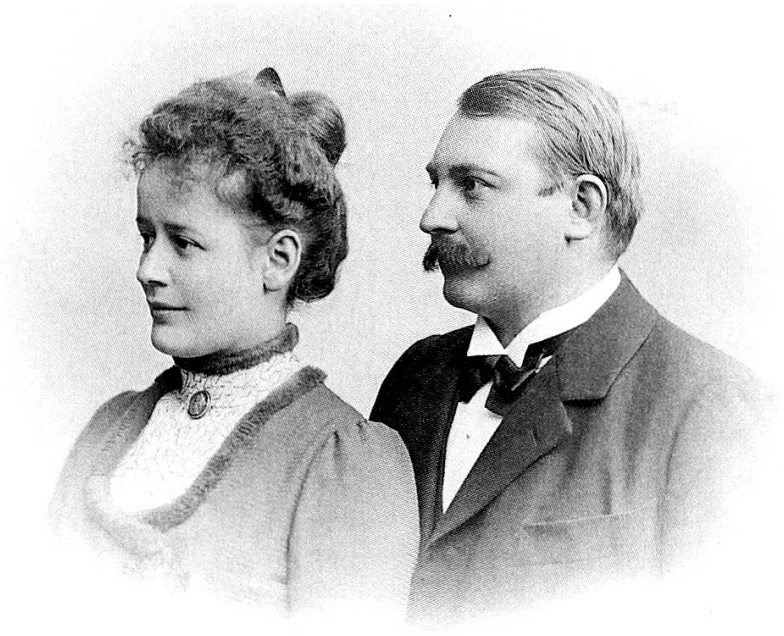
Johann Blumer-Egloff (1835–1928):
Fabrikant und Nationalrat.

«Blumer, Wild & Co.» bestanden schon 1865 Geschäftsbeziehungen. Johannes Blumer-Egloff (1835–1928) betrieb auf dem «Freienstein»-Areal in St. Gallen eine Wirkereifabrik – zuerst unter der Firma «Blumer, Wild & Co.», 1840, als der Vater der Braut, Jean Paul Diethelm-Fisch Teilhaber geworden war, unter «Blumer, Diethelm & Alther».[18]
Für die Verlobungszeit – die Monate um die Jahrhundertwende – hatte sich das Paar vorgenommen, sich täglich zu schreiben. Die fast 200 Briefe wurden sorgfältig aufbewahrt, sind aber bis auf einige Ausnahmen nicht geeignet, zitiert zu werden.

In dieser Zeit spielt Ägypten nochmals eine Rolle. Der an Gelenkrheumatismus leidende Bruder des Bräutigams, Caspar Spelty, verbrachte auf Empfehlung von Professor Oskar Wyss in Zürich den Winter 1899/1900 im Pharaonenland. Der Aufenthalt in Kairo und Heluan, an den sich noch ein Abstecher nach Beirut anschloss, brachte nur vorübergehend Linderung. Die Morgenlandfahrt des Bruders weckte natürlich bei Alexander Erinnerungen an seine eigene. Am 17. Januar 1900 schreibt er:

«Morgen früh werden sie [Bruder Caspar und die Mitreisenden] in Neapel einfahren. Hoffentlich haben sie dann schönes Wetter. Die Einfahrt in den Hafen von Neapel ist gewaltig schön.»

[18] Vgl. Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik, Bd. 10. Zürich 1959, S. 67–94; Jenny, Handel 1, S. 82.



Alexander Spelty (1873–1919) und Alice Spelty-Diethelm (1878–1961).

Am 1. Februar 1900:

«Von lieb Caspar haben [wir] auch heute keinen Brief erhalten. Wahrscheinlich hat die Post durch die Stürme auf dem Meer Verspätung.»

Nach Ägypten abgereist war Caspar am 15. Janaur 1900. Am gleichen Tag berichtet Alexander nach St. Gallen:

«Ich begebe mich [am 14. Januar] sofort ins Hotel Victoria, wo ich alle die Lieben antraf. (...) Zum Nachtessen waren wir 14 Personen. Heute Morgen war für uns alle früh Tagwache. (...) Gottlob hatten die lieben Reisenden [Fritz und Lise Sigrist, Verena Weber und Caspar Spelty] genügend Platz in diesem feinen Gotthardwagen 1. Klasse.»

Diesem Bericht über «die Abreise der lieben Aegypter» fügt er noch bei:

«Solch ein Abschied ist ein feierlicher, wehmütiger Moment; allerlei Gedanken schwirren einem im Kopf herum, ob man einander wieder sieht oder ... etc.»

Am 8. Februar 1900 musste er denn seiner Braut schreiben:

«Mit schwerem Herzen greife ich diesmal zur Feder. (...) Heute Morgen kam Onkel Caspar [Weber] aus der Fabrik etwas nach 9 Uhr, und da dachte ich sofort, da ist etwas nicht in Ordnung. Er gab [uns] die Depesche, in welcher stand: «Heute Morgen halb 4 Uhr lieb Lise sanft entschlafen an Herzlähmung. Bitte lieb Caspar in Zürich schonend mitzuteilen und Circulare zu versenden. Tiefbetrübt Onkel Fritz und Rudolf.»

Weiter unten heisst es:

«Mir geht der Verlust der guten Tante Lise sehr zu Herzen, war sie doch mit mir wie eine liebe Mutter während meinem Aufenthalt in Cairo.»

Am 22. März 1900 schreibt Caspar Spelty den Eltern und dem Bruder einen Brief, der diesen das Wunderland nochmals vor Augen führt:

«Letzten Sonntag fuhr ich mit Herren und Frau Oberst Blumer[19] zu den Pyramiden von Gizeh und [es] machten dieselben wieder einen grossen Eindruck auf mich, natürlich auch auf Herrn Blumer, der dieselben zum ersten Male aus der Nähe sah. Nach dem [Lunch] liessen wir uns bis dicht an die Pyramiden heranfahren und bestiegen dann dort Herr und Frau Oberst und ich flotte Reitkamele und ritten auf denselben zur Sphinx hinunter und um die Pyramiden herum. (...)

Am Montag war hier grosser mohammedanischer Feiertag, nämlich Abreise der Pilgerkarawane mit dem heiligen Teppich nach Mekka. Die grossartige Ceremonie begann morgens 9 Uhr. Ganz Cairo war auf den Beinen. Endlich konnten wir eine gute Stelle erhaschen, wo wir unsern Wagen direct an der Strasse aufstellen und von wo aus wir den Zug prächtig sehen konnten. Zuerst kam ägyptisches Militär: mehrere Batallione Infanterie, einige Batterien Artillerie (worunter auch Gebirgsartillerie), dann ziemlich viel Cavallerie. Nach der Militärmusik kam der eigentliche Pilgerzug mit vielen hunderten von Fahnen. Die Derwische und Scheichs hoch zu Ross, meistens umgeben von einer arabischen Musikbande. (...) Den Schluss des Zuges bildete eine prächtige Gruppe von Kamelreitern, die in ihrer Mitte, ebenfalls auf Kamelen, den heiligen Teppich in einer Art Pavillon mit sich führten. Als die Menge das Herannahen des Teppichs gewahrte, geriet sie fast aus dem Häuschen, alles schrie und drückte sich nach vorne, um wenigstens einen Zipfel des Teppichs erhaschen und küssen zu können. Die Knüttelmänner – Polizisten und Nachtwächter – hatten schweren Stand, die fanatische Menge zurückzuhalten, obschon sie erbarmungslos mit ihren schweren Stöcken auf die Leute herunterhieben. (...) Du fragst mich, liebe Mama, ob mir das Treppensteigen bei Onkel Fritz nichts mache. Ich kann Dich da beruhigen und Dir mitteilen, dass ich, um das Herz ja nicht anzustrengen, ganz langsam die Treppe aufsteige und mich auf jedem Boden ausruhe. (...) Von Heiri Heer habe ich gestern eine Carte [erhalten], mit der er mir mitteilte, dass es ihm wieder besser gehe. Dass Ernst Heer[20] Instruktor werden

[19] Oberst Othmar Blumer (1848–1900), Fabrikant in Freienstein, Ständerat, und seine zweite Frau, Mina Huber (1849–1917) von Winterthur. Vermutlich suchte auch Blumer in Ägypten Linderung eines Leidens. Der «heilige Teppich» bezieht sich auf Prophet Mohammed. Alle Religionen kennen heilige Gegenstände, die von den Gläubigen verehrt werden. Der wichtigste heilige Gegenstand der Mohammedaner ist der «schwarze Stein» in der Kaaba von Mekka.

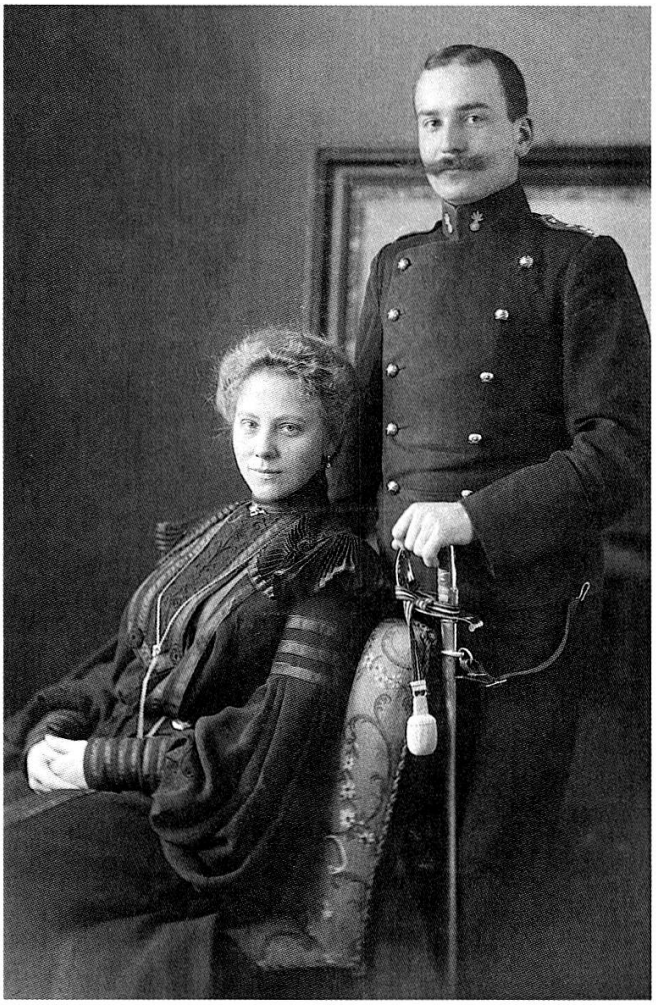
V.l.n.r.: Caspar Spelty (1871–1900), Mina Blumer-Huber (1849–1917) und Othmar Blumer-Huber (1848–1900).

will, überrascht mich sehr und [es] werden seine Mutter und Geschwister wohl keine grosse Freude daran haben.»

Für die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg fällt eine militärisch-kriegerische Stimmung auf, die sich selbst in Briefen niederschlägt, die von Schweizern geschrieben wurden. Ernst Heer, zur Ausbildung nach Deutschland abkommandiert, schreibt am 28. August 1901 aus einem kaiserlichen Manöverquartier zur Geburt des ersten Kindes im Hause Spelty-Diethelm nach Glarus:

«Die Anzeige bekam ich seinerzeit in der Schiessübung, wo wir kolossal zu tun hatten und bei der scheusslichen Hitze gar nicht zum Schreiben, son-

[20] Wie erwähnt, war die Firma «Schuler, Heer & Co.» 1896 in Liquidation gegangen. Eine militärische Karriere war für Fabrikantensöhne ohne Fabrik eine einigermassen standesgemässe Alternative. Heinrich Heer wurde Oberst der Infanterie und Kommandant der Gotthard-Südfront. Ernst Heer wurde Berufsmilitär, Oberst der Artillerie und Kommandant der Gotthard-Westfront. Seine Karriere führte ihn von Glarus über Thun, Bern und Zürich nach Lugano. (Generalsekretariat VBS, Bern. Offiziers-Etat.)



Ernst Heer (1876–1969) und Maria Helena Heer-Conrad (1878–1964) «Höhe», Glarus.

dern in der freien Zeit nur zum «Durstlöschen» und Schlafen kamen. Nach der Schiessübung gings gleich ins Manöver. Heute haben wir Ruhetag und, auf einem grossen Bauernhof liegend, habe ich endlich die Zeit gefunden, meiner Pflicht nachzukommen. Wir haben zwar seit einigen Tagen Regenwetter; gestern sind wir z. B. von ½ 6 h früh bis nachmittags 3 ½ h im fast ununterbrochenen Regen gewesen; jedoch entschädigt uns das gute Quartier für alle Strapazen. Meine beiden Pferde liegen z. B. hier im feinsten Herrschaftsstall. So ungefähr um [den] 20. September werde ich für 6 Tage nach Hause kommen, muss dann aber vom 1. Oktober bis 31. Januar 02 noch zur Schiessschule in Jüterbog bei Berlin, was mir natürlich noch einen grossen Spass macht.»

Bei seiner Gratulation für das zweite Kind schreibt Ernst Herr am 8. Mai 1904:

«Meine liebe Leny und ich senden die herzlichsten Glückwünsche. Ich gehe vom 14. Mai bis 9. Juli nach Chur in die Gebirgsartillerierekruten-

Bundesfeier-Postkarte 1913.

schule. Die liebe Leny kommt bis Pfingsten mit und geht nachher etwas nach Berlin.»

Maria Helena «Leny» Conrad (1878–1964) kam aus Berlin und war 1905 bei der nächsten Gratulation die Frau Heer. Ernst Heer konnte nicht viel dafür, dass er sich im Deutschen Reich für sein Handwerk schulen lassen musste und dass der dort herrschende «Geist» seine Spuren hinterliess. Auf die Einladung seines Freundes Alexander zur Hochzeit antwortet er am 14. April 1900:

« (...) trotzdem sage ich meinem Freund und Kriegscameraden mit grosser Freude zu, füge aber noch die höfliche Bitte bei, mich, wenn etwas Unvorhergesehenes mein Erscheinen (...) verunmöglicht, gütigst entschuldigen zu wollen, indem ich zuerst der Pflicht genügen muss und das Vergnügen erst in zweiter Linie kommt.»

An der Hochzeit nahmen sowohl Ernst als auch Heinrich Heer teil.

Die kriegerische Stimmung in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg hinterliess sogar auf den Postkarten ihre Spuren, die zu den Bundesfeiern jener Jahre erschienen sind. 1910 posieren Wilhelm Tell und Arnold Winkelried als «Wächter der Heimat», 1911 werfen gebündelte Speere den gepanzerten Reiter vom Pferd, 1912 schwingt ein trotziger Älpler das weisse Kreuz im roten Feld und 1913 bereiten sich ein Mann mit Hellebarde und eine Frau mit Morgenstern zum Kampf.

Alexander hatte seinerzeit in Kairo einen Brief von Tante Verena Weber, «Rabenplatz», mit ihren Erinnerungen an Ägypten erhalten. Sie befand sich, als ihre Schwester Lise starb und ihr Neffe Caspar dort war, wieder in Kairo. Am 22. März 1900 berichtet sie ihrer Schwester Betty Spelty-Weber:

«Ich bin so froh, dass lieb Caspar da ist. Für Schwager Fritz ist es doch etwas Zerstreuung. Caspar weiss so gut zu unterhalten. Am Tisch politisieren sie ein wenig, und [es] wird Schwager Fritz ein wenig abgelenkt von seinen schweren, traurigen Gedanken. Lieb Caspar wird Euch selber geschrieben haben, dass es ihm recht gut gehe. Wenn nur die hohen Treppen bei uns nicht wären. Nur einmaliges Ab- und Aufsteigen macht ihm nichts, aber wenn er im Tag einigemal hinauf müsste, so würde er es schon spüren. (...) Wir haben [auf] jeden Stiegenabsatz einen Stuhl gestellt, damit er ein wenig absitzen kann. (...) Gestern erhielten [wir] die Photographie vom lieben Brautpaar. Ich werde nächstens dem lieben Alexander schreiben und danken für das gelungene Bild.»

Am 5. April 1900 meldete Alexander nach St. Gallen, dass Bruder Caspar noch einen Abstecher nach Beirut machen werde, um die dortigen Verwandten zu besuchen, und dass er dann in Begleitung der Cousine Cäthi Sigrist die Rückreise antreten werde.

Es beunruhigte Alexander, überraschte ihn aber nicht, als in der Zeitung von Pestfällen in Port Said berichtet wurde – gerade zur Zeit, da der Bruder in Beirut die Reise nach Europa, die über Port Said führte, angetreten hatte. Ein Telegramm des Bruders wird beruhigend gewirkt haben:

«Port Said, landeten in Alexandrien, Samstag Abfahrt Venedig, wohlauf.»

In den Briefen von Netstal nach St. Gallen wird auch darüber berichtet, dass Alexander Ende Februar auf dem Bureau der «Rabenfabrik» den erkrankten Onkel Caspar Weber-Wollstadt (1854–1913) vertreten musste.

Am 7. Februar 1900 teilte Alexander seiner Braut etwas mit, das nichts mit familiären und geschäftlichen Angelegenheiten zu tun hatte – der Netstaler Pfarrer Arnold Hohl (1868–1960) habe sich mit einem Fräulein Müller aus Zürich verlobt. Geheiratet hatte Pfarrer Hohl dann aber Magde (Maria Magdalena) Zweifel (1882–1974), die Tochter des Papierfabrikanten Ludwig Zweifel-Schneider (1854–1915). Magde Hohl-Zweifel gratuliert am 8. Mai

Nestal, 8. Mai 1904.

Liebe Frau Spelty!

Mit grosser Freude vernahmen wir die Ankunft Ihres Töchterleins und kommen, Ihnen dazu unsere allerherzlichsten Glück- und Segenswünsche zu entbieten, speziell auch dazu, dass nun das Pärchen vollendet ist. Wir können uns Ihre Freude so gut vorstellen und gönnen Sie Ihnen so recht von Herzen. Haben wir doch selbst auch mitten in diesem einzig süssen Glück, ein so liebes, zartes

Ding geschenkt bekommen zu haben. Zu diesem unserm Anlass haben Sie uns ja so freundlich und herzlich geschrieben. Empfangen Sie doch dafür unsern ganz besondern Dank. Von Herzen hoffe ich, dass Sie sich bald voll und ganz erholen werden und sich auch Ihre Kleine wohl und munter befinde.

Mit nochmaligen besten Wünschen, natürlich auch an Herrn Spelty, empfangen Sie, liebe Frau Spelty, zugleich die freundlichsten Grüsse von meinem lieben Mann und Ihrer ganz ergebenen

Magda Hohl-Zweifel.

Maria Magdalena (Magda) Hohl-Zweifel (1882–1974): Brief an Alice Spelty-Diethelm vom 8. Mai 1904.

1904 auf einer Karte zum zweiten Spelty-Diethelm-Kind und schreibt unter anderem:

«Wir können uns Ihre Freude so gut vorstellen (...). Stehen wir doch selbst auch mitten in diesem einzig süssen Glück, ein so liebes, zartes Ding geschenkt bekommen zu haben.»[21]

Im Brief vom 25. April 1900, da der Geburtstag der Braut zu feiern gewesen war, steht etwas, was ganz gut zur klavierspielenden und theaterbesuchenden Familie passt:

«Die Böcklinbilder habe [ich] Dir nicht gesandt. Du musst die lieben Eltern und mich entschuldigen, dass wir Dir nur mit leeren Händen gratulieren.»

Böcklin muss in Netstal und in St. Gallen ein Begriff gewesen sein – eigentlich kein Wunder, galt er doch bereits zu Lebzeiten als «grösster deutscher Maler der Gegenwart».[22]

Die Briefe Alexander Speltys, die in der Verlobungszeit von Netstal nach St. Gallen gingen, berichteten getreulich darüber, wer alles als Besuch in der «Lunde» einkehrte – was der Braut Gelegenheit gab, erst einmal auf diesem Wege die zahlreiche Glarner Verwandtschaft kennenzulernen.

Am 13. Dezember 1899:

«Da schon alle Wagen II. Klasse im Glarnerzug besetzt waren, traf mich das Schicksal in die I. Klasse, und das holde Visavis war meine Cousine Anna Spälty mit Mama.»[23]

Das verwandtschaftliche Verhältnis war wegen der besagten Gant noch getrübt.

Am 19. Dezember 1899:

«Heute war lieb Grossmama [Verena Spelty-Tschudi] und Tante Oberst [Mathilde] Tschudi [-Merian] bei uns zum Caffé und lassen Dich vielmal grüssen. Grossmama ist noch sehr munter.»

Am 30. Januar 1900:

«Soeben war Onkel Felix [Weber-Heussi] da und meldete uns die glückliche Ankunft von [Sohn] Caspar in Bukarest.»

[21] Das «zarte Ding» sollte den Namen Ludwig erhalten. Ludwig Hohl (1904–1980), Schriftsteller, Essayist, Autor von «Nuancen und Details», von «Notizen oder Von der unvoreiligen Versöhnung», von «Bergfahrt», der in Genf in einem Keller hauste und seine Manuskriptseiten an Wäscheleinen aufhängte, nach Friedrich Dürrenmatt eine Notwendigkeit, was immer das heisst. Vgl. Peter, S. 338ff. 373; Weber, W., Forderungen, Zürich und Stuttgart 1970, S. 256 und 280; Lötscher, H., Von voreiligen Herbergen. In NZZ, 21. und 22. Februar 1987, Nr. 43, S. 67f; Schütt, J. (Hrsg.), Max Frisch, Jetzt ist Sehenszeit. Frankfurt a.M. 1998, S. 190ff und 234f.

[22] Holenweg, H., Der grösste deutsche Maler der Gegenwart / Vor hundert Jahren starb Arnold Böcklin. In NZZ, 13./14. Januar 2001, S. 81.

[23] Maria Spälty-Elmer (1843–1912), Mutter von Jakob Spälty-Kubli, Gabriel Spälty-Bally, Heinrich Spälty-Aebli (1875–1910) und Maria Elisabeth Hüssy-Spälty (1882–?).

Maria Weber-Teutschländer (*1882) mit Felix Weber (1903–1982), Bukarest. (Felix Weber nachmals Ratsschreiber in Glarus und Bundesvizekanzler in Bern.)

Am 2. Februar 1900:

«Heute erwarten wir Vetter Emanuel Aebli und Cousine Elise Jenny-Aebli von der Ziegelbrücke zum Caffé. Die Ziegelbrückler sind nun zum Caffé gekommen. Vetter Emanuel sagte, Du hättest ihm bei unserem Besuche so gut gefallen, dass er ganz verliebt in Dich sei. (...) Was wird nun aus dem armen Alexander! Zwar ist der Vetter 74 Jahre alt.»[24]

Am 13. Februar 1900:

«Am Bahnhof in Netstal traf ich (gestern Abend) Cousin Emil Spelty-Brunner aus Sondrio, welcher dann nach Glarus reiste, so dass ich nur wenige Worte mit ihm sprechen konnte. Er ist wegen Geschäften in der Schweiz und verreist schon heute Morgen von Glarus wieder fort.»

[24] Fabrikant und Oberrichter Emanuel Aebli (1826–1901), verheiratet mit Anna Spälty (1840–1892), der Schwester von Emil Speltys Frau Verena und Jacques Spälty-Elmer. Seine Tochter Elise Aebli (1864–1939) war die Frau von Kaspar Jenny (1860–1911) von der Ziegelbrücke.

Am 27. April:

«Heute hatten [wir] einen kurzen Besuch von Cousin Dr. Felix Weber. Ich begleitete ihn dann bis nach Glarus, Felix und ich haben uns schon lange nicht mehr gesehen.»[25]

Im letzten Brief nach St. Gallen, datiert vom 14. Mai 1900, drei Tage vor der Hochzeit, berichtet Alexander, er habe in Thalwil den von der Erholungsreise zurückkehrenden Bruder abgeholt:

«[Es] durchrieselte mich ein Schauer, als ich den lieben Bruder ganz blass und abgemagert vor mir sah. Ein armer, kranker Mann stand vor mir und nicht der liebe, gute Caspar [von] früher. Lieb Caspar hat seine Rheumatismen gänzlich verloren, hingegen hat er sich vor 6 Wochen in Cairo einen heftigen Magen- und Darmkatarrh zugezogen, an dem er wohl lange Zeit zu laborieren hat. (...) Als Bräutigamführer (...) werde ich nun Heinrich Heer oder Gabriel Spälty[26] ersuchen.»

In den ersten Tagen des neuen Jahrhunderts hatte Caspar Spelty seine Erholungsreise angetreten, kurz vor der Hochzeit des Bruders, an der er nicht teilnehmen konnte, war er zurückgekehrt. Drei Monate danach, am 28. August 1900, ist er gestorben.

Die Hochzeit fand am 17. Mai 1900 in St. Gallen statt – Trauung in der St. Laurenzen-Kirche, Feier im Hotel Hecht. Die Hochzeitsreise führte nach Venedig.

In den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts wurden Spelty-Diethelms Kinder geboren, noch zu Lebzeiten von Urgrossmutter Verena Spelty-Tschudi.

- 8 -

Auf Briefpapier der Firma «Giacomo Lieber & Cie., Livorno» gratuliert Felix Weber am 16. Juli 1901 dem Cousin Alexander Spelty und dessen Frau Alice zur Geburt des ersten Kindes, Alexander Caspar (1901–1955), und berichtet dabei über allerlei:

«Wir sind jetzt mitten in der Badezeit, da gehts zwei Monate her wie – nicht gerade an einem Schweizerischen Schützenfest, aber doch mindestens wie an der Riedener Chilbi.»

Und weil seine drei Töchter im Schulalter sind, lässt er sich über das dortige Schulwesen aus:

[25] Der in Glarus praktizierende Arzt Felix Weber-Oertli (1874–1944) war wie Caspar Weber-Teutschländer ein Sohn von Onkel Felix Weber-Heussi.

[26] Als Bräutigamführer amtete Vetter Gabriel Spälty.

«Sie [die drei Töchter] haben endlich ihre Examen vorbei. Diese sind hier sehr streng und dauern für jedes Kind etwa eine Woche. Gritli [Margaretha] ist im ganzen gut durchgekommen, nur im Geometrisch Zeichnen muss sie wie letztes Jahr Nachexamen im Oktober ablegen. Elsa [Elisabeth Anna] dagegen muss fünf Fächer wiederholen. Christina ist mit Leichtigkeit aus der Elementarschule in die höhere gekommen. Die Schulen sind im Allgemeinen hier ganz gut, es scheint mir nur, man stelle an die Schüler zu grosse Anforderungen und überbürde sie mit Aufgaben. Während den langen Sommerferien, von Anfang Juli bis Ende September, ja Mitte Oktober, verschwitzen sie dann natürlich wieder vieles.»

An anderer Stelle des Briefes heisst es:

«In meinem letzten Brief sprach ich von dem bevorstehenden Besuch des jungen Pärchens Kappeler-Stierlin. Wirklich hatten wir die Freude, die lieben Leutchen etwa vier Tage bei uns zu haben. Maria ist ein allerliebstes Fraueli, aber auch der neue Vetter Otto[27] hat uns sehr gut gefallen; er ist ein natürlicher, gesprächiger, intelligenter und «gschlachter» junger Mann, dem wir das herzige Frauchen gern gönnen.»

Die Verwandten aus dem Thurgau waren in jenen Tagen in Livorno nicht die einzigen Besucher aus der Schweiz:

«Was für eine schöne Begrüssung war das doch für den lieben Onkel Jost, gleich bei der Ankunft das freudeverkündende Telegramm zu erhalten! Dass er am Bahnhof von unserer lieben Cousine Maria abgeholt wurde, wird ihn auch freudig überrascht haben.»

Es befand sich also der Grossvater des Alexander Caspar, Jost Spelty-Weber, als sein erster Enkel auf die Welt kam, auf einer Reise in Italien.

Die Glückwünsche selber stehen, wie es sich gehört, am Anfang des Briefes aus Livorno:

«Wir (...) hoffen, dass Euer Alexander Caspar zu Eurer steten Freude zu einem braven und tüchtigen Manne heranwachse und Du, liebe Alice, Dich bald wieder erholst.»

Und am Schluss des Briefes ist zu lesen:

«Es wird aber bald gefährlich, über die Strasse zu gehen; es wimmelt ordentlich von Automobilien, von Velocipes wollen wir nicht sprechen. Livorno als ebene Stadt eignet sich so gut dazu, dass fast jeder fährt.»

1901 – zur Fabrik mit den Maschinen, zum Dampfschiff, zur Eisenbahn und zum Telegraphen sind im Ausklang des 19. Jahrhunderts noch Velo und Auto dazugekommen. Ein neues Zeitalter begann sich einzurichten, das

[27] Otto Kappeler (1869–1935), Kaufmann, war der Sohn von Oberst Hermann Kappeler und der Bruder der ledig gebliebenen Hedwig Kappeler (1860–?), die mit der Schriftstellerin Johanna Spyri (1827–1901) befreundet war und sich aktiv in der Thurgauer Frauenbewegung betätigte. Vgl. Schindler, R., Johanna Spyri. In NZZ, 7./8. Juni 2001; Hasenfratz, H., Bürgerbuch der Stadt Frauenfeld. Frauenfeld 1993, S. 114.

alte, das bürgerliche, war im Begriffe, zu Ende zu gehen. «Fin de siècle» heissen die Jahre des Ausklangs, die noch bis 1914 dauerten, der eigentlichen Jahrhundertwende. Für Europa war es im Vergleich zu dem, was im Jahrhundert der beiden Weltkriege bevorstand, eine lange Friedenszeit, die ihren Abschluss fand – gestört nur von Revolutionen 1830 und 1848, von den Einigungskriegen zwischen 1864 und 1871 und von den Konflikten am Rande des Kontinents. Dieser lange Frieden war der übergeordnete wirtschaftliche Erfolgsfaktor, den sich Joachim Tschudi seinerzeit gewünscht hatte.

Aber die europäischen Mächte waren um 1900 kriegsbereite Gesellschaften – bereit, den Frieden aufs Spiel zu setzen, mit Folgen, die damals nicht abzuschätzen waren. Krieg war ein einigermassen akzeptiertes Mittel der Politik. Die gesellschaftliche Ordnung war militärisch-feudal, etwas demokratisch abgeschwächt in der Schweiz.

Cousin Caspar Sigrist, Kairo (1880–1908), schreibt am 15. Juli 1901 zu Alexander Caspars Geburt:

«Gestern Sonntag teilte mir Emil [Gafafer] mit, dass bei Euch ein Rekrut des Bataillons 85 eingerückt sei. (...) Dass es ein Stammhalter ist, [daran] ist einzig das Schützenfest und der geschossene Becher schuld, mit dessen «Verschwellung» wir den jetzigen Papa einen [solchen] wünschten. Aber jetzt ist's aus, Herr Papa, mit dem «Schützenfestlaufen», jetzt bleibst schön ruhig zu Hause (...). Onkel Jost hat die Kur sicher gut getan, so ein Schlussereignis wird der Kur noch das «Tüpfli» aufs «i» gesetzt haben, kaum in Netstal [aus Livorno] angekommen und schon als Grosspapa begrüsst zu werden (...).»

Das «Bataillon 85» und das «Schützenfestlaufen» spiegeln die erwähnte Stimmung, die am Ende des einen und am Anfang des andern Jahrhunderts in weiten Kreisen herrschte. Auch war das Eidgenössische Schützenfest von 1892 in Glarus um 1900 noch ein Begriff.

VIII. Johann Caspar Tschudis Zeitalter geht zu Ende

- 1 -

Gemeint ist das Zeitalter der Türkischrotfärberei und des «klassischen» Zeugdruckes. «Fin de siècle» hatte auch mit Verfall zu tun.

1901 erschien der epochale Roman Thomas Manns, «Buddenbrooks – Verfall einer Familie». Verfall war grosse Mode. Grosse Mode war auch Krankheit, krank, kränklich zu sein, ob man es tatsächlich war oder nicht. Und man war es im guten Glauben, es fördere die Vergeistigung des Lebens. Man leistete sich, statt einfach vornehm dahinzusiechen, regelmässig eine Badekur mit Kursaal und Kurkapelle.[1]

Alexander schreibt am 19. Oktober 1900 seiner in St. Gallen weilenden Frau:

«Lieb Papa verreiste gestern 3.54 nachmittags nach Baden, wo er wahrscheinlich bis nächsten Samstag bleibt, somit bin ich allein im Geschäft und habe viel zu schaffen.»

Zwei Tage später heisst es:

«Von lieb Papa erhielten [wir] gestern guten Bericht von Baden. Er logiert im Grand Hotel, wo er sehr gute Gesellschaft fand, unter andern Cousin und Cousine Caspar und Elise Jenny-Aebli von der Ziegelbrücke, dann seinen Busenfreund Gabriel Freuler von Ennenda und viele alte Bekannte.»

Im Glarnerland hiess «Verfall» Fabrikschliessungen. Die einstmals bedeutende Zeugdruckerei «Schuler, Heer & Co.» (vormals Johannes Heer[2]) in Glarus hatte – wie erwähnt – die Tore schon 1896 geschlossen. 1905 folgte die Firma Brunner auf der Abläsch in Glarus, 1909 die Firma Egidius

[1] Brendecke, A., Fin de Siècle? Die Facetten eines historischen Topos. In: NZZ, 18./19. November 2000, Nr. 270.

[2] Gründer der Firma war Johannes Heer-Stüssy (1792–1856). Teilhaber waren dessen Söhne Rudolf Heer (1818–1893) und Andreas Heer (1820–1864), dessen Schwiegersohn Jakob Schuler-Heer (1814–1894) und eben Johannes Heer-Schuler, seinerseits Schwiegersohn von Jakob Schuler-Heer.

Kaspar Weber-Wollstadt (1854–1913).
«Rabenfabrik».

Trümpy & Co. im Oberdorf in Glarus, 1906 die Firma Daniel Jenny & Co. in Ennenda, die aber nur die Druckerei aufgegeben hatte, nicht die Spinn- und Weberei.[3]

Für die «Rabenfabrik» ist dem Glückwunschtelegramm der Belegschaft vom 17. Mai 1900 zur Hochzeit von Alexander und Alice Spelty-Diethelm zu entnehmen, dass dort noch «Meister, Drucker, Druckerinnen, Schalerjungfern, Handlanger und Farbköche» beschäftigt waren. Aber nach dem zweiten Brand 1903 wurde auf den Wiederaufbau verzichtet und die Firma Weber & Co. liquidiert. 1906 schloss Jost Spelty-Weber zusammen mit Caspar Weber-Wollstadt einen Vertrag mit den Schweizerischen Bundesbahnen über die Abtretung von Boden «behufs Erstellung eines neuen Verladeplatzes auf der Station Netstal» und «zur Dammverbreiterung linthseits der Bahn». 1909 unterschrieben die gleichen Vertreter der «Rabenfabrik» den Vertrag mit den «Herren Leumann, Boesch & Cie.» von Kronbühl (St. Gallen) über den Verkauf des Fabrikareals mit dem, was bestehen geblieben war, und des Wasserechts am Netstaler Dorfbach.

[3] Daten 3, S. 486.

Noch am 31. Januar 1895 hatte Jost Spelty-Weber dem Sohn Alexander einigermassen zuversichtlich nach Ägypten berichtet:

«In unserer Fabrik ist ordentlich Beschäftigung. So teilte mir gestern Onkel Hilar ein Telegramm von Ziegler, Tauris, mit, worin er grössere Verkäufe anzeigt und neue Ordres erteilt. Sonst wird in unsern Druckereien nur wenig gearbeitet, doch etwas mehr als früher.»

Jost Spelty schreibt hier zu Recht von «unserer Fabrik», da er nach der Bilanz vom 30. Juni 1903 mit Fr. 45000.– Kommanditär der Firma war – neben seinen beiden Schwägern, Caspar Sigrist-Weber und Fritz Sigrist-Weber, und der Schwägerin Verena Weber mit Kommanditen von je Fr. 40000.–. Letzte Teilhaber waren Caspar Weber-Wollstadt mit Fr. 100000.– und die Erbinnen von Hilarius Weber-Wild, Anna und Elisabeth, mit je Fr. 50000.–. Der dritte Sohn von Caspar Weber-Spälty, Felix Weber-Heussi, der einstige Leiter der Filiale in Beirut, war inzwischen aus der Firma ausgeschieden und erscheint darum in der Bilanz nicht mehr.

Das «Waren-Conto per 30. Juni 1903» gibt über die damalige Präsenz der Weber & Co. im Orient Auskunft. Es bestanden noch folgende «Consignations-Lager»: Schuep & Co., Aleppo, für Fr. 45646.25; Weber & Co. (Caspar Sigrist-Weber), Beirut, für Fr. 22287.–; G. Asfar & fils, Bagdad, für Fr. 42210.10; Fritz Sigrist-Weber, Kairo, für Fr. 3384.60; Ziegler & Co., Tauris, für Fr. 10667.60.

In der Bilanz vom 30. Juni 1903 tauchen der uns wohlbekannte Léon Gafafer, der sich in London niedergelassen hatte, und seine Schwester Elise Leuzinger-Gafafer (1861–1916) auf. Mit kleinen Beträgen auch Alexander Spelty-Diethelm, der gelegentlich auf dem Büro ausgeholfen hatte. Ferner sind Guthaben der Witwe von Hilarius Weber, Anna Weber-Wild (1859–1937)[4] aufgeführt.

Der Niedergang der Glarner Zeugdruckerei hatte für die Firma «Jost von Alexander Spelty», deren eine Zweig chemische Produkte für die Druckereien, hauptsächlich Farben, vertrieb, direkte Auswirkungen. Der andere Zweig, die Versicherungs-Agenturen, gehörte zu einem krisenfesteren Wirtschaftszweig.

Bis zur Liquidation wurden weiterhin Farben geliefert. Der Firma Daniel Jenny & Co. wurden 1905 und 1906 noch Brillant-Diamilrot, Alizarin, Ve-

[4] Anna Weber-Wild war die Tochter von Georg Wild-Streiff (1824–1894), von Mitlödi, geboren in Bordeaux, der um 1857 im st. gallischen Neuhaus (b. Eschenbach) eine mechanische Weberei errichtete und dem auch Fabriken in Eschenbach, Schmerikon, im französischen Baume-les Dames (Doubs) und im württembergischen Lomersheim gehörten. Er produzierte unter anderem Tücher für die Glarner Yasmasdruckereien, auch für die «Rabenfabrik». Die Fabriken wurden um 1907 von Georg Wild jun. (1849–1908) veräussert, die schweizerischen an den St. Galler Beat Stoffel.

Hilarius Weber (1852–1898) und Anna Weber-Wild (1859–1937) mit Tochter Anna Katharina Elisabeth Weber (von Meyenburg-) (1889–1977).

suvin, Phloxin und Erythrosin extragelb geliefert; der Firma Egidius Trümpy & Co. Erythrosin extrabläulich, Neuorange, Ponceau und Blauholzextract. Die noch bis 1929 produzierende Firma Tschudi & Co. bestellte in dieser Zeit Thiogenbraun, Betanaphtol, Paranitranilin, Alphaptylamin, Hydrosulfit und Alizarin gelblich. Zu den Kunden gehörten auch die Firmen Gebrüder Freuler & Co. in Ennenda, Trümpy, Schäppi & Co. in Mitlödi, C. & J. Luchsinger & Co. in Näfels, Gebrüder J. & J. H. Streiff & Co. in Glarus, AG Baumwolldruckerei Holenstein in Glarus und R. Schlittler & Co. in Leuggelbach.

Nicht nur mit Fabriken ging es zu Ende. Im «Schwert» in Netstal endete die Ära Spelty-Tschudi mit dem Tod der «Schwertwirtin» Verena Spelty-Tschudi, die 1906 hochbetagt starb. Ihre Tochter, Christina Weidmann, welche ihre

Nachfolgerin hätte werden können, zog es vor, den Lebensabend bei ihrem Sohn Felix Weber in Livorno zu verbringen.

Am 12. August 1905 erscheint das «Schwert» noch einmal in einem Brief, den eine Freundin von Alice Spelty-Diethelm (vermutlich Hedwig Sand aus St. Gallen) dieser zur Geburt der zweiten Tochter schreibt:

«Denk Dir, letzten Donnerstag auf Freitag waren wir in Netstal (am Klöntalersee) und haben bei Deiner Tante, Frau Weidmann, übernachtet. Wir sprachen viel von Dir. (...) [Wir] sind ganz entzückt von der Gegend am See, auch Netstal ist sehr hübsch gelegen. Wir waren mit einem Einspänner mit einem Herr Weber am See und zurück und sahen am Abend den Spiegel wundervoll. Am nächsten Tag fuhren wir mit demselben Wagen über den Kerenzerberg nach Obstalden und Mühlehorn (...).»

Am 22. Juni 1907 verkauften die Erben, Christina Weidmann, Kirchenvogt Jost Spelty-Weber und Fabrikant Emil Spelty-Spälty das Heimwesen, bestehend aus Gasthaus [samt Mobiliar], Anbau, Waschhaus, Garten und Platz, an Johann Frei-Nauer, «zum Sternen», Wil SG.

Für viele Unternehmen der Glarner Zeugdruckerei war der Orient für Jahrzehnte ein wichtiges Absatzgebiet gewesen. Für die «Rabenfabrik» und die mit ihr liierten Familien war er, indem sich eine davon in Kairo und eine andere in Beirut niederliess, mehr als nur das. Selbst die ledige Verena Weber, «auf dem Rabenplatz», hatte Kairo mehrmals besucht, und den beiden Söh-

Christina Weidmann-Weber-Spelty
(1837–1913).

nen in der «Lunde» war das Morgenland zur Ausbildung und zur Erholung eine Reise wert. Jost Spelty schreibt am 10. November 1903 dem Sohn Alexander, der in Chur Militärdienst leistete, Folgendes:

«Gestern Nachmittag 2.40 verreisten Lieb Tante Verena und Onkel Fritz nach Zürich, von wo sie Abend 10 1/2 Uhr über den Gotthard nach Mailand weiterfahren. Von da fahren sie heute noch Nachmittag 1 Uhr nach Venedig und schiffen sich dann Donnerstag Vormittag in Triest ein und hoffen, nächsten Montag, den 16. November, wohlbehalten in Alexandrien einzutreffen.»

- 2 -

Für den Historiker Golo Mann nimmt der Orient in seiner «Deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts» innerhalb der Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges eine besondere Stellung ein. Wo um die Jahrhundertwende die deutschen Interessen lagen und wohin die deutschen Energien zielten, zeige deutlich die «Bagdadbahn». Diese mehrheitlich mit deutschem Kapital gebaute Bahn führte von Konstantinopel quer durch die Türkei, 1896 bis Ankara und 1903 über Aleppo bis Bagdad. Die Bahn sollte den Orient mit dem Balkan, mit Österreich und mit dem Deutschen Reich verbinden.[5] Wäre sie zwei, drei Jahrzehnte früher gebaut worden, hätte sie der Glarner Druckerei-Industrie gute Dienste geleistet, was die von einer internationalen Finanzgruppe erstellte Orientbahn, die Europa mit Konstantinopel verbindet, schon tun konnte. Es wird dafür Gründe gegeben haben, dass sich der Sitz der Baugesellschaft für die Bagdadbahn in Glarus befand. Das Glarnerland kam bei der Realisierung der Bahn noch auf eine andere Art zum Zuge: Als um 1910 die Bahn bis Basra, also Richtung Persischer Golf, weitergeführt wurde, leitete der Netstaler Fritz Sigrist (1881–1963), aufgewachsen in Beirut und ausgebildet an der ETH in Zürich, Cousin der Spelty-Söhne in der «Lunde», als Oberingenieur die Bauarbeiten. Von Bagdad aus baute eine französische Gruppe Stichbahnen nach Damaskus und Medina.

Hinter dem Bagdadbahn-Projekt steckte die Idee, dass im Nahen Osten für Deutschland neue Märkte zu finden seien, sogar: dass dort Deutschlands natürliches Ausbreitungsgebiet liege. Dieses Streben des Kaiserreichs Richtung Bagdad und darüber hinaus, war, weil es russischen und englischen Interessen zuwiderlief, eine der Ursachen des Ersten Weltkrieges. Die Bagdadbahn war das offensichtliche Ergebnis von deutsch-türkischem Einvernehmen, das den russisch-deutschen Gegensatz förderte. Den englisch-deutschen Gegensatz förderte die deutsche Flottenpolitik mit den Schlachtschiffen des Admirals von Tirpitz. Es musste alles zusammen eine grosse

[5] Mann, S. 518f und 525.

Koalition gegen das Deutsche Reich herbeiführen. Trotz uralter Rivalität schlossen sich 1904 England und Frankreich zur «Entente cordial» zusammen. 1907 folgte eine «Entente» zwischen England und Russland. Frankreich erhielt bei diesem Spiel der Mächte freie Hand in Marokko – gegen Deutschland; und Russland bekam eine solche auf dem Balkan – gegen Österreich und die Türkei.[6]

Die Beiruter-Sigrist, Caspar und Katharina Sigrist-Weber sowie ihre Kinder, Caspar Rudolf (1872–1942), Caspar (1875–1950), Judith Catharina (Cäthi) (1877–1963), Fritz, der Bagdadbahn-Ingenieur, und Elisabeth (1885–1950), haben den Orient nach und nach verlassen und sind in die Schweiz zurückgekehrt. In Kairo war – wie wir wissen – 1900 Lise Sigrist-Weber gestorben; ihr Mann Fritz folgte ihr 1904, der jüngere Sohn, Caspar (1880–1908) bald darauf. Der ältere, Johann Caspar Rudolf (1877–1939), blieb in Ägypten. Weil er das nicht zum voraus wissen konnte, hatte er sich vorgesehen und sich früh ein «Andenken» zugelegt. Jost Spelty-Weber erhielt am 30. Juni 1909 aus München von Kunstmaler C. Wuttke (1849–1927) eine Postkarte mit folgendem Inhalt:

«Hierdurch die ergebene Mitteilung, dass ich morgen eine Sendung an Ihre Adresse expediere, enthaltend drei Ölgemälde: «Bilder aus Ägypten», welche ich im Auftrage und für Herrn Rudolf Sigrist – Cairo malte. Die Kiste ist versichert mit Fr. 2000.– und dürfte in circa 8 Tagen bei Ihnen eintreffen. Vermutlich weilt Herr Bosshard[7] z. Z. in Netstal, um die Gemälde in Empfang zu nehmen.»

- 3 -

Jost Spelty-Weber starb am 20. März 1911 72-jährig. Wir haben ihn als Geschäftsmann, als Musikliebhaber und Theaterfreund kennen gelernt. Er war von 1887 an auch für einige Jahre Mitglied des Landrates und gehörte der «Bankrechnungs-Prüfungs-Commission» an. Acht Monate nach seinem Tod verkaufte die «Fa. Weber & Cie. in Liquidation» verschiedene Immobilien an Teilhaber, an Erben ehemaliger Teilhaber und andere Verwandte. Die Kaufsumme wurde «durch gegenseitige Verrechnung beglichen».[8]

[6] Mann, S. 527ff, 542ff, 553ff und 563ff.
[7] Fritz Bosshard war ein Mitarbeiter von Fritz Sigrist-Weber in Kairo.
[8] Unterschrieben wurde der Kaufvertrag von der Tochter Anna des 1897 verstorbenen Hilarius Weber-Wild; für ihre noch minderjährige Schwester Elisabeth unterschrieb deren Vormund Emil Gafafer. Für Rudolf Sigrist in Kairo unterschrieb Cousin Alexander Spelty-Diethelm. Nicht vertreten lassen musste sich der ebenfalls beteiligte «Beiruter» Rudolf Sigrist, der inzwischen in die Schweiz zurückgekehrt war und sich in Rorschach niedergelassen hatte.

Glarus, den 1. Juni 1918.

P. P.

Höfl. bezugnehmend auf nebenstehendes Zirkular, teile ich Ihnen mit, dass ich das Commissionsgeschäft meines verstorbenen Onkels,

Herrn **Emil Spelti**, senior, in Netstal,

mit Aktiven und Passiven übernommen habe.

Das der Firma Emil Spelty, senior, bisher entgegengebrachte Zutrauen und Wohlwollen bestens verdankend, bitte ich Sie, damit auch mich gütigst beehren zu wollen.

Indem ich Sie noch ersuche, von den nachstehenden Unterschriften gefl. Vormerkung zu nehmen, empfehle mich Ihnen

Hochachtungsvoll

Alexander Spelty.

Herr Alexander Spelty-Diethelm
wird zeichnen:

Alexander Spelty.

Herr Natal Melcher
wird zeichnen:

Alexander Spelty
N. Melcher

Emil Spelty-Spälty (1841–1916). Verkauf seines Geschäftes an Alexander Spelty-Diethelm per 1. Juni 1916.

Dass Alexander Spelty nicht nur in solchen Angelegenheiten, sondern auch im Geschäft nahtlos die Nachfolge des Vaters antrat, versteht sich von selbst. Er überlebte aber diesen nur um acht Jahre. Die seit 1866 bestandene Firma «J. von Alexander Spelty in Netstal» wurde mit dem 1. Juli 1911 unter der neuen Firma «Alexander Spelty» fortgeführt – «in bisheriger Weise», wie es im Rundschreiben an Kunden und Geschäftsfreunde heisst. Das Agentur- und Kommissionsgeschäft bestand aus der General-Agentur der «Zürich», aus den Agenturen der «Helvetia» und der «Stuttgarter Lebensversicherungsbank» («alte Stuttgarter») und aus der Vertretung für Anilinfarben und für synthetisches Alizarin «für erste deutsche Häuser», u. a. der «Farbwerke Hoechst AG, vormals Meister Luzius & Brüning», Hoechst am Rhein.[9]

Wie schwierig die Bedingungen für die Türkischrotfärberei inzwischen geworden waren, zeigt die Tatsache, dass diese 1909 in der Schweiz neben der Firma Tschudi & Co. in Schwanden nur noch von den Firmen Ziegler & Co. in Neftenbach und Sulzer & Co. in Aadorf sowie den Gebrüdern Hofmann in Uznach betrieben wurde – der Türkischrot-Ätzdruck neben Tschudi und Hofmann nur noch von der Firma Friedrich Oertli in Näfels.[10] Mit der Firma Sulzer & Co. bestand eine verwandtschaftliche Beziehung, indem eine Enkelin der Johanna Dorothea Stierlin-Hanhart einen Aadorfer Sulzer heiratete.

Am 8. August 1905 gratuliert Alexanders Freund Willy Krauss in Elbersfeld zur Geburt der Tochter Lily Clara und fügt noch Folgendes bei:

«Geschäftlich bin ich zufrieden, habe aber viel zu tun. Auf der Rückreise war ich vorige Woche 2 Tage in Hoechst und hörte von Herrn Roland, dass im Glarner Ländle soweit noch alles beim Alten ist.»

«Alles» war freilich nicht mehr beim Alten, wie es aus Distanz aussehen mochte. An der Hochzeit von Gabriel und Annie Spälty-Bally am 7. März 1910 im Grand Hotel Baden ist in einem extra für den Tag gereimten Lied von «Baumwollsorgen» des Bräutigams die Rede, der im «Spinnsaal die Rädchen» zählt: «Wer weiss, vielleicht schon morgen/erfolgt ein grosser Krach!» Zum Zeitgeist passte, dass am Schluss des zwölfteiligen Musikprogramms der Marsch «Vom Kaisermanöver zurück» gespielt wurde.

Josts Schwester Christina starb 1913 76-jährig in Livorno. Der Neffe Jost Emil Spelty-Brunner[11] starb 1914 im Alter von 50 Jahren. Sein Agentur- und

[9] Jenny, Handel 2, S. 458.
[10] Jenny, Baumwolle, S. 41.
[11] Emil Spelty-Brunner bezeichnete sich auf seinem Briefpapier als Maschinentechniker. Er handelte mit Weberei-Zubehör (Zettel- und Webbäume, Schlagriemen, Webervögel, Treibriemen etc.).

Kommissionsgeschäft ging zuerst an den Vater, Johann Caspar Emil Spelty-Spälty, über, der in den letzten Jahren in der Firma des Sohnes als Prokurist tätig gewesen war. Nach dessen Tod 1916 traten die Erben das Geschäft Alexander Spelty-Diethelm ab, der den Geschäftssitz inzwischen nach Glarus verlegt hatte.

- 4 -

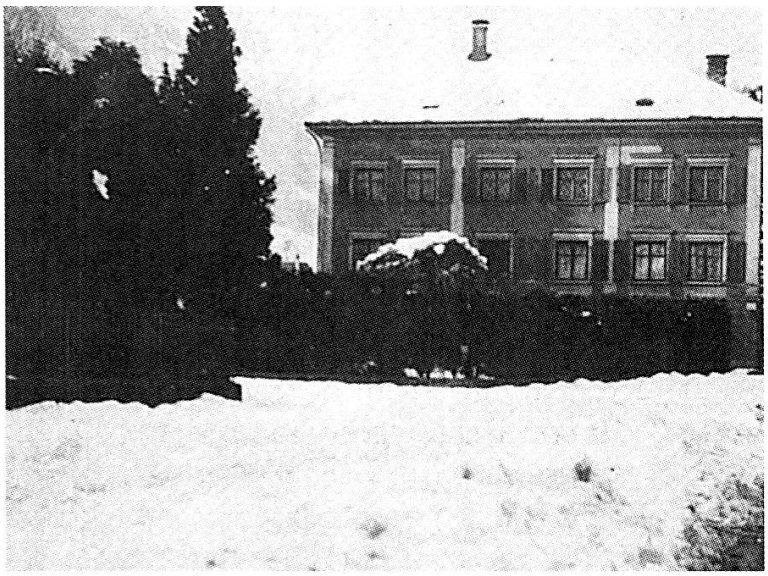
1913 erwarb Alexander Spelty in Glarus das Haus «auf der Kipfe», in dem die berühmten Gebrüder von Tschudi geboren worden waren und das seiner Frau wegen, die aus einem Haus in St. Gallen dieses Namens stammte, heute «Freienstein» genannt wird. Bis das Haus umgebaut war und bezogen werden konnte, war es Sommer 1914. In die Zeit, da sich die Generationen bei den Speltys und auch bei den Stierlins ablösten, fällt der Erste Weltkrieg. Von dessen Anfang berichtet der Brief vom 5. August 1914, den Anna Maria Waldvogel aus Diessenhofen, aus dem – wie sie schreibt – «Grenzgebiet», an Clara Stierlin-Müller (1883–1970), der Frau des Neffen Georg August Stierlin (1878–1921) schreibt:

«Nur ein paar Zeilen möchte ich Dir schreiben, damit Du weisst, dass ich an Dich denke. Ihr armen Fräuli überall herum, die Ihr Eure Männer jetzt habt in den Krieg geben müssen! Und danebst die viele Arbeit, die gemacht werden soll. Aber die Zeit geht dann doch herum, und hoffentlich hast Du doch Hilfskräfte aus dem Dorf, wenn die Fabrik stillsteht, wie ich annehme. (...) Man täte überhaupt sehr gern etwas, wenn man nur wüsste, wo und wie für das grosse Elend im Land. Nur bei uns ist's ja noch lange nicht so gross wie in den andern Ländern. Wir wollen doch hoffen, dass unsere Soldaten wieder heil und gesund zurückkommen. Ich «verstrupfe» fast, bis ich weiss, wo Georg, Hans, Paul, Otto und Ernst sind. (...) Morgen gehe ich zu Lilli. Ob es auch etwas weiss vom Krieg? (...) Hier im Eichenbühl ist's still wie im Paradies und doppelt schön, weil ich weiss, dass die Herrlichkeit nun ein Ende haben wird. Ich habe auf den November gekündigt. Es wird mir g'spässig vorkommen. Aber man weiss ja noch nicht, ob das Städtlein bis dann nicht zusammengeschossen wird.»

Frau Pfarrer Waldvogel war nicht die einzige, die nicht wusste, wie es mit dem Krieg weitergeht und was daraus wird.

Am 17. Januar 1916 erhielten die Spelty-Diethelms von Dr. Hans Kern, Oberarzt beim Kaiserlichen Feldartillerie-Regiment Nr. 65, verheiratet mit Ida Grubenmann aus Diethelms Appenzeller Verwandtschaft, eine am 9. Januar geschriebene Feldpostkarte:

«Für den lieben Gruss, den Ihr mir zugeschickt habt, meinen besten Dank. Ich freue mich sehr, dass Ihr so meiner gedenkt. Von zu Hause habe ich gute Nachricht, Ihr wisst ja, dass wir uns aufs Neue freuen. Von 1915 habe ich



«Kipfe», nachmals «Freienstein», Glarus.
Zustand vor 1913/14.

sehr leicht Abschied genommen. (...) Das Kriegsglück hat mich ziemlich weit herumgeführt. Seit einiger Zeit stehe ich bei einem Art. Reg. Ob wir unser letztes Neujahr im Feld gefeiert haben, möchte ich bezweifeln.»

Es sind eher leise Töne, die auf dieser und auf der folgenden Postkarte angeschlagen werden. Es sind Väter, die mit ein paar Worten dartun, dass Krieg ist und was Krieg ist. Willi Krauss schreibt am 5. Januar 1917 aus Hoechst:

«Dein freundlicher Weihnachtsbrief hat mich sehr gefreut und danke ich Dir für Deine Wünsche, die ich aufs herzlichste erwidere. Du hast Recht, wir machen schwere Zeiten durch, aber trotzdem sind wir alle wohlauf und hoffen auf die Zukunft. Leider hat der Krieg meinen zweiten Sohn als Opfer gefordert, er fiel bereits im Januar 1915 in Frankreich, was ich Dir seinerzeit wohl mitteilte? Meine beiden andern Söhne sind Gott sei Dank wohl und munter. Es freut mich besonders zu hören, dass es Deiner lieben Mutter in ihrem hohen Alter ordentlich geht und bitte ich Dich, sie recht herzlich von mir zu grüssen. Hoffentlich ist es mir nach dem Krieg vergönnt, sie wieder mal zu begrüssen und belebe sich auch dann das Geschäft wieder mehr und mehr.»

Das Deutschland von 1917 war nicht mehr jenes von 1914. Man war 1914 mit Begeisterung – der Stimmung der vorhergegangenen Jahre entsprechend – in den Krieg gezogen, in der Meinung, an Weihnachten wieder zu Hause zu sein.

Der Krieg, der 1914 begann, war der Krieg, der angeblich einmal kommen musste, der kam, weil es vermeintlich oder tatsächlich um die Herrschaft über Europa und über möglichst grosse Teile der Welt ging

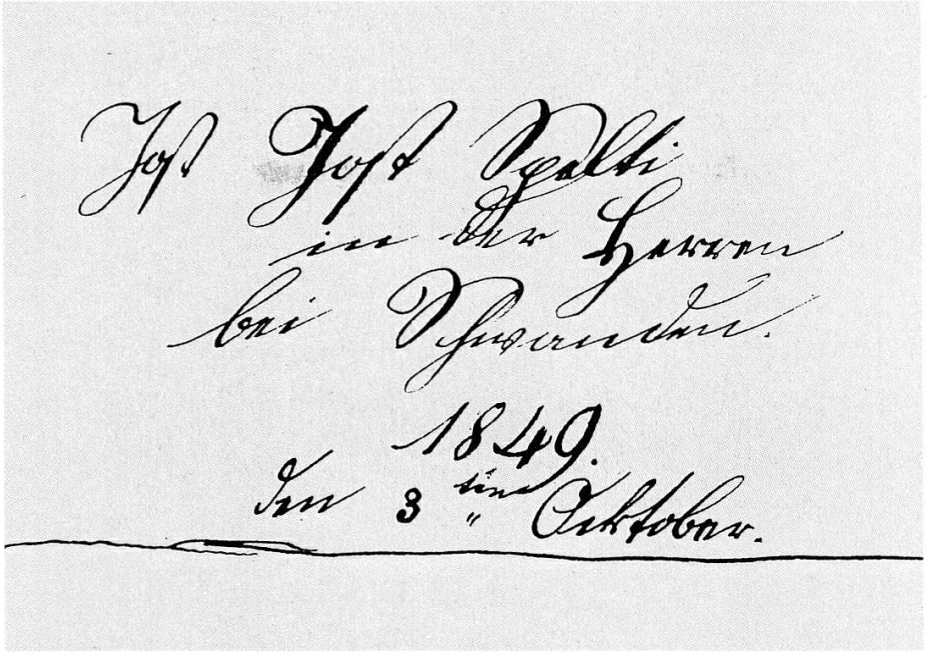
Von allen Verträgen, die Reichskanzler Otto von Bismarck mit dem einen Zweck, den Frieden in Europa und damit sein «Werk», das Deutsche Reich,

Erster Weltkrieg: Durchhalte-Parole, um 1917.

zu erhalten, seit den 1870er-Jahren ausgehandelt hatte und die seine Nachfolger nicht zu handhaben wussten, war nur der erste, der österreichisch-deutsche, übrig geblieben – verhängnisvollerweise.[12] Eigentlich kann man die Entstehungsgeschichte auf sich beruhen lassen. Wichtiger ist seine Hinterlassenschaft – die unmittelbaren und die mittelbaren Folgen.

Mit Emil Spelty-Spälty starb 1916 nach Bruder Jost und Schwester Christina der letzte Enkel Johann Caspar Tschudis, der diesen noch gekannt hatte.

[12] Noch 1915 feierte die Kriegsbegeisterung Urstände. In «Händler und Helden» hat Werner Sobart (1863–1941), Wirtschaftswissenschafter, indem er deutschen Heldengeist gegen englische Krämerseele ausspielte, den Satz geschrieben: «Weil aber im Krieg erst alle Tugenden zur vollen Entfaltung kommen: darum erscheint uns, die wir vom Militarismus erfüllt sind, der Krieg selbst als das Heiligste auf Erden.» NZZ, 28. Oktober 2004, S. 11; Vgl. Mann, S. 570–657; Stern, F., Verspielte Grösse. München 1999, S. 37–68.



Jost Spelty: Unterschriftprobe.

Wir können uns vorstellen, dass die beiden Enkel und die Enkelin dem Grossvater auf dem Comptoir Gesellschaft geleistet haben – Jost jedenfalls hat auf einem Blatt mit Notizen Johann Caspars seine Spuren hinterlassen.

Die drei Söhne Joachim Tschudis, also Johann Caspars Tschudi-Enkel, waren erst nach dem Tod des Grossvaters geboren. Am Anfang des neuen Jahrhunderts lebten dreizehn Kinder dieser Enkel, die in den späten 1880er- und in den frühen 1890er-Jahren geboren worden waren.

In einem Brief von Alice Spelty-Diethelm an ihren Sohn Alexander, der sich bei Verwandten in Neuenburg aufhielt, heisst es am 17. Juli 1916:

«Beiliegend sende ich Dir etwas Briefpapier. Die 2 schwarzgeränderten Bogen wären für Tante Rosa Spelty und für Grossmama, wenn Du ihnen Dein Beileid ausdrücken wolltest. Onkel Emil hatte letzten Mittwoch einen Schlaganfall, der ihn auf der einen Seite lähmte. Es ist ein Glück, dass er das Bewusstsein nicht mehr erreichte und Freitag früh 1 Uhr hinüberschlummern durfte. Du kannst Dir vorstellen, dass er uns noch oft fehlen wird. Für Grossmama ist es besonders traurig, wieder einen lieben Menschen der alten Generation missen zu müssen.»

In einem an ihren Mann gerichteten Brief vom 8. September 1918 aus Braunwald geht es um ein mittelbares Opfer des Krieges. Die so genannte Spanische Grippe hatte auch in der Schweiz vor allem zahlreiche Wehrmänner dahingerafft:

«Der gestrige Trauerbericht lässt mich nicht mehr los und erschüttert mich geradezu. Die arme Ida [Louise Tschudi-Schümperlin, 1877–1946], die nun

Lill Tschudi (1911–2004): Linolschnitt «Landsgemeinde».

für immer ihr Liebstes hergeben muss! Ich habe ihr sowie Henri [Tschudi, 1888–1935, Bruder des Verstorbenen] und Tante Oberst [Mathilde Tschudi-Merian, Stief-Grossmutter] conduliert.»[13]

Ein Opfer der Grippe wurde auch der Kunstmaler Jakob Wäch (1893–1919), der mit der Tochter von Emil Spelty-Brunner, Rosa Elisabeth (1894–1975), verheiratet gewesen war.[14]

[13] Der Verstorbene, Friedrich Tschudi (1883–1918), war der Sohn von Johann Caspar Friedrich Tschudi (1856–1902) und ein Enkel Joachim Tschudis. Er war der Vater der für ihre Linolschnitte weit über das Glarnerland hinaus bekannten Künstlerin Lill Tschudi (1911–2004). Vgl. Neuburg, H., Lill Tschudi, vom Figurativen zur abstrakten Expression. Glarus 1979.

[14] Glarner Kunstverein, Die Sammlung. Glarus 1995, S. 215ff; Kurzmeyer, R., Auf ein Bild hin, Jakob Wäch (1893–1918). Basel und Frankfurt a. M. 1997.

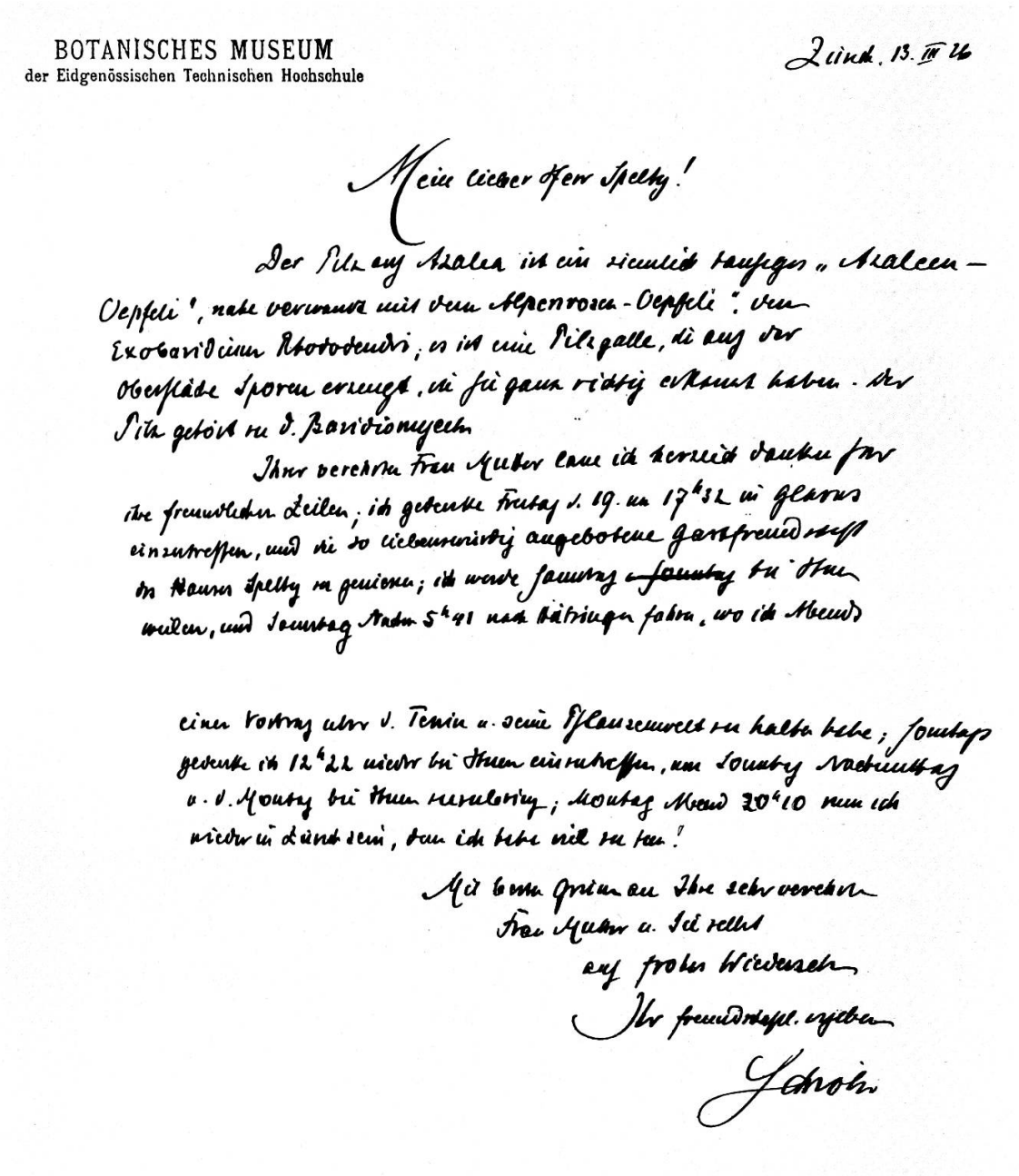
Alexander Caspar Spelty (1901–1955).

Seit dem Tod des Vaters, des Onkels und des Cousins liefen, was die Geschäfte der Speltys betrifft, alle Fäden bei Alexander Spelty-Diethelm zusammen. Sogar mit den Restbeständen der «Rabenfabrik», die 1904 in Liquidation gegangen war, bekam er noch zu tun.[15]

Der Tod des Vetters Friedrich Tschudi hatte Alice Spelty-Diethelm «nicht mehr losgelassen» und «geradezu erschüttert». Fast auf den Tag genau ein Jahr später, am 5. September 1919, starb ihr eigener Mann 46-jährig. Seit 1917 hatte er – wie seinerzeit Bruder Caspar – an Gelenkrheumatismus, verbunden mit einem Nierenleiden, gelitten. Auch drohte ihm – wie seinerzeit dem Grossvater – völlige Erblindung. Denkt man an die zahlreichen Briefe, die er geschrieben hat, an die Reiseberichte, an die oft kritischen Berichte aus dem Militärdienst, so sieht man vor sich einen Mann, der sich zwar nicht quergestellt hatte, aber auch nicht ausgesprochen angepasst war.

Mit Alexander Spelty-Diethelms Tod ging eine über drei Generationen bestandene Geschäftstätigkeit der Speltys als Dienstleister und Zulieferer der Glarner Textilindustrie zu Ende. Alexander Spelty-Diethelms Geschäft war nicht, wie man es hätte erwarten können, einfach auf den dritten Alexander

[15] Von den letzten Teilhabern der «Rabenfabrik» waren 1898 Hilarius Weber-Wild (geb. 1856) und 1913 sowohl Felix Weber–Heussi (geb. 1837) als auch Kaspar Weber-Wollstadt (geb. 1854) gestorben. Zuletzt verwaltete Alexander Spelty-Diethelm für die Weber-Wollstadt-Kinder, Elisabeth, Katharina und Kaspar, den Nachlass ihrer Mutter, Anna Maria Weber-Wollstadt (1855–1917).



BOTANISCHES MUSEUM
der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Zürich, 13. III 26

Mein lieber Herr Spelty!

Der Pilz auf Azalea ist ein ziemlich häufiges „Azaleen-Oepfeli", nahe verwandt mit dem Alpenrosen-Oepfeli: dem Exobasidium Rhododendri; es ist eine Pilzgalle, die auf der Oberfläche Sporen erzeugt, die Sie ganz richtig erkannt haben. Der Pilz gehört zu d. Basidiomycet.

Ihrer verehrten Frau Mutter kann ich bereits danken für ihre freundlichen Zeilen; ich gedenke Freitag d. 19. um 17h32 in Glarus einzutreffen, und die so liebenswürdig angebotene Gastfreundschaft von Herrn Spelty zu geniessen; ich werde Samstag ~~Sonntag~~ bei Ihnen weilen, und Sonntag Abend 5h41 nach Bätzingen fahren, wo ich Abend einen Vortrag über d. Tessin u. seine Pflanzenwelt zu halten habe; Sonntag gedenke ich 12h22 wieder bei Ihnen einzutreffen, um Sonntag Nachmittag u. d. Montag bei Ihnen zuzubringen; Montag Abend 20h10 muss ich wieder in Zürich sein, denn ich habe viel zu tun!

Mit besten Grüssen an Ihre sehr verehrte Frau Mutter u. Sie selbst auf frohes Wiedersehen

Ihr freundschaftl. ergebener

Schröter

Carl Schröter (1855–1939), Prof. Dr.: Brief an Alexander Spelty vom 13. März 1926.

Spelty übergegangen. Dieser ist bei seiner Geburt von der Urgrossmutter, Verena Spelty-Tschudi, in ihrem Brief vom 14. Juli 1901 als derjenige begrüsst worden, dem aufgetragen sei, «ehrenwerte Fortsetzung» dessen zu sein, was der Urgrossvater Alexander gegründet und hinterlassen hatte und was der Grossvater Jost und der Vater Alexander «in Händen haben.»

Diese Erwartung der Urgrossmutter wurde schon deshalb nicht erfüllt, weil er sich vorgenommen hatte, Naturwissenschafter zu werden. Dann aber ist er fünf Monate nach dem Tod des Vaters, am 5. Februar 1920, als Kan-

tonsschüler in St. Gallen von einer unheilbaren Krankheit befallen worden, von der Encephalitis epidemica (oder lethargica), von der europäischen Schlafkrankheit, auch «Schlafgrippe» genannt. Die von Viren verursachte epidemische Gehirnentzündung geht mit Schlafsucht und Lähmungen einher und führt zu einem fortschreitenden physischen Zerfall und zu verfrühtem Tod.

Am 30. Oktober 1929 schreibt der Cousin Emil Gafafer der Mutter Alexanders am Schluss eines Briefes:

«Gestern hatte ich das Vergnügen, Alexander auf meinem Bureau zu sehen und habe ich ihm zu seinem nun ebenfalls gut bestandenen zweiten Examen gratuliert.»

Alexander hatte am Poly in Zürich noch studieren können. Zum Bedauern des Botanikprofessors Carl Schröter (1855–1939), Oswald Heers (1809–1883) Schüler und Nachfolger, war an eine entsprechende Laufbahn nicht mehr zu denken. Schröter blieb Zeit seines Lebens mit Alexander und der Familie verbunden.[16]

Alexander Caspar Spelty starb am 23. Januar 1955, 54-jährig.

- 5 -

Bei den Stierlins im thurgauischen Wängi, dem Hanhart-Zweig von Johann Caspar Tschudis Nachkommenschaft, kam das geschäftliche Ende 1918, bei den Tschudis «in der Herren» kam es elf Jahre später.[17]

Johanna Dorothea Stierlin-Hanharts Mann, Georg Joachim Stierlin, starb 1912. Ein Jahr zuvor war in Wängi die Spinnerei vollständig abgebrannt. Die Weberei wurde von Sohn Paul Joachim Stierlin-Naumann (1890–1956) in vierter Generation fortgeführt und dann 1918 einer Aktiengesellschaft verkauft. Paul Joachim selber wandte sich andern Tätigkeiten zu.[18]

Der Sohn von Hans Rudolf Stierlin, Hans August Stierlin, gründete 1944 in Schlieren die Kühlschrankfabrik «Sibir». Er war mit einer Enkelin des «Rabenfabrik»-Teilhabers Kaspar Weber-Wollstadt verheiratet, dessen Sohn Kaspar Weber-Woronin 1918 aus Russland zurückgekehrt war.

Johann Caspar Tschudis «innigstgeliebte» jüngere Tochter, Anna Maria, die Grossmutter dieser Stierlin-Geschwister, starb 1920 96-jährig. Mit 26

[16] Schröter, C., Das Pflanzenleben der Alpen. Zürich 1908. (Oswald Heer) Denkschrift zur Hundertjahr-Feier in Matt, 31. August 1909. Glarus 1910.

[17] Tschudi, S. 82ff.

[18] Paul Joachims Bruder Hans Rudolf Stierlin-Kleiner (1882–1960) wurde Physiker und der andere Bruder Georg August Stierlin-Müller (1878–1921) Landwirt. Der einzigen Tochter, Maria Paula Kappeler-Stierlin, sind wir schon bei ihrer Geburt und auf ihrer Hochzeitsreise in Livorno begegnet. Stadtarchiv Schaffhausen, Genealogisches Register Harder/Stierlin, S. 115; Jenny, Baumwolle, S. 12.

Jahren war sie nach Diessenhofen gekommen, 70 Jahre hatte sie dort gelebt, davon 48 Jahre als Witwe.[19]

Nur drei Jahre hatte ihre ältere Tochter, Anna Maria Waldvogel-Hanhart, Johann Caspars letztes Enkelkind, das er noch erlebt, aber nur im Traum zu sehen bekommen hatte, sie überlebt.

Im August 1920, drei Monate nach dem Tod der Mutter, weilte diese noch einmal im Glarnerland – bei Cousin Peter und Cousine Christine Tschudi-Freuler in der «Platane» in Schwanden:

«Täglich besuche ich Tante [Christine Tschudi-Freuler] und plaudere mit ihr ein paar Stunden. Heute fahren sie mit Gästen nach Braunwald und nehmen mich mit. Ich bleibe bei Rosa Spelty [-Brunner] über Nacht dort oben und sehe auch Hermann [Spelty, 1881–1947], auf den ich mich freue. «In der Herren» war ich noch nicht, sah nur gestern Harriette [Tschudi-Jenny, 1863–1935, Frau von Alfred Tschudi] auf der Strasse. (...) Abends fuhr uns Peter [wohl Peter Tschudi jun.] nach dem Znacht noch ins Kleintal bis Engi mit dem Auto.»

Johanna Dorothea Stierlin, die jüngere Hanhart-Tochter, fleissige Briefschreiberin schon im Stuttgarter Katharinenstift, hat im Spital in Frauenfeld, wo sie am 3. März 1930 starb, bis in ihre letzten Tage Briefe geschrieben und über ihren Zustand und über die Behandlungen, die heute «Chemotherapie» und «Bestrahlung» heissen, berichtet:

«Heute war ich eine Stunde auf. (...) Es ging noch ordentlicher, als ich dachte, und da die Fieber stetig abnehmen, wird man mit dem Röntgen beginnen.»

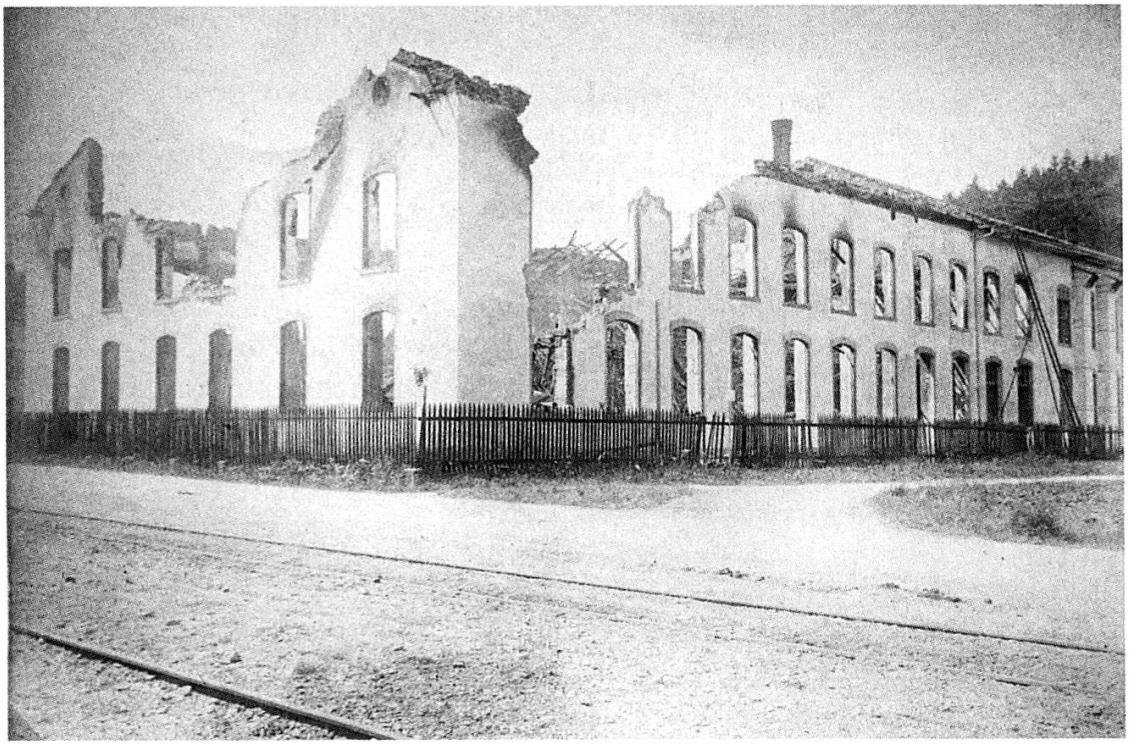
«An mir geht alles wie im Traum vorüber. Ich bin also dreimal fast nacheinander geröntgt worden. An den Halsdrüsen habe ich aber keine Wirkung verspürt.»

«Ich erwarte soeben die Visite zum zweitletzten «Stechen», dann ist die langweilige Arsenkur erledigt.»

- 6 -

Es soll noch eine für die Wirtschafts- und besonders für die Landesgeschichte wichtige Persönlichkeit zu Wort kommen: Eduard Blumer (1848–1925), dem als Fabrikant die Geschicke einer Zeugdruckerei und als Landammann jene des Landes Glarus anvertraut waren. Am 22. Mai 1887 wählte ihn die Landsgemeinde zum Landammann, und am 26. September

[19] Anna Maria Tschudi war nicht die erste Glarnerin und nicht die erste Tschudi, die in Diessenhofen heimisch geworden war. Um die Mitte des 16. Jahhunderts war die Tochter des Landammanns und Geschichtsschreibers Gilg Tschudi (1505–1572), Küngold (1536–nach 1577), ins Diessenhofener Kloster St. Katharinental eingetreten.



Stierlin-Hanhart: Spinnerei in Wängi (bei Frauenfeld), abgebrannt 1912.

Peter Tschudi-Freuler (1853–1931):
Villa «Platane», Schwanden.

Eduard Blumer-Jenny (1848–1925): Fabrikant, Landammann, National- und Ständerat.

Johann Balthasar (Balz) Trümpy (1865–1924): Ratsschreiber, Zeichnung von Jakob Wäch-Spelty (1893–1919). (PBL)

1888 wählte der Landrat den Eisenbahnbeamten Johann Balthasar Trümpy (1865–1924) zum Ratsschreiber. Beide versahen ihr Amt bis zum Tod – Blumer während 38 Jahren, Trümpy während 36 Jahren. Sofern in einem Landsgemeindekanton davon die Rede sein kann, «regierten» die beiden an der Spitze der Verwaltung während dieser langen Zeit das Land Glarus. Wie das Gespann zusammenarbeitete, ist in ihren Briefen nachzulesen.

Der Landammann pflegte seinem Ratsschreiber aus dem Bundeshaus in Bern, aus Tagungsorten nationalrätlicher Kommissionen, aber auch aus dem «Thonerhof» in Schwanden und aus den Ferien zu Geschäften der Kantons- und der Bundespolitik und auch zu privaten Angelegenheiten Briefe zu schreiben – nicht selten, um sich von Trümpy beraten zu lassen. Am 8. Mai 1921 etwa schreibt er:

«Vom 23. Mai bis 27. Mai werde ich in Genf (Geschäftsprüfungscommission) sein. (...) Halten Sie eine Ratssitzung nächsten Mittwoch im Moment für notwendig oder darf ich sie verschieben?»

Der Ratsschreiber seinerseits nahm zu den aufgeworfenen Fragen und anstehenden Problemen Stellung.

Eduard Blumer stammte aus der Fabrikantenfamilie Blumer «auf der Mühle» in Schwanden. Sein Vater, Peter Blumer-Zweifel, im Thon (1809–1882), war

Teilhaber der Firma Blumer-Jenny. Sohn Eduard hatte 1868 zusammen mit seinen Brüdern Johannes (1840–1887) und Peter (1843–1907) «im Wyden» in Schwanden unter der Firma «Gebrüder Blumer & Co.» eine Batik-Druckerei gegründet, die er nach dem Tod der Brüder allein weiterführte und die 1926 von seinen Erben in eine Aktiengesellschaft überführt und 1931 liquidiert wurde. Eduard Blumer war mit Elsbeth Blumer-Jenny (1852–1921), einer Tochter von «Freund Caspar», verheiratet.

Am 5. August 1914 vereidigte Landammann Blumer vor dem Rathaus in Glarus die mobilisierten Glarner Truppen, das Auszugs-Bataillon 85 unter Major Fritz Aebli und das Landwehr-Bataillon 162 unter Gabriel Spälty-Bally. Am 11. September 1915 begrüsste er an der Spitze der Glarner Regierung General Ulrich Wille (1848–1925), der auf dem Zaunplatz das Bataillon 85 inspizierte.

Ende 1918 begegnete Eduard Blumer dem General nochmals. Am 22. Dezember teilt er dem Ratsschreiber mit:

«Besitze Ihr Geschätztes von gestern. Da ich Freitag Mittag an einem Abschiedsessen für General Wille als Vicepräsident des Nationalrates teilnehmen muss, kann ich abends nur noch bis Zürich kommen. Ich treffe dann in Glarus am Samstag Morgen mit dem ersten Zug ein (...).»

Im Dienste der Eidgenossenschaft hatte Landammann Blumer zwischen 1882 und 1892 mit Deutschland, Frankreich, Italien und Österreich Handelsverträge ausgehandelt. 1886 führte er die Handelsvertrags-Verhandlungen mit Deutschland zusammen mit Nationalrat Johannes Blumer-Egloff (1835–1928), Fabrikant in St. Gallen.

Im März 1890 nahm er im Auftrage des Bundesrates in Berlin an der Internationalen Arbeiterschutzkonferenz teil. Bald nach der Thronbesteigung Wilhelms II. 1888 war es zu «Frictionen» mit Reichskanzler Bismarck gekommen – unter anderem wegen der zeitweiligen arbeiterfreundlichen Haltung des jungen Kaisers. Die Einberufung der Konferenz war ein Zugeständnis des Kanzlers, mit dem er aber seine Entlassung noch während der Konferenz nicht verhindern konnte.

Zur Konferenz äussert sich Bismarck in seinen «Gedanken und Erinnerungen» wie folgt:

«Auch die am 15. März eröffnete internationale Conferenz, (...) entsprach nicht meiner Erwartung. Ich hatte die Berufung vorgeschlagen, weil ich annahm, (...), dass (Sr. Majestät) Bereitwilligkeit, überhaupt noch andere Sachkundige zu hören, nur zu erlangen sei, wenn die Beratungen im Glanze einer von ihm berufenen europäischen Conferenz (...) vor sich gingen. Ich hatte dabei auf eine ehrlichere Prüfung der deutschen Vorschläge, wenigstens von Seiten der Engländer und Franzosen gerechnet, indem ich die bei unsern westlichen Concurrenten als wirksam vorauszusetzenden Tendenzen nicht richtig gegen einander abwog. Ich setzte bei ihnen mehr Ehrlichkeit

und mehr Humanität voraus, als vorhanden war; ich nahm an, dass sie entweder den utopischen Theil der kaiserlichen Anregungen vom praktischen Standpunkte ablehnen oder auf die Forderung gleichartiger Einrichtungen in den beteiligten Ländern eingehen würden, sodass die Arbeiter gleichmässig besser zu behandeln und die Productionskosten gleichmässig zu verteuern wären; (...).»[20]

Bismarcks Sozialversicherungs-Gesetze – Krankenversicherung 1883, Unfallversicherung 1884 und Invaliden- und Altersversicherung 1889 (zur Arbeitslosenversicherung kam es erst 1927, lange nach Bismarck) – waren bahnbrechend und zukunftsweisend. Blumer verfolgte im Laufe der Jahre eine Sozialpolitik, für die jene Bismarcks durchaus Vorbild gewesen sein kann.

Schon in der Landsgemeinderede vom 5. Mai 1895, ein Jahr vor der Schliessung der «Heerigen» in Glarus, hat sich Blumer damit befasst:

«Die schon so lange andauernde traurige Situation des einst so blühenden Industriezweiges, der Baumwolldruckerei, lässt nun befürchten, dass die Kräfte des Staates immer mehr in Anspruch genommen werden müssen. Leider liegt es ausser unserer Machtsphäre, der Industrie direkt zu helfen, Arbeit und Verdienst allen denen zu verschaffen, die arbeiten wollen.»[21]

Am 5. Mai 1901:

«(...) und noch schwerer (als einen neuen schweizerischen Zolltarif zu vereinbaren) dürfte es werden, zu Handelsverträgen zu gelangen, welche dem Export von Produkten nach dem Ausland neue und freie Bahnen öffnen.»

Nach Überzeugung der Gründerväter sollte sich mit der 1848er-Verfassung die soziale Frage ohne besondere Massnahmen lösen lassen. Eduard Blumer hatte im Gegensatz dazu auf «erstrittene» Massnahmen gesetzt. Als geeignetes Instrument, solche Massnahmen durchzusetzen, stand ihm die Landsgemeinde zur Verfügung. Im Brief vom 5. Mai 1920 schreibt er dazu:

«Dass sich in der «Neuen Glarner Zeitung» ein Gegner des Landsgemeindeinstitutes breit macht, ist bezeichnend. Ich kann nicht glauben, dass es ein Glarner sei. Tatsächlich sind unsere grössten Fortschritte nur durch die Landsgemeinde erstritten worden.»

An der Landsgemeinde vom 11. Mai 1915 führte Landammann Blumer mit Blick auf den Bund Folgendes aus:

«Ein ganz neues Gebiet des Bundes ist die Arbeitslosenfürsorge. Sie hat der Bund nach Beispiel der Arbeitslosenkrisenkasse des Kantons Glarus an die Hand genommen und es gedenkt der Bund diese Fürsorge noch weiter auszubauen und durch Schaffung eines Arbeitsamtes zu erweitern. Der

[20] Bismarck, 0. von, Gedanken und Erinnerungen (3. Bd.). Stuttgart und Berlin 1921, S. 70f.
[21] Trümpy, H. (Hrsg.), Reden von Landammann Eduard Blumer. Glarus 1926 (Gilt auch für weitere Zitate aus Blumers Reden).

grosse Gedanke des Rechts auf Arbeit, welcher einst allgemein als Hirngespinst verschrieen wurde, ist damit in die ersten Wege geleitet worden. Ich kenne keine schönere Aufgabe des Staates.»

Dank der Landsgemeinde war Glarus auch mit einer kantonalen «AHV» – sie hiess «Alters-, Witwen- und Waisenkasse des Kantons Glarus» – vorausgegangen. Der Bund schaffte es entgegen Blumers Erwartung erst Jahrzehnte später:

«Hart vor der Tür steht auch die Alters-, die Invaliden- und die Hinterbliebenen-Versicherung auf eidgenössischem Boden, wieder nach dem Beispiel von Glarus. Unser kantonales Werk würde dadurch eine hocherfreuliche Erweiterung erfahren. Grundsätzlich scheint fast in allen Teilen des Landes Übereinstimmung zu herrschen, dass die Schweiz nun endlich auch auf diesem Gebiete vorwärts schreite.»

Fast 30 Jahre nach der erwähnten Internationalen Arbeiterschutzkonferenz in Berlin sagte er zur Frage der Arbeitszeit Folgendes:

«Heute durchzuckt der Ruf nach der 40-Stundenwoche die ganze Welt. Da kann und darf die Eidgenossenschaft, die einst der Pionier in dieser Sache gewesen ist, nicht zurückbleiben. Schon in den nächsten Wochen wird sich die Bundesversammlung damit befassen. Es wird dies eine gesetzgeberische Arbeit sein von der allergrössten Bedeutung, wohl einer der bedeutensten dieses Jahrhunderts.»

Weil Blumer der Finanzdirektion vorstand, waren Steuerfragen ein häufiges Thema. 1920 war im Kanton Glarus als Nachwehen der Kriegsjahre ergänzend zur Vermögenssteuer eine Erwerbssteuer eingeführt worden. Dazu äussert sich der Landammann am 29. September 1919 wie folgt:

«Ungefähr in den Jahren 1889 bis 1892 hat eine landrätliche Commission die Einführung einer Erwerbssteuer beschlossen (...). Ich erinnere mich, dass a. Landammann Zweifel und Oberst Jean Schuler-Blumer [1841–1893] diese Auffassung vertraten, erinnere mich aber nicht genau, ob die Ablehnung schon im Landrat oder erst an der Landsgemeinde erfolgte. Ich war immer ein Gegner der Einkommenssteuer als einer Belastung der Arbeit.»

Einmal mehr war Blumer weitsichtiger als andere seines Standes. Er war sich darüber im Klaren, dass die Verteuerung der Arbeit Wachstumsschwäche zur Folge hat und Arbeitslosigkeit schafft.

Der Bund hatte schon 1915 eine Eidgenössische Kriegssteuer erhoben, und nach dem Krieg war es zu einer Kriegsgewinnsteuer gekommen, von der freilich nicht die darbende Zeugdruckerei, sondern die florierende Spinnerei und Weberei betroffen waren. Blumer schreibt dazu am 29. September 1919 unter anderem:

«Wir sind nun betreffend dieser Kriegsgewinnsteuer in Verlegenheit. Einerseits verlangen Legler [Diesbach], Dürst [-Milt Heinrich, in Fa. Gebr.

Becker & Milt, Rüti], Bebié [Linthal], Schuler Rüti und Schuler-Ganzoni, Zopfi [Ranica], Jenny-Dinner [Ziegelbrücke] sogar Ermässigung, während wir überzeugt sein müssen, dass unsere ganze Spinnerei und Weberei heute viel mehr besitzt als sie versteuert.»

Von der Krise der Zeugdruckerei, die sich nach dem Ersten Weltkrieg zuspitzte, war Eduard Blumer mit seiner Batikdruckerei selber betroffen. Am 8. Mai 1921 schreibt er mit einer ungewöhnlich persönlichen Einleitung – seine schwermütig veranlagte Frau war am 14. April 1921 gestorben – seinem Ratsschreiber:

«Ich bin mit meiner Gedankenwelt noch viel abseits und namentlich am frühen Morgen ist es mir schwer um's Herz. Ich habe eben doch eine sehr gute Frau verloren. Sehr schwere, schwere Sorgen machen mir die Geschäfte. Seit Neujahr ist es immer schlimmer geworden. Früher war es meine Freude und mein Stolz, dass das Wyden immer voll arbeiten konnte; heute sind wir im Wyden durch die Krisis weitaus am meisten getroffen, und ich darf wohl sagen ohne Schuld.»

Er fügt dem noch bei, dass das bisher bewährte Verkaufssystem, das «Consignations-» oder Kommissionssystem, «sich nun als rechtes Unglück erweiste.»

Konkreteres über die Gründe für die bedrückende Lage erfährt man im Brief vom 22. Juni 1921:

«Morgen Donnerstag kehre ich zurück. Diesmal hauptsächlich aus Geschäftsrücksichten. Heute empfing [ich] die telegraphische Hiobsbotschaft, dass A. Brunschweiler & Co. in Manchester die Zahlungen eingestellt haben. Wir sind dabei gewaltig engagiert, denn wir hatten betreff Solvabilität [Zahlungsfähigkeit] nie Zweifel. Die Situation in den englischen Kolonien ist allerdings schon lange eine entsetzliche und am allerschlimmsten in Englisch-Africa. Es ist möglich, dass ich in ca. 10 Tagen selbst nach Manchester gehe. Dies streng privatim.»

Einen Monat vorher, am 26. Mai 1921, spricht er aus, was ihn am meisten bedrückt:

«Seit der letzten Bilanzaufstellung sind neuerdings schwere Verluste eingetreten, und die Fabrik wird noch lange Zeit ganz stille stehen.»

Dem Bestreben Blumers, den Betrieb durchzuhalten, war der allgemeinen Misere wegen Grenzen gesetzt (Brief vom 16. Mai 1923):

«Unangenehm ist mir besonders, dass ich dieses Jahr um eine ganz gewaltige Reduktion in der Vermögensveranlagung einkommen muss.»

Es war nicht das erste und nicht das letzte Mal, dass Vermögen einen «Kursfall» der Valuta, der Aktien und der Obligationen erleiden mussten (im Brief vom 29. Juni 1920).

Es ist aber nicht einerlei, ob es sich um irgendein Vermögen handelt oder um eines, von dem eine Fabrik, hier das «Wyden», Blumers Freude und Stolz, abhängig war.

Die frühen 1920er-Jahre waren auch für andere Industriezweige schwierig, wie der erste Absatz des Briefes vom 12. Dezember 1922 zeigt:

«In Sachen der Subventionierung der Papierfabriken habe ich heute auch Herrn Landesstatthalter Spälty geschrieben. Mich stört nun einmal die Subventionierung von grossen Aktiengesellschaften aus öffentlichen Geldern.» Immerhin schloss er «wirklich berechtigte Subventionen» nicht aus.

Ein in den Nachkriegsjahren in der Korrespondenz mit dem Ratsschreiber ausführlich behandeltes Thema war die Einführung des Proporzverfahrens bei kantonalen und eidgenössischen Wahlen. Blumer – er war von 1899 bis zum Tode Mitglied des Nationalrates (von 1877 bis 1888 war er glarnerischer Ständerat) – hat, wie er im Brief vom 26. Oktober 1919 eingesteht, für die Nationalratswahlen vom gleichen Tag seine Befürchtungen:

«Es ist ganz gut möglich, dass ich gar nicht mehr gewählt werde, was mich aber tatsächlich ganz ruhig liesse. Die letzte Landsgemeinde hat die fine fleur meiner Politischen Carrière ohnehin geknickt.»

Er spielt damit auf die beschlossene Amtszeitbeschränkung für den Landammann an.

Für die Wahl zum Präsidenten des Nationalrates, also – wie man sagt – zum höchsten Schweizer, befürchtete er, dass sich seine Haltung in der in den Briefen ebenfalls ausgiebig besprochenen Völkerbunds-Frage nachteilig auswirken könnte. Am 18. November 1919 schreibt der wiedergewählte Nationalrat aus Bern:

«Ich werde morgen in grosser Minderheit gegen diesen Völkerbund stimmen, der nur ein Metzgerbund der Entente-Staaten ist. Das wird mir wohl bei der Präsidentenwahl eine Anzahl welsche Stimmen entziehen. Aber ich kann und will nicht anders. Es wäre eine Verleugnung dessen, was ich an so mancher Landsgemeinde über die Neutralität der Schweiz gesagt habe. Im übrigen treffe ich nun doch meine Vorbereitungen für die Präsidentschaft.»

Nicht nur Sachpolitik, auch Personalpolitik konnte ein Briefthema sein, wie beispielsweise im Brief vom 8. Mai 1921, der sogar einen Blick hinter die Rathauskulissen erlaubt:

«Steuerkommissair: Wenn Schmid gewählt wird, hätte ich Lust, die Finanzdirection abzugeben. Aber wie lässt sich das machen? Denn eine andere Direction (es könnte sich wohl nur um die Direction des Innern handeln) übernähme ich auch nicht gern.»

Der Staatskassier stand in der Gunst des Landammanns deutlich höher als der doch Steuerkommissair gewordene Schmid – wie dem Brief vom 16. März 1923 zu entnehmen ist:

«Der Staatskassier glaubt, dass der Vorausartikel in der gestrigen «Neuen Glarner Zeitung» vom Steuerkommissair herrühre. Derselbe bemüht sich

gegenwärtig wieder kolossal um meine Freundschaft; er sandte mir – sehr gegen meinen Willen – eine kolossale Forelle und will mir sogar Geschäftskunden zuhalten! Es macht dies auf mich einen sehr gegenteiligen Eindruck als der gewollte.»

Im September 1920 wurde wieder einmal versucht, eine jahrzehntealte Angelegenheit zu bereinigen, die Aufhebung des doppelten Anschlusses des Glarnerlandes an die Bahnlinie Zürich–Chur, das sogenannte Geleisedreieck Ziegelbrücke–Näfels–Weesen. Zu Blumers Leidwesen ging wegen eines zürcherischen Manövers wieder ein Jahr verloren. Ratsschreiber Trümpy hat dafür im Brief vom 26. September folgende Erklärung:

«Die Verschleppung der Dreieckfrage dürfte vielleicht mehr oder weniger dem Umstande zuzuschreiben sein, dass Zürich an der Lösung der Dreieckfrage nur ein relativ kleines Interesse hat und seine Aufmerksamkeit mehr den naheliegenden Eisenbahnfragen (Linksufrige etc.) widmet.»

Um den Menschen Eduard Blumer kennenzulernen, muss man sich an die Briefe halten, die ihn im Kreis seiner Familie zeigen, z. B an jenen, den er am 26. Dezember 1920 im Haus seiner Tochter Rahel (1885–1945), verheiratet mit Max Sturzenegger, in Schaffhausen schreibt:

«Ich hatte hier wunderschöne Weihnachten. Rascha und ihre Kinder boten das Allerbeste und Allerschönste, was sich ein Grossvater denken kann. Aber die schweren Sorgen, die mich z. Z. wegen dem Geschäft bedrücken, konnten sie leider nicht wegschaffen. Der Gedanke, in nächster Zeit die Fabrik für längere Zeit ganz oder teilweise schliessen zu müssen, bedrückt mich ausserordentlich schwer.»

Oder man lese den Brief, den er am 5. August 1919 in St. Moritz schreibt, wo er mit seiner Familie Ferien macht:

«Letzten Sonntag war ich hier in einer Predigt von Pfarrer Hoffmann – grossartig. Ein halbes Bettagsmandat hätte ich da schon zur Hand. Nur hatte ich nach den Erfahrungen der letzten Jahre im Sinn, das Bettagsmandat fallen zu lassen. Bitte Sie, 1887 nachzuschlagen, wie die Wiedereinführung des Bettagsmandates damals erfolgt ist. So weit ich mich erinnere auf Wunsch der evang. Kirchencommission oder der Synode.»

Die wenigen Briefausschnitte, die zitiert wurden, verraten einiges darüber, wie die beiden Männer, der Landammann und der Ratsschreiber, zueinander standen. Eduard Blumer bekundete über die Jahre in vielen Briefen dem Ratsschreiber auf Glarner Art seine hohe Wertschätzung – etwa am 8. Januar 1908:

« (...) ich könnte und möchte das Landammannamt nicht mehr bekleiden, wenn ich nicht Ihre «rechte Hand» hätte. Es kränkt mich oft im Stillen, dass ich Ihnen so viel Arbeit auflade (...).»

Und am 1. Januar 1913:

«Ich weiss auch, dass Sie hundert Arbeiten und Aufgaben erfüllen, die

eigentlich mir obliegen würden, und dass ich mich in allen Lagen des Lebens immer auf Sie verlassen kann.»

Und manchmal hatte er seine Verbundenheit mit einer knappen Anspielung bekundet – etwa auf der Postkarte vom 14. August 1906, die der auch als Rathaus-Poet amtende Balz Trümpy aus Bokum [westlichste Ostfrisische Insel] erhalten hatte:

«Herzlichen Gruss von Sand und Strand.»

Es muss sich bei Ratsschreiber Trümpy schon Ende 1922 das Leiden bemerkbar gemacht haben, das im Sommer 1924 zum Tod des noch nicht 60-jährigen führte (Brief vom 12. Dezember 1922):

«Hoffe, dass in Ihrem Befinden immer weitere Fortschritte stattfinden und dass Sie sich recht gut gedulden können und grüsse Sie in Hochachtung und steter Freundschaft.»

Am 3. Mai 1925 hat er dann sogar die Eröffnungsrede zu seiner letzten Landsgemeinde zu Ehren seines Ratsschreibers eingeleitet:

«An unserer letzten Tagung amtete noch an dieser Stelle, freilich schon bei geschwächter Gesundheit, Ratsschreiber Balthasar Trümpy als Protokollführer der Landsgemeinde. Ein in jeder Beziehung vorbildlicher Beamter, hat er dem Land während mehr als drei Dezennien als Vorstand der Regierungskanzlei in allen Zweigen der Verwaltung hervorragende Dienste geleistet, und ich fühle mich verpflichtet, ihm hier noch die tiefgefühlte Anerkennung und den Dank des ganzen Landes auszusprechen.»

Am 21. August 1924 schreibt Landammann Blumer der Witwe seines Ratsschreibers, Susanna Trümpy-Stüssi (1867–1948) Folgendes:

«Meinen herzlichen Dank für die übersandte Photographie. Ich freue mich, dass das Bild so vortrefflich gelungen ist. Dasselbe wird im Thonerhof den Ehrenplatz einnehmen. Ich bin überzeugt, dass ich auch mit Ihrem Sohn als Ratsschreiber nur Freude erlebe.»

Ratsschreiber Trümpy starb am 14. Juni 1924. Nachfolger war dessen ältester Sohn, Dr. iur. Hans Trümpy (1891–1974), der legendäre kleine «t» der «Glarner Nachrichten».

Die vom Weltkrieg verursachte allgemeine Zerrüttung der Verhältnisse hatte nicht nur zum Zusammenbruch des internationalen Handels geführt, sondern endete schliesslich in heillosen Diktaturen. Das wird sich Eduard Blumer so nicht vorgestellt haben, aber er hatte seine Befürchtungen, die er in der Fahrtsrede vom 3. April 1924 geradezu prophetisch zum Ausdruck bringt:

«Das grösste Unglück beim Frieden von Versailles ist wohl das, dass dieser Frieden so viele Keime zu neuen Kriegen enthält und dass überhaupt kein wirklicher Frieden unter den Völkern geschaffen worden ist.»

Und am Rande hatte er von einer der Diktaturen noch etwas mitbekommen. Dem Brief des Ratsschreibers vom 27. September 1920 ist zu ent-

nehmen, dass der Landammann einer Familie Blumer in Glarus und einer Familie Kubli-Conradi in Netstal, aus dem revolutionären Russland zurückgekehrten Glarnern, das Umwechseln von zaristischen Rubel-Noten in Schweizerfranken ermöglichen sollte.

Am 16. März 1923 bringt der 75-jährige Landammann seine nun doch zu Ende gehende politische Laufbahn zur Sprache:

«Gestern sprach ich mit meiner Schwester, Frau Consul Jenny[22], über die Wahlen. Sie meinte, es sei schöner abzutreten, so lange man in der Welt noch etwas sei.»

Die Landsgemeinde hatte 1919 die Amtsdauer für den Landammann von Lebenslang auf sechs Jahre verkürzt. Landammann Blumer starb am 7. Oktober 1925, ein halbes Jahr vor Ablauf der ihm noch gewährten Gnadenfrist.

Am Ende seiner politischen Laufbahn und am Ende seines Lebens hatte Eduard Blumer den endgültigen Niedergang «des einst blühenden Industriezweiges» noch mitansehen müssen.

- 7 -

Der Zeugdruck nahm – wie wir wissen – im Glarnerland einen eigenen Verlauf. Die Unternehmungen brachten neue Produkte auf den Markt, die im Vorderen Orient, im Fernen Osten und anderswo abgesetzt werden konnten. Es hatte in den 1850er- und 60er-Jahren alles auf eine vielversprechende Zukunft hingedeutet. Aber ein gesättigter Markt und Geld- und Absatzschwierigkeiten in den 1870er-Jahren nicht nur im Orient hatten den Niedergang eingeleitet. Die Folgen des Ersten Weltkrieges und die grosse Krise der 1930er-Jahre hatten die Textildruckindustrie praktisch zum Verschwinden gebracht. Zu den äussern Gründen waren noch innere dazugekommen, die in der Chronik der Firma Sulzer & Co. in Aadorf, einer 1922 liquidierten Zeugdruckerei und Türkischrotfärberei, mit ein paar Sätzen dargelegt werden:

«Die Türkischrotindustrie hatte nach 1876 mit bemerkenswertem Erfolg die Umstellung auf synthetisches Alizarin vollzogen und ihre Lebensdauer um weitere 50 Jahre verlängert, aber auf die anschliessenden Fortschritte der Farbenchemie hatte sie keine gültige Antwort mehr gefunden, und von 1890 an stellte sie einen Anachronismus dar, der sich nur dank dem Beharrungsvermögen, welches wirtschaftliche Institutionen auszeichnet, ins 20. Jahr-

[22] Ursula Jenny-Blumer (1839–1929), ältestes Kind von Peter und Rahel Blumer-Zweifel. Sie war verheiratet mit Peter Jenny, «jünger» (1824–1879), Fabrikant, Ratsherr, Nationalrat, Ständerat und Schweizer Konsul in Manila.

hundert hinüber zu retten vermochte. Der Erste Weltkrieg machte diesem Zustand ein Ende, indem er neue Produktions- und Absatzbedingungen schuf, unter welchen der türkischrote Druckartikel, die letzte Stütze der Rotfärberei, nicht mehr lebensfähig war. Der rote Artikel war hinsichtlich der kreativen Gestaltung und der Farbenzusammenstellung in seinen Möglichkeiten seit jeher beschränkt. Den Anforderungen einer rasch wechselnden Mode vermochte er in keiner Weise gerecht zu werden. Vor allem aber war der Türkischrotdruck mit seinem Umweg über die roten Druckböden und seiner mühsamen, nur halbwegs mechanisierbaren Produktionsweise zu kompliziert und zu kostspielig. Als die Löhne im Nachkriegsboom von 1920 auf das 2 1/2-fache des Vorkriegsstandes kletterten, bedeutete dies für den Ätzdruck und die mit ihm eng verbundene Rotfärberei das Ende. Alle noch bestehenden Betriebe – Schwanden, Neftenbach, Uznach, Aadorf – stellten die Produktion in 1920er-Jahren ein.»[23]

Entwurf für Model («Rabenfabrik»).

[23] Sulzer, K., Vom Zeugdruck zur Rotfärberei / Heinrich Sulzer (1800–1876) und die Türkischrotfärberei Aadorf. Zürich 1991, S. 247.

Rückschau

Das 19. Jahrhundert war für die Schweiz und für Europa nicht das Jahrhundert der grossen Revolutionen, der grossen Kriege und der heillosen Diktaturen. Zwar gab es Ereignisse, die sich im Nachhinein als folgenschwer erwiesen, aber rund herum kaum wahrgenommen wurden: der Sieg Preussens über Österreich bei Königgrätz 1866 und der Deutsch-Französische Krieg 1870/71. Ferner gab es kriegerische Konflikte am Rande Europas, auf dem Balkan und im angrenzenden Orient, die jenen zu schaffen machten, die dort ihre Produkte absetzen wollten. Es war aber gleichwohl ein dramatisches Jahrhundert, hat es doch allein mit den neuen Verkehrs-, Transport- und Kommunikationsmitteln die Welt wie von Zauberhand klein gemacht, so klein, dass die langen, mitteilsamen Briefe nicht mehr Schritt halten konnten und dem Telegramm und noch Kürzerem Platz machen mussten. Es ist um dieses Jahrhundert, um das Phänomen «19. Jahrhundert» gegangen – aber auch um das Phänomen «Brief». Der Brief berichtet von Glück und Unglück, von den schönen und den weniger schönen Seiten des Lebens, von Krankheit und Tod. Zwar gäbe es das alles auch, wenn kein Brief darüber berichtete. Und die Liebe gäbe es auch ohne Liebesbrief. Aber wir Menschen verstehen und ertragen manches besser, wenn wir darüber Briefe schreiben und wenn wir darüber Briefe lesen können.

In unsern Briefen treten uns Menschen gegenüber, von denen wir wissen, welcher Tätigkeit sie nachgegangen sind, wie sie gewohnt und wie sie ihre Tage verbracht haben, was sie gefreut und was sie bedrückt und betrübt hat. Die Briefe verraten aber nichts darüber, wie sie ausgesehen haben, zuverlässig auch dann nicht, wenn noch eine Fotografie vorhanden ist. Die Briefe aber, die sie geschrieben haben, haben sie uns so vertraut gemacht, dass wir, um zu wissen, wer sie waren, nicht wissen müssen, wie sie ausgesehen haben.

Die Briefe lassen uns in Augenblicken ahnen, was die damaligen Menschen umgetrieben hat. Etwa im Augenblick des Mannes auf dem «Bernerwägeli», der laut auflachte, als er an sein gestorbenes Kind denken musste. Im ganzen 19. Jahrhundert hatten die meisten Eltern Grund dafür, beim selben Gedanken laut aufzulachen.[1] Auch im Augenblick, da Johann Caspar Tschudi über sein schlechtes Gehör sinnierte, das je nach Temperatur besser oder schlechter sei und für das noch kein Doktor ein Mittel habe.

Vielleicht trifft es zu, dass die damaligen Menschen mit ihrem meist kurzen Leben todeskundig waren, todeskundiger als die heutigen. Vielleicht waren sie auch lebenskundiger oder lebenslustiger oder gar leichtlebiger. Mit welchem Humor – oder war es Galgenhumor? – ist Alexander Spelty mit seinen kranken Augen zurecht gekommen. Der von Ängsten geplagte Rudolf Hanhart ist wohl die Ausnahme, die die Regel bestätigt. Ein besonderer Fall ist «Freund Caspar» Jenny, der zwischen Manie und Melancholie ein bewegtes und – sagen wir – freundschaftliches Leben lebte.

Es sollen hier drei Einzelheiten herausgegriffen und herausgehoben werden: Fabrikant Joachim Tschudi-Jenny-Merian studierte als junger Mann in Giessen im 1828 von Justus Liebig eingerichteten Labor Chemie. Mit diesem Labor leistete Liebig einen wertvollen Beitrag zum Aufstieg Deutschlands als Industrie-Macht, das auch wirtschaftlich eine «verspätete Nation» gewesen war. Und ausgestrahlt hat das Labor bis ins Glarnerland. Der Begriff «Globalisierung» wurde damals noch nicht verwendet. Aber genau darum handelte es sich bei dem, von dem die damalige Glarner Wirtschaft am meisten pofitierte. Wir haben erfahren, dass bei den Hanharts in Diessenhofen schon 1851 die Säuglinge gebadet wurden. Erstaunlich eigentlich, wenn man bedenkt, dass es 50 und mehr Jahre später selbst in vornehmen Häusern – nur im Glarnerland? – noch kein Badezimmer gab.

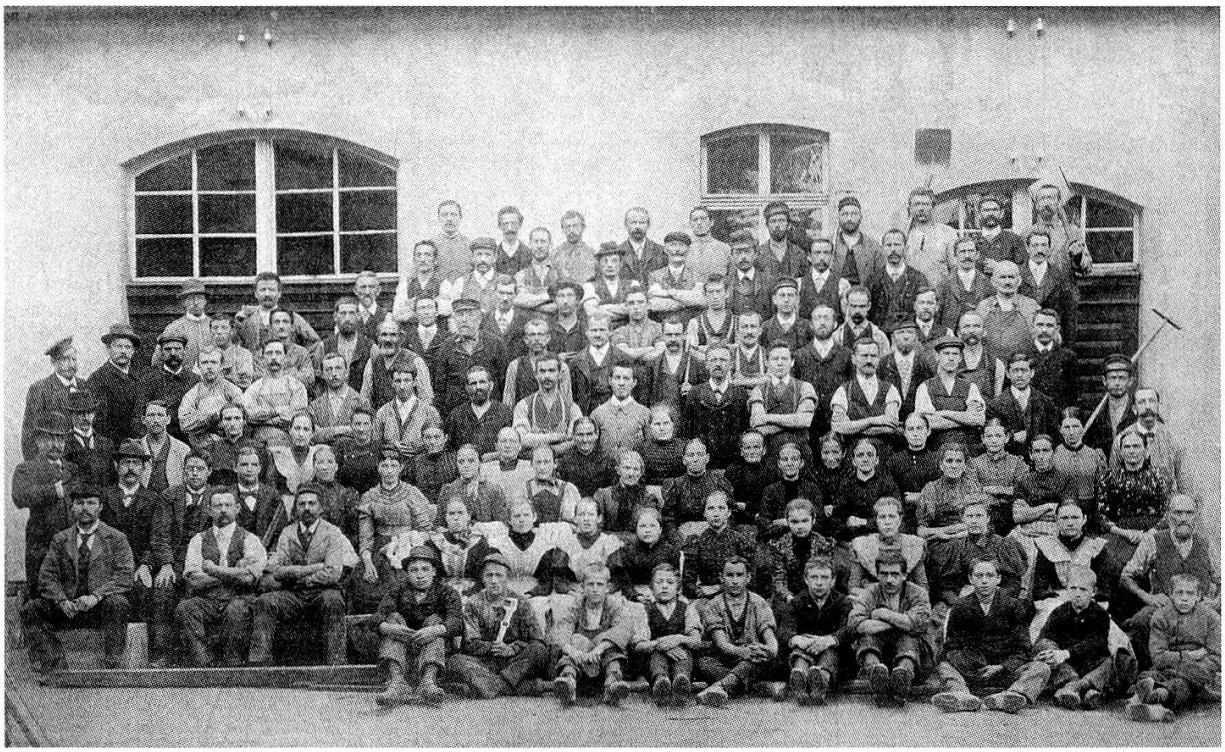
In der Schweiz und in andern Teilen Europas richtete sich in diesem Jahrhundert die bürgerliche Gesellschaft ein – mit ihren vernunftgesteuerten, selbstbewussten, in Freiheit agierenden Wesen. Bis im nächsten Jahrhundert der Übermut kräftig gedämpft wurde.

Die bürgerliche war zugleich eine zivile Gesellschaft, nicht aber eine bürokratische. Unsere Fabrikanten, Teilhaber, Händler und Agenten wirkten in einer Weise drauflos und wirtschafteten drauflos, als bräuchten sie den Staat nicht – trotz der Landsgemeinde, die sie eben nicht als «Staat» wahrnahmen, vielmehr als Geschenk der Geschichte, das Zivilisation in einmaliger Anschaulichkeit vorführte, und die den bis ins 19. Jahrhundert hinein bestehenden Obrigkeitsstaat und die aristokratisch-feudale Ordnung allein durch ihr Bestehen immer schon in Frage stellte.

Unsere Geschichte zeigt auch, dass die Familie im damaligen Wirtschaftsgeschehen eine wichtige Rolle spielte und dass die Familie ein bedeutender Wirtschaftsfaktor war.[2] Man versteht die Entwicklung nicht nur der beiden

[1] Was betroffene Eltern zu leiden hatten und wie sie gelitten haben, hat unübertrefflich Jeremias Gottelf im 2. Teil von «Leiden und Freuden eines Schulmeisters» (Originalausgabe 1838 – im gleichen Jahr, da Spelty-Tschudis «Geselle» sieben Wochen alt gestorben ist, in Worte gefasst). Erlenbach-Zürich 1951, S. 149 ff.

[2] Wirtschaftshistoriker David Landes, in unserer Geschichte ausgiebig zitiert, untersucht in seinem neuen Buch, «Die Macht der Familie, Wirtschaftsdynastien in der Weltgeschichte», die Bedeutung der Familie in der Wirtschaft.



Tschudi & Cie., «in der Herren», Schwanden: Belegschaft um 1898.

Fabriken, die näher vorgestellt worden sind, besser, wenn man beachtet, dass im 19. Jahrhundert auch die meisten industriellen Betriebe Angelegenheiten von Familien waren. Nicht nur in den Anfängen haben die Familienmitglieder im Fabriksaal, auf dem Kontor oder im Absatzgebiet mitgearbeitet oder als Teilhaber mitgewirkt. Es ist natürlich nicht Glarnerart, geradezu von Wirtschaftsdynastien zu sprechen. Aber in aller Bescheidenheit gab es im Glarnerland gleichwohl derartige Gebilde, ebenso so kompliziert, verästelt und verknüpft wie richtige Dynastien.
Man sagt dem 19. Jahrhundert nach, es sei das Jahrhundert gewesen, das Ideen nachging, das Ideen hatte. Man kann von unsern Glarnern behaupten, sie hätten nur eine einzige gehabt: den Zeugdruck.
Dieser wurde zwar anderswo erfunden. Aber die Idee, industriell Tücher mit bestimmten farbigen Motiven zu bedrucken, die irgendwo Gefallen finden und verkauft werden konnten, wurde sehr wohl bei uns am erfolgreichsten umgesetzt.

Was von den Motiven in Entwürfen, Probedrucken und Musterbüchern in Firmenarchiven (Blumer in Schwanden, Jenny in Ennenda) erhalten blieb, ist ein schönes Denkmal für den Unternehmergeist der Fabrikanten, aber auch für die Mühsal, für den Fleiss und für die Geschicklichkeit der Arbeiterinnen und Arbeiter, die namenlos geblieben und die in unserer Geschichte nicht zum Wort gekommen sind.

Bibliografie

Quellen:

Landesarchiv Glarus (LaGl):
- Akten des Augenscheingerichtes (1885)
- Akten des Zivilgerichtes (1886)
- Kubly-Müller, J.J., Genealogiewerk des Kantons Glarus

Staatsarchiv Zürcher:
- Ragionenbuch Meilen 1836–1858
- Geschlechter der Stadt Zürich (1850)
- Gemeindegeschichten: Horgen, Männedorf, Stäfa

Stadtarchiv Schaffhausen:
Genealogisches Register Harder (Stammbaum Stierlin)

Staatsarchiv des Kantons Thurgau, Frauenfeld:
Stammbäume Hanhart und Kappeler

Zivilstandsamt Diessenhofen:
Taufregister

Archiv der Peter Tschudi-Stiftung, Schwanden

Privatarchiv Mazzolini-Trümpy, Mitlödi:
- Bestände Firmenarchiv Felix Weber & Co., bzw. Weber & Co., Netstal
- Briefe Spelty-Linden, Spelty-Tschudi, Spelty-Weber, Spelty-Spälty, Spelty-Diethelm
- Briefe Hanhart-Tschudi, Stierlin-Hanhart, Waldvogel-Hanhart
- Briefe Eduard Blumer, Johann Balthasar Trümpy

Literatur:

div. Autoren, Heinrich Wild 1877–1951. Ohne Ort und Jahr.

div. Autoren, Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik, Bd. 10. Zürich 1959

Bächler, E., Friedrich von Tschudi, 1820–1886, Leben und Werk. St. Gallen 1947

Bartel, O. und Jenny, A., Glarner Geschichte in Daten, 3 Bände. Glarus 1926/1937

Becker, B., Der Brand von Glarus (Hrsg. Vischer, E.). Glarus 1986

Bismarck, O. von, Gedanken und Erinnerungen (3. Band). Stuttgart und Berlin 1921

Bismarck, O. von, Vier Reden zur äusseren Politik. Insel-Bücherei Nr. 4. Leipzig. ohne Jahr

Bleuler-Waser, H., Die Dichterschwestern Regula Keller und Betsy Meyer. Zürich 1919

Blumer-Egloff, J., Lebenserinnerungen (von Dora Hotz-Blumer, Enkelin) Vervielfältigtes Typoskript, 1929

Bodmer, W., Das Glarnerische Wirtschaftswunder. In: JHVG, Heft 55. Glarus 1952

Borner, H., Zwischen Sonderbund und Kulturkampf. Luzern 1981

Braun, R., Industrialisierung und Volksleben. Erlenbach-Zürich 1960

Buchbinder, S., Der Wille zur Geschichte. Zürich 2002

Dürst, E., Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Glarnerlandes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Glarus 1951

Escher, A., Votum zur Neuenburgerfrage, gehalten im Nationalrat am 15. Januar 1857

Frei, G.A., Die Wasser-Katastrophe im Kanton Glarus. Ein Erinnerungsblatt an die Verheerungen vom 14. und 15. Juni 1910. Glarus 1910

Freuler, K., Landammann E. Blumer. Zürich 1928

Gehring, J., Glarnerische Musikpflege im Wandel der Zeit. Glarus 1939

Glarner Kunstverein, Die Sammlung. Glarus 1995

Gotthelf, J., Leiden und Freuden eines Schulmeisters, 2. Teil. Erlenbach-Zürich 1951 (Ausgabe in 18 Bänden).

Head-König, A., Eheversprechen, Illegitimität und Eheschliessung im Glarnerland vom 17. bis 19. Jahrhundert; obrigkeitliche Verordnungen und ländliches Brauchtum. JHVG, Heft 76. Glarus 1996

Hasenfratz, H., Bürgerbuch der Stadt Frauenfeld. Frauenfeld 1993

Hauser, A., Schweizerische Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Erlenbach-Zürich 1961

Heer, G., Landammann und Bundespräsident Dr. J. Heer. Zürich 1885
- Zur neueren Glarner- und Schweizergeschichte 1848–1900. Glarus 1912
- Die Befreiung des Landes Glarus und die Schlacht von Näfels 1388–1888. Zürich 1888
- Das Verkehrswesen des glarnerischen Grosstals vor 1848. Glarus 1917
- Verzeichnis aller Glieder der löblichen Familie des Joachim Dürst von Diesbach. Zürich 1895
- Der Schweizer Ständerat von 1848–1908, 2. Heft. Glarus 1919
- (Oswald Heer) Denkschrift zur Hundertjahr-Feier in Matt, 31. August 1909. Glarus 1910

Heer, O.; Blumer, J.J., Der Kanton Glarus; Gemälde der Schweiz, Bd. 7. St. Gallen und Bern 1846

Herzfeld, H., Grundriss der Geschichte, Bd. 4. Stuttgart 1951

Hilfskomite, Der Brand von Glarus am 10./11. Mai 1861. Glarus 1862

Historisch-biografisches Lexikon der Schweiz. Neuenburg 1929

Hobhouse, H., Sechs Pflanzen verändern die Welt. Stuttgart 2001

Jean-Richard, A., Kattundrucke der Schweiz im 18. Jahrhundert. Ohne Ort und Jahr.

Jenny, A., Die schweizerische Baumwollindustrie. Bern 1904
– Handel und Industrie des Kantons Glarus. Glarus 1898, 1. Teil; Glarus 1900, 2. Teil

Kerr, A., Wo liegt Berlin? Berlin 1997

Kindlimann, H., 150 Jahre Textildruckerei Blumer in Schwanden. Schwanden 1978

Koselleck, R., Zeitschichten. Frankfurt a.M. 2000

Kubly-Müller, J.J., Die Jenny-Familien im Kanton Glarus. Glarus 1929

Kurzmeyer, R., Auf ein Bild hin, Jakob Wäch (1893–1918). Basel und Frankfurt a. M. 1997

Landes, D., Wohlstand und Armut der Nationen. Warum die einen reich und die andern arm sind. Berlin 2000
– Die Macht der Familie, Wirtschaftsdynastien in der Weltgeschichte. München 2006

Lüönd, K., Neugierig auf morgen, 125 Jahre «Zürich», Geschichte und Vision eines Weltkonzerns. Zürich 1998

Maissen, Th., Vom Sonderbund zum Bundesstaat. Zürich 1998

Mann, G., Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M. 1958

Marti-Weissenbach, K., Die Unternehmerfamilie Tschudi. Glarus 2003

Mazzolini-Trümpy, H., Es gibt Frieden, es gibt wieder eine einige Eidgenossenschaft. JHVG, Heft 77. Glarus 1997

(Joachim Mercier) Zur Erinnerung an Dr. Joachim Mercier, Ständerat, 1. Dezember 1878–11. März 1946. Glarus, ohne Jahr.

Meyer, M., Tagebuch und spätes Leid, über Thomas Mann. München 1999

Nabholz, H. (et al), Geschichte der Schweiz, 2. Bd. Zürich 1938

Neuburg, H., Lill Tschudi, vom Figurativen zur abstrakten Expression. Glarus 1979

Nietzsche, F., Menschliches, Allzumenschliches (1886): «Prämissen des Maschinenzeitalters». Krit. Studienausgabe, hg. v. G. Colli und M. Montinari, Bd. 2. München 1988.

Oberhänsli, S., Die Glarner Unternehmer im 19. Jahrhundert. Zürich 1980

Osterhammel, J. und Peterssen N.P., Geschichte der Globalisierung. München 2003

Peter-Kubli, S., Netstal, ein Industriedorf im Wandel. Netstal 2000
– Die Welt ist hier weit. JHVG, Heft 75. Glarus 1995

Pfeiffer, K., Politische Bekenntnisse eines Deutschen in der Schweiz. St.Gallen und Bern 1852

Randa, A. (Hrsg.), Handbuch der Weltgeschichte, Bd. 2. Olten und Freiburg i.B. 1954

Rauber, U., Schweizer Industrie in Russland. Ein Beitrag zur Geschichte der industriellen Emigration, des Kapitalexports und des Handels der Schweiz mit dem Zarenreich (1760–1917). Zürich 1985

Rorschacher Neujahrsblatt 1966, Rorschach 1966

Sabean, D.W., Kinship in Neckarhausen 1700–1870. New York 1998

Schiendorfer, A., Die Schweiz ist ein Einwanderungsland, ist ein Auswanderungsland. In: bulletin. Das Magazin der Credit Suisse. Nr. 1/März 2004.

Schazmann, P.E., Johann Jakob von Tschudi, Forscher, Arzt und Diplomat. Zürich 1956

Schröter, C., Das Pflanzenleben der Alpen. Zürich 1908

Schuler, F., Erinnerungen eines Siebenzigjährigen. Frauenfeld 1903

Schütt, J. (Hrsg.), Max Frisch, Jetzt ist Sehenszeit. Frankfurt a. M. 1998

Schweizer Lexikon, Bd. 5. Luzern 1993

Schweizerische Verkehrszentrale: Zeitschrift «Schweiz Suisse Svizzera» 6. Zürich 1979

Senn, J. M., Der grosse Brand von Glarus. Zürich 1861

Senn, W., Charakterbilder schweizerischen Landes, Lebens und Strebens. Glarus 1870

Speich, H., Betrachtungen zur glarnerischen Sozialpolitik. Glarus 1926

Spiess, E., Illustrierte Geschichte der Schweiz, Bd. 3. Zürich-Köln 1961

Städler, G., Walensee-Schifffahrt. Mels 1996

Steiner, H., Erster Transport schon vor 151 Jahren. Aargauer Zeitung, 7. Nov. 1998

Stern, F., Das feine Schweigen. München 1999
– Verspielte Grösse. München 1999

Sulzer, K., Vom Zeugdruck zur Rotfärberei, Heinrich Sulzer (1800–1876) und die Türkischrot-Färberei Aadorf. Zürich 1991

Szadrowsky, H., Die Bäder von Ragaz und Pfäfers im st. gallischen Oberland. In: «Allgemeine illustrierte Zeitung», Juni 1866

Trümpi, Ch. und Ritter, J., Andenken an die fünfhundertjährige Jubelfeier der Kirche zu Schwanden 1849. Glarus 1849

Trümpy, H. (Hrsg), Reden von Landammann Eduard Blumer. Glarus 1926

Trümpy, H., Schweiz. In: Sonderdruck aus der JRO-Volkskunde. München, ohne Jahr

Tschudi, D., Ein Dankesbuch. Ohne Ort und Jahr

Tschudi, P., Hundert Jahre Türkischrotfärberei 1829–1928. Schwanden 1931

Vischer, E., Landammann Dr. Joachim Heers deutsche Gesandtschaft 1867/68. JHVG, Heft 58. Glarus 1960

Vogler, W., Das Bad Pfäfers im Jahre 1849, beschrieben von Friedrich von Tschudi. In: Terra plana 1989, 2

Wagner, F., Die Wissenschaft und die gefährdete Welt. München 1964

Waldvogel, H., Diessenhofen. Bern 1958

Weber, M., Die protestantische Ethik und der «Geist» des Kapitalismus. Weinheim 2000

Weber, W., Forderungen. Zürich und Stuttgart 1970

Weinrich, H., Lethe, Kunst und Kritik des Vergessens. München 1997

Winteler, J., Geschichte des Landes Glarus, Band II. Glarus 1954
– Glarus, Geschichte eines ländlichen Hauptortes. Glarus 1961

Wyder, M. und Muschg, A., Bis an die Sterne weit? Goethe und die Naturwissenschaften. Frankfurt a. M. und Leipzig 1999

Zeitungen:

Aargauer Zeitung
«Du», Schweizer Monatszeitschrift
Glarner Zeitung
Neue Glarner Zeitung
NZZ

Abkürzungen

Daten 1, 2, 3	Bartel, O. und Jenny, A., Glarnergeschichte in Daten, Bd. 1, 2 und 3
Jenny, Handel 1 Jenny, Handel 2	Jenny, A., Handel und Industrie des Kantons Glarus, 1. Teil, Glarus 1898; 2. Teil, Glarus 1900
Jenny, Baumwolle	Jenny, A., Die schweizerische Baumwollindustrie, Bern 1909
JHVG	Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus
Landes	Landes, D., Wohlstand und Armut der Nationen. Warum die einen reich und die anderen arm sind. Berlin 2000
Maissen	Maissen, Th., Vom Sonderbund zum Bundesstaat. Zürich 1998
Mann	Mann, G., Deutsche Geschichte des 19. und 20 Jahrhunderts. Frankfurt a.M. 1958
Oberhänsli	Oberhänsli, S., Die Glarner Unternehmer im 19. Jahrhundert. Diss. phil. Zürich 1980
Peter	Peter-Kubli, S., Netstal 1798–1998, ein Industriedorf im Wandel. Näfels 2000
StaZ	Staatsarchiv des Kantons Zürich
Tschudi	Tschudi, P., Hundert Jahre Türkischrotfärberei 1829–1929. Schwanden 1931
Winteler	Winteler, J., Glarus, Geschichte eines ländlichen Hauptortes. Glarus 1961

Bildernachweis

PTF	Peter Tschudi-Freuler'sche Familienstiftung, «Platane», Schwanden
GLA	Glarner Landesarchiv
DJE	Archiv Daniel Jenny, Ennenda
PBH	Privatbesitz Herrliberg, (E. Weilenmann-von Meyenburg)
PBL	Privatbesitz Lausanne (A. Sanchez-Trümpy)
RNB	Rorschacher Neujahrsblatt 1966

Alle nichtbezeichneten Bilder sind Privatbesitz von S. u. H. Mazzolini-Trümpy, Mitlödi

Administrativer Teil